Deutsche Rundschau

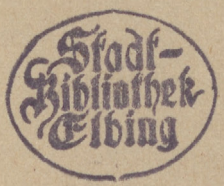
BAND CCLIII

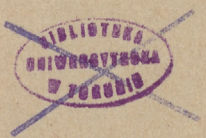
(Oktober – November – Dezember 1937)

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN

1938:608

36403
~~2110~~





Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertdreiundfünfzigsten Bande

(Oktober – November – Dezember 1937)

Ernst Samhaber: England und der Friede 1
Hans Künkel: Weg des Lebens! 7
Paul Fechter: Dämon Sprache 11
Eberhard Georgii: Rund um Rhodos 16
Richard Benz: Nationalgefühl und Geistigkeit 25
Lebendige Vergangenheit. Adam Heinrich Müller 30
Leopold v. Schlözer: Rainer Maria Rilke in Paris 34
Kurt Wiedenfeld: Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre 37
Otto Doderer: Eugen Diesel als Bühnendichter 40
Rudolf Pechel: Die Besetzung von Runö 41
Rundschau 49
Josef Martin Bauer: Die barocke Kerze. Novelle. I. 58
Literarische Rundschau:
W. Wirths: Der Roman des Soldatenkönigs 65
R. Pechel: Für den Weihnachtstisch 66
Eugen Diesel: Die Welt ohne Vertrauen 81
Walther Pahl: Von Chinas Wehrkraft 89
Paul Fechter: Gerhart Hauptmann, der Fünfundsiebzigjährige 90
Paul Bauer: Die Bezwingung des Siniolchu 93
Otto Heuschele: Große Soldaten als Meister des Wortes 103
Lebendige Vergangenheit. Generaloberst Hans v. Seeckt 110
Paul Fechter: Diesel 113
Dr. med. Alfred Brauchle: Dr. med. Samuel Hahnemann 116
Mechthild Babinger: Giotto 122

Rundschau 127
Josef Martin Bauer: Die barocke Kerze. Novelle. II. 135
Literarische Rundschau:
C. Schrempf: Der Generationswechsel in Frankreich 146
W. Wirths: Die Zinnsoldaten 146
R. Pechel: Für den Weihnachtstisch 147
Militärisches 154
Menschliche Tragikomödie 155
Baedekers Süddeutschland 156
Eine Freude, zu lernen 156
Eine neue Shakespeare-Übersetzung 156
Handbuch der deutschen Volkskunde 156
Alpentrachten 157
Handbuch des Diplomatischen Corps 157
Adolf Reichwein: Warum kämpft Japan? 161
Walther Pahl: Luftpolitik im pazifischen Raum 166
Paul Fechter: Das Ende der Generationen 168
Harald v. Koenigswald: Friedrich August von der Marwitz 172
Hans Pflug: Der stille Strom. Mit Bildern 177
Konrad Nußbächer: Die Apotheose des Lebens 185
Die ewige Wirklichkeit 189
Eugen Diesel: Das Phänomen Deutschland 194
Rundschau 196
Friedrich Wallisch: Wilhelm Bolts in Afrika und Indien 202
Josef Martin Bauer: Die barocke Kerze. Novelle. Schluß 208
Margret Boveri: Generalunordnung 221
Literarische Rundschau:
K. Wiedenfeld: Nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 225
E. K. Wiechmann: Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen . . . 226
H. Goldschmidt: Politik und Gesellschaft 228
R. Pechel: Für den Weihnachtstisch 229

ERNST SAMHABER

England und der Friede

Es scheint die Eigentümlichkeit der englischen Politik zu sein, daß sie von den anderen Staaten immer wieder falsch eingeschätzt wird. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, welchen vernichtenden Eindruck die englische Kriegserklärung 1914 auf die deutsche Reichsregierung machte, obwohl wir nachträglich nicht mehr daran zweifeln können, daß diese Kriegserklärung nach der vorangegangenen britischen Politik unvermeidlich war. Dem gleichen Irrtum sind aber im Laufe der Geschichte fast alle Gegner Englands verfallen, sei es in dem Sinne, daß sie durch die britische Kriegserklärung überrascht wurden, sei es, daß England im entscheidenden Augenblicke seine Bundesgenossen preisgegeben hat. Mitten im Siebenjährigen Kriege wurde nach dem Tode König Georgs II. das Ministerium Pitt gestürzt und Preußen fallen gelassen.

Dieses Schwanken Englands, dieses Abweichen von dem, was andere europäische Staaten unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen zu tun pflegen, zeigt, daß die Methoden und das Tempo der britischen Politik andere sind als die des Festlandes. Deswegen ist es so schwierig, dem kontinentalen Denken die Eigenart der britischen Politik verständlich zu machen, weil mit anderen Maßstäben gerechnet wird, weil selbst die Gesetze der Entwicklung verschieden zu sein scheinen. Dabei können wir immer wieder finden, wie selbst die Engländer ein eigenartiges Verhältnis zu ihrer Außenpolitik haben. Sie streben Ziele an, von denen wir überzeugt sind, daß sie nicht ernsthaft gemeint sind, ergehen sich in uferlosen Plänen der Weltverbesserung, um dann plötzlich umzuschwenken und höchst greifbare Vorteile nach Hause zu bringen. Die Folge ist der Vorwurf des cant, das unbegrenzte Mißtrauen allen englischen Phrasen gegenüber. Wir glauben nicht an das, was die Engländer sagen, aber wir sehen, daß sie anders handeln als wir in ähnlicher Lage. Niemand scheint uns das Rätsel lösen zu können, und so sehen wir, wie Großbritannien wegen eines entfernten afrikanischen Reiches einen gewaltigen Sanktionskrieg vom Zaune bricht, um dann im entscheidenden Augenblick, als die Verschärfung der Sanktionen bis zur Ölsperre beschlossen werden soll, zurückzuweichen und dann diesen ungeheuren Aufwand ruhmlos abzublasen. Aber dann wieder schließt England nicht endgültig Frieden mit Italien, sondern schleppt einen unklaren völkerrechtlichen Zustand, wie die Nichtanerkennung des italienischen Imperiums, monatelang weiter. Die Gefahr für den europäischen Frieden, der klare und durchsichtige Verhältnisse verlangt, scheint ihm nichts zu bedeuten.

Wenn wir versuchen wollen, in diese Eigentümlichkeit der englischen Politik einzudringen, so geschieht das nicht nur aus theoretischer Freude an derartigen Untersuchungen. Es hängt für das Deutsche Reich wie für alle europäischen Völker viel davon ab, sich über die britische Politik klarzuwerden, um vor Überraschungen wie vor einer falschen Einschätzung der britischen Macht bewahrt zu bleiben. Um zum Kern der englischen Politik vorzudringen, wollen wir an die große Lehr-

meisterin uns wenden, die allein uns Auskunft erteilen kann, an die Geschichte. Es ist sonderbar, wie wenig die wirklich bewegenden Kräfte der britischen Machtentwicklung bekannt sind.

Nach englischer Auffassung ist Großbritannien gewachsen aus dem Zusammenwirken von demokratischer Freiheit und den hohen seemännischen Eigenschaften der britischen Bevölkerung, während auf dem Festlande die finsteren Mächte der staatlichen Tyrannei und der Religionsverfolgungen die freien Kräfte gebunden, ja vernichtet haben. Ein Blick in die innere Politik Englands allein genügt bereits, um zu erkennen, wie einseitig diese Auffassung ist, wie auch in England staatlicher Druck und religiöse Verfolgung geherrscht haben. Wir werden uns daher von diesen stark wertbetonten englischen Vorstellungen freimachen müssen, um die Tatsachen der Geschichte selbst sprechen zu lassen.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts überstieg die Bevölkerung Englands kaum die Dreimillionengrenze, während Spanien damals mehr als das Doppelte, Frankreich das Fünffache und das Reich wohl mehr als das Siebenfache an Bevölkerung aufzuweisen hatte. Der englische Handel war sehr gering. Er lag sehr stark in den Händen von Ausländern, vor allem der Hanse. Die Ausfuhr, von der das Land lebte, bestand in erster Linie in Wolle für das reiche Industriegebiet Flanderns. Zu dieser geringen wirtschaftlichen Bedeutung kamen die unglücklichen inneren und äußeren politischen Verhältnisse, der Gegensatz zwischen Krone und Adel, dessen Spaltung in sich bekämpfende Parteien mit den sich daraus ergebenden blutigen Verfolgungen, die drohende Nachbarschaft Schottlands und Irlands, die von dem mächtigen Frankreich immer wieder aufgestachelt wurden, während erst durch die Tudors wenigstens Wales in das Reich organisch eingegliedert wurde.

Wenn sich diese Lage bis zum Ende des 16. Jahrhunderts so grundlegend geändert hat, so beruhte das nicht auf einer Schwächung der Festlandsstaaten und erst recht nicht auf einer starken zielbewußten englischen Politik. Im Gegenteil, das Geheimnis des englischen Aufstieges im 16. Jahrhundert liegt darin, daß der Staat im Innern immer schwächer wurde, während er auf dem Festlande immer mehr an Macht zunahm. Die starke Regierung Heinrichs VIII. hat praktisch für England selbst keine Änderung herbeigeführt. Als er 1547 starb, war England immer noch eine Macht dritten Ranges, die sich nur mit Hilfe des verbündeten Spanien Ansehen zu verschaffen wußte. Die große Entwicklung unter Königin Elisabeth aber vollzog sich abseits von den staatlichen Einflüssen, ja gegen die Gesetze des Staates. Die großen Seehelden, die damals den Ruhm englischer Seefahrt durch alle Meere trugen, waren geächtete Seeräuber, die von ihrer Königin öffentlich verleugnet wurden, bis sie im Seekrieg gegen Spanien in die nationale Verteidigung eingegliedert wurden. Dennoch werden wir sagen können, daß beim Tode der großen Königin Elisabeth 1603 England weder eine nennenswerte Kriegsflotte, noch eine Handelsflotte, noch eine Industrie, noch ein Heer, noch überseeische Besitzungen besaß. Der bedeutendste Machtfaktor war eine ausgezeichnete Fischerflotte, die nach Neufundland fuhr. Diese stellte zugleich den Rückhalt für die Kaperschiffe im Kriegsfalle. Sie war aber keine staatliche Organi-

sation, auch kaum zu organisieren, und von diesen Seeleuten ging die Politik aus, niemals in das spanische Weltsystem eingegliedert zu werden.

Die Stuarts hatten für diese Politik kein Verständnis. Aus ihrer schottischen Vergangenheit kannten sie eine gewisse Bindung an Frankreich, im allgemeinen aber übernahmen sie die ursprüngliche spanische Politik der Tudors, die zur Vermählung der Königin Maria, der Katholischen, mit Philipp II. von Spanien geführt hatte. Sie konnten das um so leichter, als Spanien 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit den Niederlanden geschlossen hatte und nun Frankreich unter der Leitung des Kardinals Richelieu zu bedrohlicher Macht anstieg. Aber diese Bindung an Spanien bedeutete, daß ein geschlossener, durchorganisierter Staat in England dafür sorgte, daß die Machtverhältnisse zur See, daß das spanische Monopol in Amerika (und seit der Eingliederung Portugals auch in Asien und Afrika) anerkannt, daß die dynamischen Kräfte in England durch den Staat gebunden würden.

An dieser Forderung sind die Stuarts zerbrochen. Ein König verlor den Kopf, ein anderer den Thron. Während in Spanien sich ein Polizeistaat, in Frankreich ein Militärstaat ersten Ranges entwickelten, versank der Staat in England in Ohnmacht gegenüber den soziologischen Kräften. Als vorübergehend gerade aus den ständischen Kräften in Cromwell ein bedeutender Staatsmann emporstieg, führte die Rückwirkung nach dessen Tode zur Restauration, weil die Bevölkerung jegliche Machtentfaltung militärischer Art mit größtem Mißtrauen betrachtete. Und dennoch ist England gerade im 17. Jahrhundert so stark und mächtig geworden, daß im folgenden Jahrhundert die Weltherrschaft errungen werden konnte.

Eine eigenartige Entwicklung! Sie allein bietet den Schlüssel zur englischen Politik. Die Schwäche des Staates hat das erreicht, was ein Ludwig XIV. von Frankreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vergeblich versucht hat. Man kann die tieferen Gründe dafür in den äußeren Gegebenheiten, in der englischen Insellage, in der Tatsache suchen, daß die neuen Weltverkehrslinien an der englischen Küste entlang führten, oder man kann die inneren Kriege in Europa, das Zerfleischen der Kontinentalmächte untereinander in den Kriegen des Sonnenkönigs dafür verantwortlich machen. Man kann aber auch aus dieser geschichtlichen Entwicklung ein System machen, und das haben die Engländer nach 1688, nach der Landung des Prinzen Wilhelm III. von Oranien auf englischem Boden, getan.

Die Stärke des Staates bindet im Inneren viel Kräfte, setzt sie unter Druck und erzeugt Gegendruck, wie das die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich deutlich gezeigt hatte. Zugleich führt das zu einer Spannung zwischen den soziologischen Kräften, in erster Linie des grundbesitzenden Adels mit seinen konservativen Neigungen, und dem Staate, der sich der neuen aufstrebenden Bevölkerungsklassen annehmen will und muß. Darüber hinaus aber läßt die Stärke des Staates außenpolitisch die Nachbarn sich aus Furcht zusammenschließen zu einer übermächtigen Koalition. Das Beispiel der Habsburger und Ludwigs XIV. von Frankreich schreckten von dergleichen Versuchen ab. Das, was England anstrebte, war eine tatsächliche weltpolitische Macht, die aber nicht im Staate, sondern in den Händen seiner Bürger ruhte. So hat es im Frieden von Utrecht nicht die

spanischen Besitzungen in Amerika verlangt, sondern das Sklavenhandelsmonopol, das finanziell mehr einbrachte als der politische Besitz.

So baut sich das Britische Weltreich auf in dem eigenartigen Gegensatze zwischen staatlicher Ohnmacht und den ungeheuren Reserven seiner Bürger. Während der Handel aufblühte, überall die britische Flagge vorherrschend war, in Indien ein Weltreich von einer privaten Gesellschaft geschaffen wurde, war der Staat der Hannoveraner schwach und ohnmächtig, kaum in der Lage, sich mit den anderen europäischen Staaten an Truppen, ja nicht einmal an ausgerüsteten Kriegsschiffen zu vergleichen. Aber hinter diesem schwachen Hofe stand das mächtige Britische Reich mit seinen fast unerschöpflichen Reserven. Nur einmal ist England von dieser Politik abgegangen, und das Ergebnis war ein völliger Zusammenbruch. Das war damals, als der Staat den Kolonisten in Nordamerika seinen Willen auferlegen wollte, sie durch Steuerzahlung in ein staatliches System hineinzuzwingen, wie es für jede kontinentale Macht selbstverständlich gewesen wäre. Damals ist nicht nur fast ganz Nordamerika verlorengegangen, dieser starke Staat brachte damals die immer gefürchtete Koalition von Frankreich, Spanien und Holland zusammen, während Österreich, Preußen, Rußland, Dänemark, Schweden und Portugal die bewaffnete Neutralität erklärten, die sich gegen die Übergriffe des seebeherrschenden englischen Staates richtete. Damals stand England vor dem Zusammenbruch. Selbst zur See war die Überlegenheit der Verbündeten unbestreitbar. Da hat es die englische Politik der staatlichen Schwäche fertiggebracht, daß die französischen Bewohner Kanadas sich für England aussprachen, das ihnen Religionsfreiheit versprach, während die nordamerikanischen Kolonisten unduldsam waren. Und der heldenmütige Widerstand Gibraltars in vierjähriger Belagerung stellte militärisch das Gleichgewicht wieder her.

Nie wieder hat sich der englische Staat zu einer äußeren Betonung seiner Machtstellung hinreißen lassen wie damals unter dem Eindruck des siegreich bestandenen Siebenjährigen Krieges, aber auch niemals wieder sah sich England einer derartigen Koalition gegenüber wie während der amerikanischen Freiheitskriege. Als unter der Herrschaft des Korsen ganz Europa sich in der Kontinentalsperre abschloß, besaß England trotzdem überall Bundesgenossen, wenn sie sich auch nicht immer frei äußern konnten. Sie waren es, die den Aufstand in Spanien, das Schwenken der russischen Politik und schließlich den Zusammenbruch Napoleons herbeiführten. Seit jenen dunklen Tagen ist es das erste Gesetz der britischen Politik, niemals die Macht stärker zu zeigen, als unbedingt notwendig ist, immer von einem übermächtigen Staate auf dem Festlande zu sprechen, nur von der Bedrohung fremder Interessen, so daß die Problemstellung der Welt sich nicht mit der Tatsache des Englischen Weltreiches selbst beschäftigt.

Diese Politik ist aber nur möglich unter zwei Voraussetzungen. Ein Reich, das sich so weitgehend ausschaltet, muß gesättigt sein, darf keine eigenen Ziele anstreben. Das gilt im allgemeinen für das Britische Imperium. Als dieses einmal einen entscheidenden Schritt zur Ausdehnung machte, hatte es im Burenkrieg stimmungsmäßig sofort wieder die Weltmeinung gegen sich, und es bedurfte sehr großer Vorsicht und taktischen Lavierens in Europa selbst, um aus diesem

räumlich so entlegenen Konflikt keine ernste Krise sich entwickeln zu lassen. Sodann aber muß die Politik getragen werden von einem ernsten und wahrhaften Verantwortungsgefühl für eine vernünftige, das heißt aber elastische Erhaltung des gegebenen Zustandes.

Sobald die Verhältnisse der Welt unaufhaltsam einem Konflikt zudrängen, weil die Voraussetzungen für den Frieden fehlen, muß England eingreifen, darf es sich ihnen durch deren Verneinung oder auch nur deren Mißachtung nicht in den Weg stellen. Das Britische Weltreich in allen Erdteilen ist ein viel zu komplizierter Organismus, als daß er sich aus einem Konflikt heraushalten könnte, ganz gleichgültig, wo dieser ausbrechen würde. Ein Frieden aber müßte wiederum so beschaffen sein, daß er sich in die so verschiedenartigen Interessen des Weltreiches einzugliedern vermöchte. Kein anderer Staat wird so durch die Spannungen bedroht, die aus der Außenpolitik, aus den wirtschaftlichen Faktoren und den soziologischen Tendenzen erwachsen könnten. Fast jeder Staat kann von sich aus, durch gesetzliche Maßnahmen oder durch eine gesicherte nationale Verteidigung störende Einflüsse von außen abweisen. England kann das nicht. Sein Weltreich liegt offen und scheinbar unbeschützt da. Eine zahlenmäßig äußerst geringe Streitmacht sichert den Einfluß über Hunderte von Millionen unterworfener Untertanen, während die weißen Dominions allein durch die freiwillige, ungezwungene Mitarbeit im Weltreich gehalten werden können.

Auf wirtschaftlichem Gebiet beruht die Verantwortung Englands auf einer vernünftigen Regelung der Rohstofffrage, die nicht den Gegensatz der haves und der havenots sich zu einer Krise auswachsen läßt. Der abessinische Konflikt und die ostasiatischen Vorgänge sollten den Engländern zeigen, daß eine weitere Verzögerung der Lösung nicht ohne Gefahren ist. Auf politischem Gebiete müßte die Verantwortung Englands dahin gehen, ungesunde Ungleichheiten, wie sie sich aus dem Frieden von Versailles und den anderen Friedensverträgen ergeben, einer organischen Lösung zuzuführen.

Aber diese Pflicht zur Verantwortung stößt in England auf den Willen, keine äußere Macht auszuüben, auf die Tatsache der staatlichen Schwäche. Es ist immer der Ruf der englischen Politiker, England müsse die Führung übernehmen, aber dann, im entscheidenden Augenblick, fehlt die Kraft des Entschlusses, einfach deswegen, weil die vorhandene militärische Macht zu gering ist. Der Sprung von den hohen Zielen zum praktischen Handeln stößt immer wieder auf die Erkenntnis der vorhandenen Schwäche und läßt die englischen Staatsmänner vor dem Äußersten zurückschrecken. Daraus machen die ausländischen Beobachter eine tatsächliche Schwäche Englands. Sie vergessen, daß nach dem Entschluß zur Tat die Mobilisierung der ungeheuren Reserven Englands einsetzt, die allerdings Monate und Jahre dauert, die aber bisher jeden Gegner niedergerungen hat.

In diesem Augenblicke des Entschlusses wirkt sich der Gegensatz zwischen staatlicher Schwäche und nationaler Stärke aus. Die öffentliche Meinung in England spaltet sich, und jetzt erscheint sie völlig unverständlich. Einerseits verlangt sie von der Regierung die größte Energie, andererseits verweigert sie ihr die Machtmittel, vor allem das Mittel des Krieges, diese Ziele zu erreichen. Die

nationale Kraft, die potentielle Macht soll durch diplomatische Meisterschaft alles ohne den letzten Einsatz erreichen. Das ist immer wieder das Bild Englands in den entscheidenden Stunden.

Es ist dann für den fremden Staat sehr schwer, zu entscheiden, wie weit dieser Konflikt zwischen Wollen und Handeln den Kern der britischen Politik berührt, das Weltreich inmitten der unruhigen Welt als ruhende Macht zu sichern, wieweit sich England wirklich bedroht fühlt oder nicht. Das hängt von der englischen Einschätzung des Gegners ab, und auch da läßt sich der englische Staatsmann von seinem Instinkt mehr leiten als von den Zahlen der Armeekorps oder der vorhandenen Schlachtschiffe. In dieser instinktiven Einschätzung aber entscheidet die Innenpolitik. Wir wissen, wie im 16. und 17. Jahrhundert der „Papismus" eine entscheidende Rolle gespielt hat und im 19. die „Tyrannei". Auch heute ist die englische Außenpolitik sehr stark bestimmt durch die Einstellung gegen den „Faschismus", wobei die autoritären Staaten gleichzeitig als die havenots bezeichnet werden. Darüber hinaus werden alle innerpolitischen Bestrebungen dieser Staaten in Bevölkerungs- und Rassenpolitik sorgfältig in das außenpolitische Bild eingebaut.

So sieht der Engländer dauernd Gefahren, die das Gefüge seines Weltreiches bedrohen, aber da er dieses als ewig und unvergänglich anzusehen sich bemüht, beginnt er sich einzureden, daß diese Gefahren nicht ihn, sondern andere, den Frieden der Welt bedrängen. Und jetzt führt die politische Gegenwirkung zu der eigentümlich englischen Politik, die eigenen Interessen noch weiter zurückzustellen, die eigene Stärke noch weiter zu verdecken, gleichzeitig aber sie möglichst schnell zur Entfaltung zu bringen. Mit Riesenschritten soll nachgeholt werden, was unter dem Wunschbilde eines ewigen Friedens versäumt worden ist. Die englische Aufrüstung ist das beste Beispiel dieser Politik, wir könnten aber aus der Geschichte zahllose Vorgänge anführen, wenn sie auch noch niemals dieses Ausmaß angenommen haben. Zugleich aber setzt die diplomatische Vorbereitung der Entscheidung ein, die den Gegner zu isolieren, ins Unrecht zu setzen und von seiner Stoßrichtung auf das Imperium abzulenken sich bemüht.

Es ist die Zusammenarbeit von Innen- und Außenpolitik, die den Gegner zermürben und schwächen soll. Der Krieg soll nicht mehr um reale Interessen, an denen andere Staaten keinen Anteil haben, sondern um hohe Ideale geführt werden, die für die ganze Welt des Kampfes wert sind. Während des Weltkrieges war es der Ewige Frieden und die Demokratie, heute ist es der Völkerbund und, wohl mit starker Rücksichtnahme auf die Vereinigten Staaten, die Freiheit des Individuums. England weiß, daß auf der politischen Freiheit sein Weltreich ruht, weil sein Staat selbst so schwach ist, daß er niemals mehr die Dominions gegen ihren Willen zwingen könnte, und so sieht es in der straffen Organisation des totalen Staates die größte Gefahr, die größer ist als selbst soziale Zersetzungsbestrebungen. Seine Verantwortung gegenüber dem Frieden als der Erhaltung des politischen Status der Besitzenden hat so einen künstlichen Gegner aufgebaut, hinter dem es die wirklichen Gefahren nicht mehr sieht.

HANS KÜNKEL

Weg des Lebens!

„Ich habe gewollt und ich will, aber wir sind beschlossen in der Hand des Herrn, wir und unsere Werke; außer wozu er uns zunickt — mehr können wir nicht tun. Es ist Notwendigkeit, die uns leitet, und nicht Wille. Wir vermögen es nicht, uns gegen das Auferlegte zu stemmen. Daher führen wir unsere Vorsätze nicht aus."

Diese Worte, die eine wunderbar tiefe und einfache Antwort geben auf manche Lebens- und Schicksalsfrage, die uns brennt, sind nicht in unserer Zeit geschrieben worden, sondern vor nunmehr nahezu tausend Jahren von Notker dem Deutschen, der um 950 geboren wurde und sein langes Leben der Seelenführung und Erziehung im Kloster St. Gallen widmete.

„Außer wozu Gott uns zunickt — mehr können wir nicht tun."

Aus diesen Worten spricht ein Mensch, der manches Mal mit seinem Willen anlief gegen die harten Schranken der Notwendigkeit, die jedes Menschenschicksal bindet; der sich den Kopf blutig lief an diesen Schranken; der umkehrte und endlich sein eigenes Schicksal fand und nun plötzlich erlebte, daß Gott ihm zunickt. . . .

Der Mensch kann dieses oder jenes wollen und sich vorsetzen — aber er kann es nicht tun. Wie zwischen unsichtbaren Wänden tastet sich unser Wille entlang; wir sehen um uns hundert Möglichkeiten, aber wir können sie nicht ergreifen; wir sehen tausend Wege, die andere vor uns gingen oder neben uns gehen, aber wenn wir sie ebenfalls gehen wollen, finden wir sie versperrt. Bald sind es äußere Hemmnisse, bald innere, die sich uns entgegenstellen; bald fehlt es an Mitteln und Möglichkeiten, bald an unserer eigenen Kraft und Fähigkeit. Immer wieder prallen wir an gegen die Notwendigkeit, die unsere Hoffnungen und Entwürfe zerschlägt, und wir taumeln weiter. So schiebt uns das Leben voran, und wir gehen unwillig, weil wir es anders wollten. Wir merken gar nicht, daß die Stäbe, an denen wir uns stoßen, Wegweiser unseres Schicksals sind. Denn wir haben einen Weg, einen einzigen, den unsere Notwendigkeit will! All diese Wände, diese Schranken, in denen wir uns gefangen fühlen — sie bezeichnen unsern Schicksalsweg, den Weg unserer Notwendigkeit. Wir gehen ihn schließlich doch, vom Schicksal unwillig gezwungen. Ihn müssen wir mit unserm ganzen Willen suchen und gehen, unsern uralten Schicksalsweg, auf dem Gott uns zunickt. — Der eine findet ihn früh, der andere spät, der dritte nie. Er ist der ganz besondere, eigenartige Reichtum, den jeder hat, ohne es zu wissen; der einzige, den einem niemand nehmen kann, es sei denn, daß man sich selbst verführen läßt. Flatternde Wünsche und Neid auf andere verführen uns am meisten, fast ohne daß wir es wissen. Man wünscht sich leicht einen Weg, den ein anderer geht, ein Leben, das ein anderer lebt, und schon vergaß man wieder einen Augenblick das seine. Aber — man sieht bei anderen nur den Schein, denn die heimlichen Wunden, die die Dornen reißen, sieht man nicht.

„Ich habe nur noch solche Wünsche, die mir mit schönen Wanderschritten entgegenkommen", so schrieb Goethe, als er seinen Weg gefunden hatte. Wir müssen lernen, unsere eigenen Gedanken und Wünsche im Zaum zu halten. Wir dürfen es uns nicht mehr erlauben, blindlings zu wünschen, denn solche Wünsche sind abgelenkte Kräfte, die uns nach der Seite ziehen. Wir brauchen solchen flatternden Wunschgedanken, die uns oft nur von außen angeblasen sind und gar nicht in uns wurzeln, nicht nachzugeben: sie bereichern uns nicht, sondern sie verarmen uns, weil sie unsere Kraft zersplittern. Unser Weg liegt vor uns, und wenn wir ihn gehen, gewahren wir, daß gar nichts anderes uns reicher machen könnte, denn wir selber sind der Weg, weil unser Schicksalsleben eben unser ist und unsern Lebensbaum zur Reife führt, bis er Samen trägt. Es kommt nicht darauf an, ob ein Lebensweg größer und prächtiger ist als ein anderer, sondern nur darauf allein, ob er mit dem vollen Mute der Bejahung vollendet wird.

Wenn wir in unser Schicksal treten, hört die Notwendigkeit auf, uns zu stoßen: sie beginnt uns vorwärtszuziehen. Solange wir uns an ihr stießen, empfanden wir sie als negativ, als kalt und tot — nun, da sie uns auf unserem eigenen Wege zu uns selber zieht, wird sie für uns positiv und lebendig. Aus Zwang wird Führung. Je mehr wir „ja" zu ihr sagen, um so mehr sagt sie „ja" zu uns. Wir leben in ihr und mit ihr, und schließlich erwachen wir einmal ganz zu ihr und werden inne: die Notwendigkeit unseres Lebens ist unser eigenes höheres Selbst, das uns gestaltet.

Der Mensch ist nicht frei zu tun, was er will — der Mensch ist frei zu tun, was er muß. Für jeden Menschen gibt es ein lebendiges Müssen, dessen Bejahung durch die Tat höchstes sittliches Gebot wird, auch wenn es zeitweise gegen moralische Normen geht. Solch Ja der Tat ist immer fruchtbar, für den Menschen selber wie für alle, die um ihn sind. Wie ein frischer Wind weht es ins Leben und bläst den Staub weg, der sich auf uns legt, sobald wir unser Leben nach ausgedachten Regeln oder Gewohnheiten einrichten.

Unser Leben ist eine unerschöpfliche Quelle, die bis ins Alter nicht zu sprudeln aufhört. Aber viele Menschen haben Angst vor dem quellenden Leben, weil es immer unbekannt und neu ist und man nicht weiß, wohin es führen wird, während man doch so gerne alles vorausberechnen möchte. Man wünscht menschliche Sicherheiten, und Sicherheiten findet man in Vorschriften, Methoden und Gewohnheiten. Wenn man aber nicht mehr die Methoden, sondern das Leben selber lebt, gibt es keine Sicherheiten mehr, auf die man sich verlassen kann. Dann kann man nur noch glauben an Gott, der einem am Ende dieses Lebens zunickt, als an unsere einzige Sicherheit.

Wir dürfen uns nicht endgültig festlegen auf irdische Ziele, sonst vernageln wir uns selber. Denn neue Möglichkeiten mögen sich vor uns auftun, die wir sonst nicht sehen, und von denen doch eine die unsere ist. Neue Zielsetzungen mögen nötig werden, weil sich das Leben unabläßig verändert. Als endgültiges Ziel bleibt schließlich nur das Ewige bestehen. Auf ein ewiges Ziel gehen wir auf unserm Schicksalswege zu. Wir müssen Gott nicht mit der Lehre, sondern mit dem Leben suchen, denn er ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten.

Um den Weg des Lebens zu finden, dürfen wir uns nicht mit zu vielem „Du sollst" umgeben, sonst entdecken wir niemals das „Ich muß". Wir müssen alte Regeln, alte festbefahrene Gewohnheiten von uns abschütteln und uns befreien aus den Spinnweben alter, ergebnisloser Gedankengänge. Die altgewohnten Denkbahnen, die wir mit unsern Gedanken jeden Tag gewohnheitsmäßig wiederholen, sind wie Mauern, die wir um uns aufbauen, selbstgesetzte Schranken, die wir selbst nicht mehr durchbrechen können und in denen wir uns gefangenhalten, so daß uns weder Luft noch Sonne erreicht. Überzeugungen haben sich irgendwann einmal in uns gebildet, vielleicht bereits in unsern Eltern, und wir haben sie wie einen geheiligten Hausrat übernommen und schleppen sie nun mühselig in ein neues Lebensalter, ja, in ein neues Zeitalter hinein. Wir sollten unserm Schicksal dankbar sein, wenn es einmal wie ein frischer Wind dazwischenfährt, unsere alten Heiligtümer durcheinanderwirft und uns selber wieder auf die Straße setzt, damit wir neu anfangen können. Wir müssen unser altes Denken fahren lassen, wir müssen uns bequemen, noch einmal jung zu werden! Unser Herz muß wieder lauschen lernen, damit wir den Weg des Lebens finden, auf dem wir in den Schicksalsjahren unserer Jugend vielleicht einmal ein paar Schritte gewandert sind, den wir aber längst verlassen haben, um es uns in einer wohnlichen Schutzhütte bei unsern Reliquien bequem zu machen. Man muß an den Ewigen glauben, wenn man die „Unendliche Straße" geht!

Wir brauchen eine ganz besondere Wachsamkeit unserer Herzen. Gott, der Lebendige, waltet wieder in unserm Schicksal und schafft uns um. Unser Herz muß dem Leben entgegenschlagen, damit wir es nicht verfehlen, wenn es sich vor uns öffnet, weil wir es wo anders suchen, und eine Türe vor uns aufgeht, von der wir nichts wußten. Wir suchen es bei unserer Arbeit, aber vielleicht wartet es auf uns in unsern Kindern; suchen wir es in der Vergangenheit, so ist es vielleicht dicht vor uns in der Zukunft; hoffen wir auf die Zukunft, so steht es vielleicht vor uns als „Gegenwart". Wenn Gott eine Türe schließt, öffnet er ein Fenster. Das Leben ist das heilige Buch der Schöpfung, das wir mit unserm Herzen leben müssen. Jedes Jahr beginnt ein neues Kapitel, jeder Tag schlägt eine neue Seite auf. Wenn wir nur mit Morgenaugen hineinsehen, dann sehen wir, daß es noch heute so neu und wunderbar ist, wie es einst in der Kindheit war, als wir uns an jedem Tage neu geschaffen fühlten. Kein Mensch ahnt, in wie unmittelbarer Nähe die lebendige Herrlichkeit um ihn ist.

Der Mensch ist nichts Festes und Gegebenes, sondern er wandelt sich. Sein „Ich" füllt sich von Tag zu Tag mit neuen Inhalten; genau genommen wachen wir jeden Morgen verändert auf. Wir wachsen aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber. Unsere Seele zieht an sich heran, was sie begehrt, und assimiliert es sich. Dagegen stößt sie Erledigtes und Verbrauchtes von sich ab, denn es gibt einen seelischen Stoffwechsel ganz ähnlich, wie es einen körperlichen Stoffwechsel gibt. Was wir heute unser Ich nennen, ist bereits etwas anderes, als was noch vor einem Jahre unser Ich war. Was wir lieben, ziehen wir seelisch an uns heran und nehmen es in uns auf. So läßt sich in gewissem Sinne sagen: was wir lieben,

werden wir. Lieben wir die Dinge, so werden wir selbst ein Ding; lieben wir Gott, den Ewigen, über alle Dinge, dann ziehen wir uns selbst in die Ewigkeit.

Darum ist die ewige Sehnsucht gut. Fausts Seele war nicht verloren, so tief er auch in Irrtum und Schuld fiel, solange er die heilige Unruhe im Herzen hatte. — „Ich danke dir, Gott", schrieb der alte Amos Comenius, kurz vor seinem Tode, „daß du mich mein Lebenlang einen Mann der Sehnsucht hast bleiben lassen!" Denn diese Sehnsucht ist es ja, die uns immer wieder das Herz öffnet und den gealterten Menschen, der schon an der Erde satt wurde, bereit macht, sich an das Ewige Leben hinzugeben.

So wird der Schicksalsweg zum Weg des Lebens. Wir sollen nicht mit Wünschen und Gedanken von ihm abweichen, weil er uns zu unansehnlich scheint, sondern mit aller Liebe, mit aller Hingabe, die wir besitzen, unsere Tage füllen. Wir sollen das Beste, was wir vermögen, das Edelste, was wir zu verschenken haben, in sie hineintragen. Alles ist so groß wie wir es machen. Nichts darf uns zu klein sein, um nicht das Größte daran zu wenden — dann werden unsere Lebenstage aus kleinem groß.

Wir brauchen uns nicht zu sparen, denn je mehr wir geben, um so mehr empfangen wir. „Wer gibt, der wird empfangen; wer nicht gibt, dem wird genommen, was er hat", so heißt wahrscheinlich das Christuswort, das vielleicht von einem entstellt wurde, der nicht geben wollte, was er hatte. Wer gibt, wird reich, wer segnet, wird gesegnet. Wir tragen alles selber in unser Leben hinein, Dürftigkeit und Mißmut genau so, wie Fülle und Erfüllung. Wir rufen, und das Leben antwortet. Das Leben ist unendlich wie das Meer. Wenn wir einen unerschöpflichen Glauben hätten, würden wir unerschöpflich schenken können, und unerschöpflich würde das Leben zu uns zurückkommen. Je mehr wir unser Leben mit Liebe füllen, um so mehr füllt es uns mit Liebe. Wenn wir kargen, hält es uns karg.

Liebe ist kein Gebot und keine sittliche Forderung. Liebe ist eine Gnade, die uns auf unserm Schicksalsweg entgegenkommt. Aber sie kommt nur, wenn wir auf diesem Wege uns selbst und unser Leben darbringen. Solange unser Ich im Mittelpunkte unseres Denkens steht, bleibt sie uns verschlossen. Es ist nicht genug, von der Nichtigkeit des Ich zu wissen, denn unsere Ichsucht ist eine furchtbare Wirklichkeit, die sich nicht durch Denken auflöst und die nur schrittweise durch unser ganz durchlebtes Schicksal schwindet.

Solange wir im Schicksal leben, leben wir im Reiche der Notwendigkeit. Die Notwendigkeit überwinden wir nicht dadurch, daß wir gegen sie ankämpfen, sondern dadurch, daß wir sie uns selbst zu eigen machen und sie erfüllen. Wir können es, weil das Gesetz unseres Lebens von unserem höheren Selbst bestimmt wird. Wir gehen den geheimen Pfad unseres höheren Selbst, wenn wir unseren Schicksalsweg bejahen, und mehr kann kein Mensch tun. Aber wir bleiben nicht in der Notwendigkeit des Schicksals hängen. Haben wir sie zur Hälfte erfüllt und zurückgelegt, so kommt uns die uranische Liebe entgegen, die Gnade ist und die keinen Zwang und keine Grenzen kennt. Erst in dieser Liebe sind wir frei! Wir spüren zuerst nur ihren Trost und ihren Anhauch, später werden wir ihr Werkzeug, um am Ende unserer Tage in sie einzugehen.

PAUL FECHTER

Dämon Sprache

Über den Ursprung der Sprache haben sich kluge und gelehrte Leute des öfteren den Kopf zerbrochen und mehr oder weniger dicke Bücher über das Problem geschrieben, wie wohl die Menschen einmal dazu gekommen sein mögen, Dinge und Gefühle, Vorgänge und ihre Reflexe in der Seele mit allerhand Lauten und Lautverbindungen zu bezeichnen, zu umschreiben oder gar zu deuten. Der Ursprung der Sprache, der Übergang vom einfachen, tierisch unartikulierten Laut der Freude, des Schrecks, des Hungers zum artikulierten Wort, zum Satz, zur Periode hat nicht nur Herder und Humboldt, sondern ganze Reihen gelehrter Häupter beschäftigt — während ein im Grunde viel wesentlicheres und zeitgemäßeres Problem, nämlich das heutige, das immer erneute Verhältnis zwischen Sprache und Mensch bisher nur von ganz wenigen überhaupt als Problem gesehen worden ist. Am meisten davon haben bezeichnenderweise noch die Dichter geahnt, die von Ibsen bis Hofmannsthal, von Gottfried Keller bis Nietzsche immer wieder wenigstens das Problem angerührt und gestaltet, wenn auch nicht umschrieben haben. Hjalmar Ekdal, der traurige Held der „Wildente", führt sein kümmerliches Dasein allein aus den Worten der Reicheren, die ihm nahekommen: er nimmt das fremde Gut von den großen Bürgern wie von dem Idealisten Gregers, und baut aus beidem seine kleine groteske Schwindelwelt vor Frau und Kind auf. Die ungeheure Macht, die die Worte über Leben und Schicksal des Einzelnen haben, wird hier im Bilde aufgezeigt von einem, der, ein heimlicher Romantiker, an sich selber ihre unheimliche Dämonie nur zu sehr erfahren hatte, der sein lebelang immer wieder auf das grundlegende Mißverhältnis zwischen sich selber und dem geheimnisvoll sich ihm zugleich öffnenden und verschließenden Reich der Sprache gestoßen war. Wenn jemand im letzten seiner Dramen sein Spiegelbild mit soviel Haß und Verachtung von einer Frau immer wieder „Dichter" nennen läßt, muß er schon allerlei Momente des Grauens vor dem eigenen Wortschicksal verspürt haben. Hofmannsthal vermochte dies Grauen im reichen Barock seiner Wortmusik zu lösen: der Nietzsche des Zarathustra steigerte sich in den Rausch wagnerischer Klänge aus der Wortwelt, um so die Erkenntnis dieses vielleicht entscheidendsten Katastrophenmoments des Lebens, an den er erkennend oft herangekommen war, ebenfalls von der Romantik her mit dem musikalischen Wortgut seiner Dichtung noch einmal zu überdecken und unsichtbar zu machen.

Über den Weg, auf dem die Sprache entstand, ihren Ursprung und ihre Entwicklung in der früheren Zeit sind wir auf Hypothesen und Theorien, auf die Versuche von Menschen angewiesen, die in sich selber noch Zugang zu den „Müttern" haben und aus deren dunklem Reich ferne Ahnungen verschollener Welten in ihren Visionen heraufzubeschwören vermögen. Vor uns steht, für uns selber erheblich wichtiger die Frage nicht nach der Genesis, sondern nach der Übertrag-

barkeit der Sprache, nach den Erscheinungen und Wirkungen, die aus dem ständigen Weitergeben des Sprachguts von einer Generation zur anderen, von einem Menschen zum andern erwachsen. Die Sprache, nach deren Ursprung man sucht, ist im Lauf der Jahrtausende ein Phänomen geworden, das für den Menschen unendlich viel mehr bedeutet als ein Mittel zur Bezeichnung, zur Umschreibung, zur Verständigung und Deutung: sie ist, beladen mit dem Erbe jener Jahrtausende, eine ungeheure Macht, Schicksal und Dämon für unzählige geworden, deren Leben sie Gesicht und Ablauf, Glanz und Elend, Wahrheit und Lüge gab. Die Sterne des Schicksals, die Schiller in der Brust des Menschen sah, sind zum nicht geringen Teil beschattet von den Wolken dieses Dämons der Worte, der selber immer mehr zu einem der seltsamsten geheimen Herrscher des Lebens geworden ist.

Die Sprache, deren Entstehung man nachgeht, ist ein Unfertiges, Werdendes, ein Etwas am Beginn seiner Bahn, Produkt früher Seelen, noch ungeformt und unbeladen, Träger nur des Unmittelbaren, jeweils Neuen, der Gefühle aus der Tiefe jenseits allen Wissens und Denkens. Die Sprache von heute ist ein fertiges, in Jahrtausenden geformtes Gebilde von komplizierter Gesetzlichkeit, ein System verschlungener Beziehungen zwischen Lauten, Worten, Begriffen, das jedes neue Geschlecht, jeder neue Mensch von den vorangehenden empfängt und in einem seltsam geheimnisvollen Prozeß erwirbt, um es zu besitzen — oder um von ihm besessen zu werden. Alle Kinder lernen von Eltern und Lehrern und anderen Kindern die Sprache, lernen an der fremden Sprache der Erwachsenen die eigene entwickeln — oder empfangen abseits dieser natürlichen Entwicklung Fertiges, das nun seinerseits sie zu entwickeln beginnt.

Alles Lernen ist zunächst Nachahmen, Nachmachen — auch das Sprechen. Es wird bei den Urmenschen lange gedauert haben, bis sie sich getrauten, die ersten primitiven Worte zu gebrauchen, die die geistig Fortgeschrittensten der Horde sich geschaffen hatten: es dauert auch bei den Kindern eine ganze Weile, ehe sie nachzusprechen wagen. Es ist, als ob sie etwas von den Gefahren ahnen, in die sie sich begeben — und es ist, als ob auch die Erwachsenen etwas von den Mächten ahnen, die sie mit den ersten Worten auf die Kinder loslassen. Der Babyslang ist wohl aus diesem Instinkt entstanden: indem man die Worte entformt, von sich und ihrem Sinn entfernt, nimmt man ihnen etwas von ihrer Macht, stumpft man die Haken und Spitzen ab, mit denen sie sich in die noch wortlos unzerredet lebende Seele bohren. Diese wohlmeinenden Annäherungen an die unartikulierte Zeit der Menschheitsentwicklung aber verwehen nur zu rasch: das Wort sie müssen lassen stan, die Eltern und Erzieher — und nun beginnt der Kampf um das Wort oder der Kampf des Worts um die Seelen, beginnt die große Scheidung der Menschen in die Sieger und die Opfer, die Starken und die Schwachen, die Führer und die Geführten.

An der Aufnahme der Sprache, bei der Aufnahme der Sprache scheiden sich zuerst und endgültig die Geister. Auf der einen Seite stehen die jungen Menschen, die so viel Seele und Wesen mitbekommen haben, daß sich bei ihnen die Rezeption der Worte aktiv schöpferisch und damit naturgemäß vollzieht. Sie

hören von den Erwachsenen die seltsamen Klänge, die Tisch und Blume, Haus und Hund benennen, und nehmen sie in sich auf, erfüllen sie, lassen sie aus ihrem Innern erstehen, wie sie einst aus dem Innern der Urahnen entstanden. Die Großen gebrauchen auch andere Worte, lieben und hassen, sterben und verehren, Welt und Leben. Kinder von dieser Art hören diese Worte — und schweigen von ihnen. Sie können sie nicht erfüllen, nicht aus sich lebendig wachsen lassen: sie bleiben ihnen Klang, den sie nicht verstehen und der ihnen darum fremd, leer und stumm ist. Sie lassen ihn vorübergleiten, begnügen sich mit dem Wort- und Sprachgut, das ihnen gehört — und bauen diese kleine Welt erst ganz langsam aus, mit natürlichem Gut, das wirklich im Entstehen ihr eigen ist, etwas darstellt, das sie sind, das ihnen gehört. Das Dämonische der Sprache bleibt machtlos vor ihnen.

Auf der anderen Seite aber stehen die jungen Menschen, deren Seelen nicht diese dichte Erfüllung besitzen, in denen ein leerer Raum ist, in dem ein Echo, ein Widerhall schwingen und seine Reize entfalten kann. Bei ihnen vollzieht sich die Rezeption der Sprache passiv, unschöpferisch und somit wider die Natur. Sie hören von den Erwachsenen die seltsamen Klänge, die Tisch und Blume, Haus und Hund benennen, und nehmen sie in sich auf, weil in diesen Lauten etwas klingt, das sie jenseits aller nur brauchbaren, aller praktischen Benutzungsmöglichkeiten rein vom Klang aus reizt. Sie hören in ihren Seelen den klingenden Widerhall der Worte, Haus und Blume und Tisch und Hund: es bereitet ihnen ein unklares Lustgefühl, wie die Großen die Worte zu gebrauchen, in sich und durch sich zum Klingen zu bringen. Sie hören die andern Worte der Erwachsenen, Lieben und Hassen und Sterben und Verehren, Welt und Leben und wie sie sonst noch heißen — und sie schweigen nicht vor ihnen. Sie können sie auch nicht erfüllen, auch nicht aus sich lebendig machen: sie bleiben ihnen ebenfalls Klang, den sie nicht verstehen, dem sie aber trotzdem oder gerade darum verfallen. Sie lassen die Worte nicht vorübergleiten, sondern nehmen sie gierig auf: sie genießen in dem Echo der fremden Laute in ihnen und um sie eine seltsam rauschhafte Lust. Sie nehmen die Worte von außen und eignen sie sich nur von außen an, als Klang, als Laut — und als Dekoration. Sie benutzen die fremden Worte, ohne um ihren Sinn zu wissen, sich an ihrem Klang, ihrem Laut erfreuend — und an der Tatsache, daß sie sie benutzen. Sie sind stolz darauf, wie die Großen schon solche Worte zu gebrauchen: sie sprechen sie aus, um sich mit ihrer Hilfe in die Welt der Großen einzuschleichen — und um sich selber groß, erwachsen, reicher vorzukommen, als sie sich instinktiv doch empfinden.

Dieser Prozeß, der sehr früh schon einsetzt, sehr früh sichtbar wird, ist einer der unheimlichsten und entscheidendsten seelischen Vorgänge im Entwicklungsablauf der Menschen. Er scheidet die Welt in die beiden zuletzt entscheidenden Hälften: er schafft die Grundlagen für die entscheidenden Schwierigkeiten des Lebens — aus ihm entwickeln sich Aufgaben, die zu bewältigen ein Leben kaum ausreicht. Die ungeheuren Gefahren, die das Lernen durch Nachahmung mit sich bringt, sobald es die geistigen Gebiete berührt, werden bereits hier am Beginn des Weges mit aller Deutlichkeit sichtbar — und mit ihnen die Dämonie der

Sprache, die längst aus einem Hilfsmittel des Lebens ein gnadenloser Herrscher, ein Verführer und Vergewaltiger der Seele, ein Reich für sich geworden ist, mit dem zusammenzustoßen nur die ganz starken, erfüllten oder die ganz einfachen Seelen sich erlauben dürfen. In den Worten lebt nicht nur aus grauen Vorzeiten etwas von der Situation, in der sie zuerst entstanden: in ihnen steckt nicht nur verborgen das Bild, der Klang, das Gefühl, die Erkenntnis des ersten Werdemoments. In ihnen lebt darüber hinaus eine ungeheure Geschichte: sie nehmen unvermerkt immer wieder Wesentliches von dem immer neuen Leben mit, das sich ihrer schon bediente. Aus jeder Seele, die sie einmal aus sich heraus erklingen ließ, ging etwas in sie ein: das Leben, das mit ihnen schlug und liebkoste, lockte und abwehrte, mordete oder lebendig machte, ließ in ihnen seine Spuren, gab ihnen eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Macht, die in ihnen schlummert, mit ihnen wandert und plötzlich ausbricht, wenn ein Ahnungsloser sich ihnen naht und sie benutzend weckt. Diese Macht wacht auf, sobald sie auf den geeigneten Boden trifft, und dann ist sie stärker als der, der die Worte gebraucht: sie reißt ihn weiter, als er selber wollte, gibt ihm Wirkungen, die er selbst nicht wollte, stellt ihn aus seinem Leben heraus unter die Gesetze fremder Welten. Wer die Worte etwa des Gefühls nicht aus seiner inneren Wirklichkeit wachsen läßt, greift in Gefühle, von denen er keine Vorstellung besitzt: er wird aus seiner Welt hinausgetragen in Bereiche, in denen ihn zuletzt keine Wirklichkeit mehr trägt, sondern nur noch der leere Klang einer fahlen Welt, aus der ein Dämon das Leben vertrieben hat. Die Sprache ist im Lauf der Jahrtausende selbständig geworden, aber nicht als geistiges Gebilde, als Objekt der Grammatik und der Geschichte, sondern als ein unheimliches Klang- und Bild- und Lebensreservoir, dessen geheimnisvolle innere Macht sich der Einzelnen bemächtigt, um von ihnen wieder zu neuem Leben verwirklicht zu werden. Das Opfer ist nicht nur der Einzelne, sondern seine gesamte Umwelt: in das unmittelbare, natürliche Leben mit seinen unmittelbaren natürlichen Verwirklichungen im Wort stellt sich ein anderes Leben aus dem Wort und seinen von weit her ererbten Inhalten: um die Wirklichkeit der Seele baut sich ein Schattenreich der Toten, die durch den Mund eines scheinbar auch Lebenden ein neues gespenstisches Dasein bekommen, das das wirklich Lebendige feindlich zu ersticken sucht.

*

Auf einem Gebiet hat man dieses seltsame Mißverhältnis zur Sprache, dieses Übergreifen der Sprache in die Lebensabläufe vor allem im 19. als im Jahrhundert der Sprache des öfteren festgestellt: auf dem Gebiet der Dichtung und der Literatur. Von Ibsens Hjalmar Ekdal bis zu Hofmannsthals lyrischem Toren geht die Reihe der Gestalten, deren Leben an den Worten, die ihnen nicht gehören, gestorben ist. Wie weit dieses Phänomen aber über die Gebiete der Sprachberufe und Sprachtätigkeiten ins allgemeine Leben hinübergreift: die Tatsache, daß die Sprache je länger desto mehr ein Menschen und Schicksale bestimmender Faktor des Lebens geworden ist, für alle und nicht nur für die,

die beruflich im Umgang mit Worten stehen, ist noch kaum näher untersucht worden — ebensowenig wie der wunderliche Ausgleich, der sich wiederum von der Sprache her für diese dem Dämon der Worte von früh an Erlegenen ergibt. Die halben, halb erfüllten Seelen, die, berauscht vom Klang und der Wirkung der ihnen gemäßen Worte sich von ihnen unterjochen lassen, wie etwa Theodor Fontanes wunderbar gaskognischer Vater, dem der Name des Lords Londonderry richtig ausgesprochen so wenig genügte, daß er einen donnernden Hauptakzent auf die zweite Silbe legte — diese Menschen empfangen auf der andern Seite im Lauf des Lebens langsam von der Sprache mehr, als sie zunächst durch ihren Mißbrauch verlieren. Der Lebensgehalt, der sich unvermerkt im Lauf der Jahrhunderte in den Worten angesammelt hat und heimlich in ihnen weiterschwingt, verführt diese Opfer der Sprachmusik und des Sprachschauspiels nicht nur zu Ausgaben, denen sie nicht gewachsen sind: er gibt ihnen, wofern sie als redliche Knechte mit dem aus der Welt der Worte im tiefsten unrechtmäßig genommenen Pfunde weiterwuchern, d. h. sich im Lauf der Jahre das vorweggenommene Gut erkennend zu einem ihnen zukommenden erheben und es sich so legitim aneignen, am Ende alles und mehr wieder, als er zuerst nahm. Die Worte sind nicht nur, wie bei den natürlichen und wesensechten Menschen, Verwirklichung und eine Erscheinungsform des seelischen Daseins: sie sind, eben weil sie dies sind und weil sie im Lauf der Jahrhunderte durch Tausende von Schicksalen geglitten sind, Tausende von Schicksalen geschaffen haben, auch Lebensspender, Seelenschöpfer geworden. Von den Worten aus, wofern sie von dem ursprünglich Unberechtigten nachher mit rechter Erkenntnis gebraucht werden, sinkt etwas von dem seelischen Gut, das sie enthalten, in die unerfüllte Seele des Sprechers — und sammelt dort langsam, geduldig einen wachsenden Schatz von erworbener Seele an. Das Negative des Vorgangs wird am Ende ins Positive ergänzt von eben dem Dämon Sprache, der so das Leben bestimmte: die Prädestination der Anlage wird von der ewigen Gerechtigkeit der Entwicklung am Ende milde und voll Gnade ausgeglichen. Wenigstens für die, denen das Unheimliche dieses geistigen Prozesses und die weitreichenden Maße dieser dämonischen Unterjochung mindestens des halben Lebens einmal zum Bewußtsein gekommen ist.

EBERHARD GEORGII

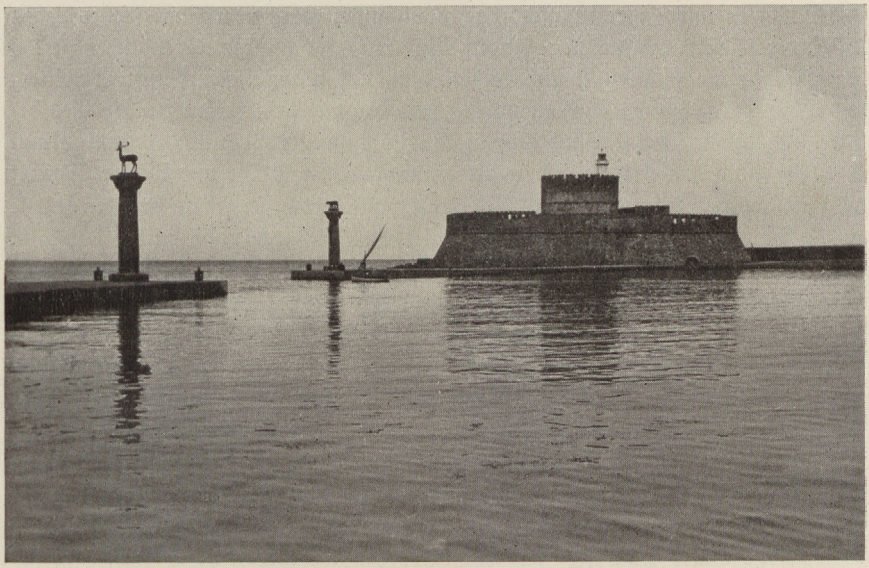
Rund um Rhodos

So vertraut Italien selbst, seine Geschichte und Landschaft den Deutschen ist, so wenig bekannt als Reiseland ist Rhodos, die Hauptinsel des italienischen Dodekanes. Und doch trennen sie nur 600 Sm. (2 – 3 Dampfertage) von Brindisi, und des Schönen und Interessanten birgt sie die Fülle. Schon der erste Anblick der Insel ist eine Überraschung. Nach der felsnackten Kahlheit anderer griechischer Inseln steigt da Land aus dem Dunst des morgenfrischen Meeres in weich anschwellenden Konturen. Seine Berge und Bergflanken aber umfängt warm und mütterlich, so weit das Auge reicht, grüner lebendiger Wald. Das Schiff umsteuert die Nordspitze der Insel. Vom Sandstrand, der diese umgürtet, baut sich die „Neustadt" – Neocori – malerisch hinauf an den Hängen des Monte S. Stefano, reizende Villen ganz in Gartengrün gebettet. Zur Linken aber und gerade voraus, auf wenige Kilometer genähert, ruhen, wie schwebend über dem blauen Meere, Anatoliens Hochketten und Gipfel, noch überflossen vom schneeigen Weiß des scheidenden Winters.

Vorbei an der von Hirsch und Wölfin flankierten Einfahrt des farbenfrohen Galeerenhafens Mandracchio um das mächtige Rundkastell San Niccola gleitet das Schiff hinüber in den Porto del Comercio, dessen Zufahrt von alters her der wuchtige Torre Sant' Angelo hütet. Groß und gewaltig türmen sich im Hintergrunde die Mauern und Bastionen der alten Ritterfeste, überglänzt von den Dächern, Kuppeln und Minaretts der Stadt Rodi.

Still blickt die ruhige Fassade von S. Giovanni herüber und sein Glockenturm. Im Bootshafen schaukeln, sich spiegelnd, hundert bunte Segel und Barken. Ein Taubenschwarm umkreist die Platane und den zierlichen Brunnen vor der Kirche und schwebt flirrend hin über die das Ufer säumenden Anlagen. Dort, zwischen blutroten mannshohen Hibiskushecken, zwischen Rosen, Geranien und veilchenfarbener Pracht fernsüdlicher Bougainvillen spielt, wenn der Abend sich senkt, fröhliche Militärmusik. Festlich entflammen alle Lichter und Kandelaber längs der breiten Prunkstraße, die hinschwingt zwischen Mercato und Anlagen, entlang den Regierungspaläften, Bauten, in Form und Farben, reich und schwer von Erinnerungen an Italien, Levante und Orient. Es ist die Stunde des rodischen Korsos. Schwatzend, heiter promeniert die Menge. Die Tische der Laubencafés vor dem Mercato füllen sich. Italienische, türkische Laute, das „Altkastilianische" der Spaniolen vernimmt man hier, zumeist aber griechisch.

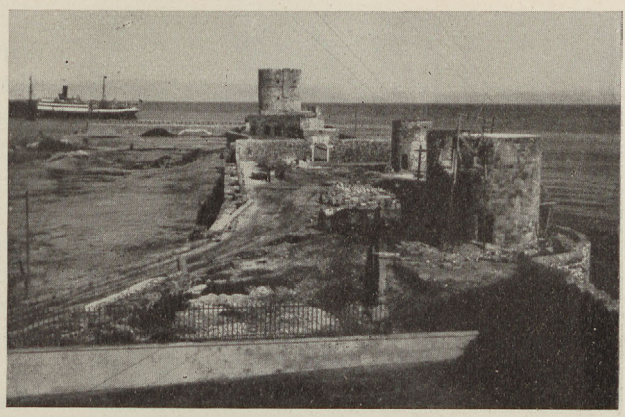
So eines der vielen Gesichter von Rodi. Ein anderes zeigt sich, sobald man, durch welches der gewaltigen Torwerke immer, die Città murata betritt. Hier umfängt uns nach wenigen Schritten schon der Reiz des Geheimnisses, das um Ecken lockt und ins Dämmer. Überall tun sich Gassen und Gäßchen auf, oft bogenüberwölbt, mit reizvollem Spiel von Lichtern und Schatten. Sie führen bergauf – bergab: zu malerischen Winkeln, an blütenumsponnenen Mauern vorbei, hinter denen der schwere süße Duft von Orangen und Glyzinen oder das leise Fächeln



Einfahrt von Mandracchio mit Castel S. Niccola

einer die Mauer schlank überragenden Palme verschwiegene Gärten ahnen lassen. Zeitlos schlendert man hier dahin, neben wappengeschmückten alten Portalen, kunstvoll vergitterten Fenstern, unter orientalischen Erkern und Balkonen durch, mit ihrem reichen Maß- und Schnitzwerk. Blütenflammende stille Patios öffnen sich und entzückende Durchblicke. Hier spinnt noch aller Märchenzauber aus Tausendundeiner Nacht.

Und wieder ein anderes Bild, wenn man plötzlich hinaustritt auf einen der vielen kleinen Plätze: meist überschattet ihn eine einzige ungeheure Platane mit breit ausladendem Laubwerk. Hier ragen die Moscheen mit ihren vielfach von lichten Säulen getragenen, bogenumspannten Vorhallen und ihrem einem Rundtempelchen oft nicht unähnlichen Brunnenhaus, das sich neben dem Stamm der Platane in der Mitte des Platzes erhebt. Schwarz verschleierte Frauen



Torre S. Angelo am Porto del Commercio (Über dem Dampfer die Bergkette Anatoliens)

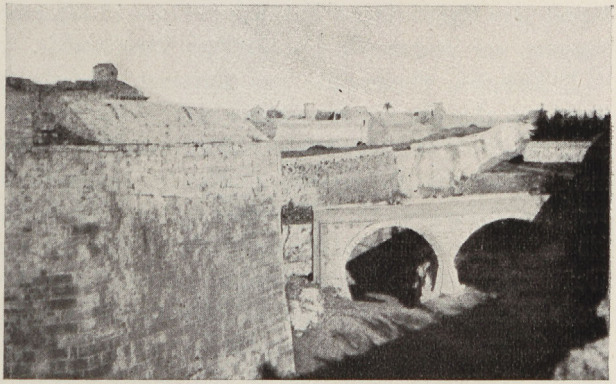
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

und Mädchen füllen ihre Wasserkrüge, den ganzen Platz überklingt frohes Leben spielender Kinder. Ruft vom ragenden Minarett, wie aus dem Unendlichen herab, der Muezzin die Gläubigen zum Gebet, dann nahen diese, gemessenen Schrittes, das Haupt vom bunten Turban umwunden oder mit dem rotleuchtenden Fes bedeckt. Über allem baut still und groß die Moschee ihre Kuppeln und reckt ihr Minarett hoch ins Himmelsblau. Mehr als zwanzig solcher Plätze und Moscheen zählt die ummauerte Stadt. Der lichteste dieser Tempel jedoch, in seiner heiteren Grazie einem Kleinod der Goldschmiedekunst vergleichbar, glänzt draußen in der Neustadt. Nach Murad Reis heißt er, nach Solimans Admiral. Murad Reis' Grabkapelle schmückt mit solchen vieler anderer in dieser Welt Großer, den stillen Friedhof um seine Moschee. Friedhöfe, Moscheen und Bäder sind letzte Zeugen der türkischen Herrschaft. Ob aber gleich die „Herrschaft" schwand, im Gewimmel der Basargassen — den Suks — lebt auch heute noch unverfälschter „Orient". Eng reihen sich, rechts und links, in diesen Suks Läden und Werkstätten. Oft sind es nur winzige Räume, und doch stapelt in ihnen, bis an die Decke, hundertfältige Ware. Hier übt ein Garkoch seine Kunst und weist die Produkte, dort werkelt ein Sattler, prächtiges Zaumzeug zur Schau stellend, oder ein Schuster, der gleich bündelweise bunte Pantoffel und die kniehohen weichledernen Schaftstiefel für die Bauern und Bäuerinnen vor die — natürlich offene — Werkstätte hängt. In einem dunklen „Loch" am glutrot leuchtenden Feuer hämmert geschäftig ein Schmied. Allen Gewerben sieht man bei ihrer Arbeit zu. Dazwischen überall kleine Schenken und Cafés, in denen bei Trick-Track und Wasserpfeife allerlei Gäste hocken. Mitten durch solche Straße flutet das Volk: Landleute in malerischen Trachten, in bizarren Pluderhosen Türken und Griechen, bald zu Fuß, bald auf lustig bemalten zweiräderigen Karren oder auf flinken kleinen Eseln und Mulis, übergroße Körbe rechts und links am Sattel, voll leuchtender Früchte. Alles ein lockendes Bild bunt-orientalischen Lebens, dem man gern zuschaute stundenlang, lockte nicht neben dem lebendigen Rodi das andere — der Ritter.

Murad-Reis-Moschee

Urgewaltig und nahezu vollständig erhalten ragt es und fesselt immer wieder den Blick. Alle gewohnten Maßstäbe und Vorstellungen versagen hier schlechterdings. Daß ein Rundgang um die Mauern der Stadt etwa 3 Stunden in Anspruch nimmt, daß die Basteien bis über 50 Meter spannen, mag wenigstens die räumliche Ausdehnung dieses besterhaltenen mittelalterlichen Befesti-

gungsringes der Welt ahnen lassen. Wenn sonstwo die Entwicklung der Städte alte Mauergürtel sprengte, hier schützten Mohammed II. und Soliman der Prächtige selbst diese Werke vor Zerstörung, indem sie einen breiten Streifen unverletzlich heiliger Erde jenseits des äußersten Festungsgrabens um die Stadt zogen: die Friedhöfe, in denen sie ihre Gefallenen betteten. Rund 100000 Streiter begrub Soliman rings um die Stadt Rhodos vor diesen Mauern.



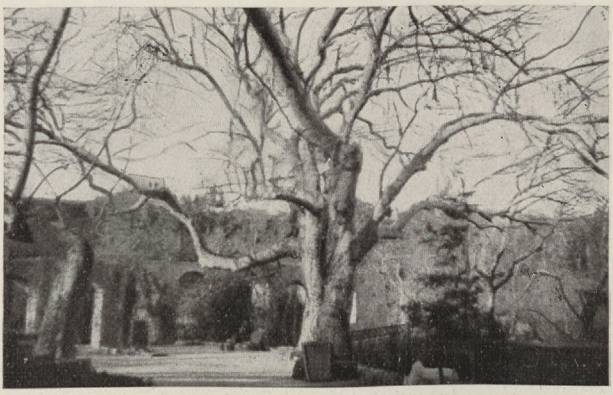
Mauern und Gräben des ritterlichen Rhodos

Die Neustadt erstand draußen, jenseits der Gräben und Friedhöfe als ein durchaus Eigenes und Eigenwilliges neben der alten Stadt. Man hat die Natur selbst zu Hilfe gerufen. Diese ist es, die heute, wie selbstverständlich, beide Sphären trennt und bindet in köstlichen Park- und Gartenanlagen, in die die Italiener eben jenen Friedhofgürtel umschufen; was irgendwo rund ums Mittelmeer grünt und blüht: in diesen Anlagen fand es seine Stätte, leuchtend und duftend in üppigster Pracht. Rosen, Rosen vor allem, galt doch von alters her Rhodos als die Roseninsel. Weite ausgezeichnete Straßen, neben gepflegten Fußwegen, leiten heute durch das stille Reich der Schläfer Solimans. Reizende Sitzplätze locken überall mit traumschönen Blicken auf die ummauerte Stadt, ihre Trutzburgen und Gräben, Dächer und Türme. Wem das Glück wird, in milder Vollmondnacht durch diese Anlagen und Gräberstätten rund um die Stadt zu wandern, dem wird ein Erleben erdentrückter Verzauberung ohnegleichen.

Ritterstraße und Ritterpaläste — nur der gemächliche Gast wird ahnend erfassen, was ihm hier begegnet. Wie der Orden selbst aus allen Nationen des Abendlandes keineswegs sich etwa nur „summierte", sondern zu einem eigengesetzlich Neuen zusammenwuchs, so bezog die Ritterarchitektur wohl Anregungen aus allen Gegenden des Abendlandes und des nahen Orients, schuf aber doch aus diesen ein lebensvoll Eigenes und Ganzes, von mächtiger Ausdrucksgewalt. Alles spielerisch nur Dekorative findet keine Stätte an dieser Kampffront von Orient und Okzident. Hier regiert ernst in sich ruhende wehrende und schirmende Kraft. Lapidar schmücken Inschriften und Wappen edelster Geschlechter in kunstvoller Steinmetzarbeit Paläste und Werke. Gotische Heiligenreliefs schirmen die Tore. Da und dort spielt um Gesims und Fenster, Portal und Kreuzgang ganze gotische Schönheit, wie fernes Erinnern an heimatliche Höfe, Klöster und Schlösser. Ihre Blüte vollendete diese Baukunst unter dem hoch-

bedeutenden Großmeister d'Aubusson (1476 – 1503), dessen Wappen man überall begegnet, als Zeichen seiner großartigen Bautätigkeit.

D'Aubusson, Großmeister und Kardinal, gebürtig aus der Auvergne, verschrieb sich ohne Zweifel aus Italien und Südfrankreich kunstfertige Handwerker, nicht anders als auch nach dem abgeschlagenen Sturm Mohammeds II. die Großmeister, besonders Del Caretto, italienische Ingenieure herbeiriefen zur Erneuerung der Festungswerke. D'Aubusson war es auch, der auf eigene Kosten 1481 bis 1489 den eindrucksvollsten der Ritterpaläste vollendete, in dessen Formen und Bestimmung, wie in keinem anderen, der Geist des Ordens Gestalt ward: das große Ritterhospital. Über gotisch-klösterlichem Grundriß, mit Kreuzgang, Galerien, Höfen und Treppen erhebt sich im weiten Viereck der strenge Bau. Seine wuchtig gedrungene Hauptfront ist von edelster Einfalt und Klarheit. Es birgt heute das Museum. Ganz erstaunlich ist – neben den vielen Stücken aus Ritter- und Türkenzeit – der Reichtum und die Schönheit der in diesen Räumen zur Schau gestellten Funde von Antiken und besonders die Sammlung aus den Nekropolen der drei „Urstädte" – Lindo, Kamiro und Jalisso. Phönizien, Asien, Ägypten, Knossos und Mykene, griechische wie römische Meisterschaft, betteten in Rhodos' Erde ihr Vermächtnis, und jeder Tag hebt neue Wunder ans Licht. Noch ein Kleinod birgt dieses „Museum": durch einen der Gartenhöfe steigt man über eine Treppe hinauf zu der mit „Veranda", mit Frauengemach, Bad und mit allen Nebenräumen vollkommen erhaltene Wohnung eines reichen türkischen Paschas, der dann nach Anatolien floh.



Rodino. Im Hintergrund die Bogen einer römischen Wasserleitung, vorne eine der tausendjährigen berühmten Platanen

Durch das gotische Nordportal verläßt man das „Museum" und tritt hinaus in die Ritterstraße: westwärts steigt sie hinan zur Höhe, die einst den Großmeisterpalast trug und die Kirche von S. Giovanni. In geschlossener Front ragen hier rechts und links die Paläste der einzelnen „Zungen" oder Nationen, nicht anders als wie einst „Zunge" neben „Zunge", Nation neben Nation, die Mauern verteidigte. Der Palast der Italiener ist, auch im Innern, völlig wiederhergestellt. Die mit dem Orden geflüchteten und schließlich in den Museen Italiens geborgenen, ehrwürdigen Gegenstände sind heimgekehrt zu ihrem ursprünglichen Standort.

Über 200 Jahre (1306 – 1522) hatte der Orden der Rodi-Ritter seegewaltig und wehrhaft geherrscht und christlichen Liebesdienst geübt. 1522 erfüllte sich das Schicksal des Ordens und mit diesem das von Stadt und Insel Rhodos. „Europa" war, allen Hilferufen zum Trotz, nicht zu finden gewesen. Es war zu tief verstrickt in dynamische Händel. Es versäumte – nicht zum letzten Male – über Händeln des Tages und des Vordergrundes den verpflichtenden Anruf abendländisch-gemeinsamer Idee. Nur rund 600 Ritter und 5 – 6000 Bürger hatten durch Monate dem Ansturm Solimans Trotz geboten. Flotten um Flotten und schließlich 200000 fanatisierte Glaubensstreiter setzte der eisern zähe Großherr ein. Mangel aber und Verrat bezwangen die Feste, nicht die 20 Stürme, nicht die 85000 Kugeln, die der Belagerer verschoß, und nicht die 52 Minen, die er gegen diese Mauern sprengte. Nach ehrenvoller Kapitulation segelte in düsterer Silvesternacht de L'Isle-Adam, der letzte Großmeister auf Rhodos, von Rhodos ab mit nur noch 160 Rittern. Ein Heldenkampf ohnegleichen war zu Ende.

Es mag auffallen, daß in der Stadt Rodi selbst die Zahl antiker Ruinen gering ist. Wie so häufig dienten sie späteren Geschlechtern als Steinbrüche. Um so überraschender sind solche Reste draußen im Bereich der Insel und der drei Urstädte. Wohl haben früher schon gelegentlich „wilde", oft recht unerfreuliche, Grabungen stattgefunden. Aber erst die planmäßige Tätigkeit des rodischen italienischen archäologischen Institutes zeitigte meisterhafte Arbeit. Noch ist die Freilegung von Kamiros nicht vollendet, und doch gibt es heute schon kaum ein ergreifenderes Bild als das vom Burgberg jener Stadt, von der Stätte ihres alten Tempels der Athene Polias. Zweieinhalb Jahrtausende alte Tempelbezirke, die Agorá, Fundamente aller Art, Mauerreste und Säulentrommeln. Und doch: die interessantesten Funde schenkten uns Kamiros' Gräberfelder. Im rodischen Museum sind sie gesammelt. Von Jalysos, der anderen Urstadt, blieb nichts von der „Stadt" selbst, wohl aber in den Gräbern ihrer Nekropole Seltenstes an Kostbarkeiten. Noch blieb von Jalysos ein anderes, sein Burgberg. Der Filéremo heißt er heute, ein einzelner Bergblock, 2000 m vom Meerstrand 270 m hoch getürmt, über der weiten, von Gärten und Olivenhainen bedeckten Ebene von Trianda. Wie eine natürliche Zwingburg ragt er und

Arcángelo, griechische Kirche

lockte durch alle Zeiten Eroberer. Auch Soliman des Prächtigen Hauptquartier prunkte 1522 auf seiner Hochfläche.

Mannigfaltig sind die Namen und die Formen frommer Verehrung: dem asiatischen Helios, griechischen Göttern und christlichem Kult baute sie hier oben durch die Jahrtausende Tempel. Mühsame Grabung fördert spärliche Reste. Heute krönt ein Riesenkreuz die Höhe, ein Bruder führt durch eine Klosterkirche und zeigt das alte Gnadenbild der Madonna delle tutte grazie.

Über Wiesen, bedeckt von großen, leuchtend gelben und weißen Margueriten, leiten Wege zum steilen Rande der Höhe und zu einer altertümlichen Steintreppe. Wasserkrüge auf den Häuptern stiegen auf ihr schon die Mädchen und Frauen des alten Jalysos ab und auf, zum Brunnenhaus der Burg. Einst von einem Erdrutsch verschüttet, ist es heute aus sorgsam gesammelten Trümmern neu erstanden. Aus den alten Löwenmasken rieseln wieder plätschernde Wasser in Brunnenbecken. Wie von Gottes eigener Loge aus schweift hier, im Schatten der das Brunnenhaus überwölbenden Platane, trunkener Blick ins weite Land: jäh in der Tiefe wasserzerrissene Täler, drüben Kette hinter Kette die Waldgebirge der Insel. Durchstreift man die einsamen Pfade rund um den Berg, glänzen Steilhänge auf, leuchtend im Violett der Bergzyklamen oder im strahlenden Weiß großer Narzissensterne. Blaue Lilien säumen die Wege und große Anemonen in allen Farben des Regenbogens. Kühl schattet echter rechter Wald, alte Eiche, schlanke Zypressen und breite dunkle Pinien. Tiefer hinab betritt man das weite Reich der blühenden Macchia: Lorbeer, Myrten, Oleander und Rhododendren, dazwischen fernste Durchblicke hinaus über das Gartenland der Ebene, begrenzt von ginstergelben flammenden Bergflanken vor saphirener Meeresweite.

Liegt Kamiros einsam und verlassen in homerischer Landschaft, leben auf Jalysos' Burgberg nur wenige griechische Mönche, so hat die Lage des Hafens von Lindos, als einzigem der Ostküste, diese dritte Urstadt durch die Jahrtausende nie veröden lassen. Wenn tief unter dem hohen Bergpaß, über den die Straße von Rodi klettert, die kleine Stadt mit ihrem teils weißen, teils bunten flachdachigen Häusern aufleuchtet, zu Füßen des scheinbar senkrechten Burgberges, wähnt man wohl wie durch Zauberhand den Block der Athener Akropolis hierher versetzt. Freilich keine grüne, fruchtbare

Der Attáiro. Auf ihm stand eines der ältesten Heiligtümer: der Tempel des „Zeus Atabirio"

attische Landschaft umgibt Lindos. Steil, steinig und ausgedörrt ist hier alles. Der immer wehende kühlende Nordost des rodischen Sommers trifft diese Bucht nicht. Heute ist Lindos, obwohl die zweitgrößte Stadt der Insel, doch ein armes und verschlafenes Nest. Unbarmherzig brennt hier während zwei Dritteln des Jahres die Sonne. Jäh und steil steht der Burgberg über Lindo, senkrecht fällt er auf der anderen Seite 116 m tief ins Meer. Ihn krönen wieder freigelegte alte Tempelreste, über denen Byzantiner und Ritter trutzige Burgen bauten, die auch heute noch in ihren Ruinen mächtig genug wirken. Merkwürdigstes aber findet man in der Stadt selbst. Nicht nur, daß die Ritterkirche zum reizvollsten ihres Stiles in der Aegaeïs gehört, Lindos Ruhm machen der ganz eigene Baustil seiner Privathäuser aus dem 17. Jahrhundert aus und außerdem eine Keramik, die, persischen Ursprungs wohl, in diesen Häusern in alten kostbaren Originalen sich erhalten hat. Nachahmend werden solche Fayencen sehr hübsch heute in Rodi gemacht und angeboten.

Autostraße nach Arcángelo

Nicht der geringste Reiz der Insel ist ihr liebenswürdiges Volk, dessen Ehrlichkeit, Unverdorbenheit und Gastlichkeit. Die Sitten im Lande sind noch durchaus patriarchalisch, die väterliche Autorität gilt unbeschränkt. Auf dem Lande leistet die Frau die Feldarbeit. Anderseits arbeiten Väter und Söhne zunächst und zuerst für die Ausstattung der Tochter. Brüder heiraten regelmäßig deshalb nach ihren Schwestern. So zurückgezogen das Leben der Frauen gewöhnlich verläuft, bei Hochzeiten und Festen, bei den berühmten Panighiri zumal, erscheinen sie immer,

Monólito mit mittelalterlicher Burg *Bilder: E. Georgii*

oft in den alten malerischen Trachten. Hier ertönen dann auch zu den alten Tänzen die alten Weisen, oft nur begleitet von einem einzigen monotonen Saiteninstrument.

Über Zahl (etwa 50000) und Zusammensetzung des Inselvolkes sichere neue Angaben zu gewinnen, gelingt nicht. Weit überwiegen die orthodoxen Griechen. Sie sind intelligent, meist zierlicher Figur und in ihrer Kopfform häufig an unseren „alpinen" Typ erinnernd. Handel, Fischerei — besonders Schwammfischerei üben sie, aber auch gärtnerische und bäuerliche Tätigkeit. Nächstdem kommen an Zahl die Türken. Als Bauern trifft man sie, und besonders im feinen Handwerk. Noch folgen Spaniolen — sie pflegen Handel und Geldgeschäft — und einige Tausend „Europäer", vor allem Italiener. Bei dieser gemischten konfessionellen Zusammensetzung des Volkes ist Rodi die Insel der Feste und Feiertage, denn viele Rodier feiern recht gerne auch solche der anderen Bekenntnisse. Was Wunder, daß hier das Leben freundlich-gemächlich dahinrinnt, mit viel Flanieren und Schwatzen, in den Lauben des Mercato, am bunten Hafen, in kleinen Kneipen und Cafés — alles ohne Hast und ohne jene Eile, die vom Teufel ist.

Wenn heute Hunderte von Kilometern prächtiger fester Autostraßen die Insel kreuz und quer durchziehen, hohe Gebirgspässe überwinden, Torrenten auf Brücken überschreiten, so muß man sich erinnern, daß 1912 auf der ganzen 1400 qkm großen Insel es nur 20 km Fahrwege gab, daß also vor knapp 25 Jahren noch alle Voraussetzungen gedeihlichen Handels und Wandels völlig fehlten. Heute ist nicht nur die Stadt Rodi mit bestem Trinkwasser versorgt und mit elektrischem Strom, heute überspannen Telephon und Telegraph Stadt und Land, die Stadt Rodi ist kanalisiert, sauber und tadellos hygienisch.

Auch das schwierige und doch für alles Gedeihen entscheidend wichtige Werk der Bewässerung und der Aufforstung ward energisch gefördert. Denn was kann diese, meist so fruchtbare Erde nicht überreich schenken, wo nur Wasser genug vorhanden ist? Die feinsten Obst- und Gemüsesorten, Mandeln, Feigen, Datteln, Orangen und Trauben und wer weiß was nicht alles. Tabak wächst ausgezeichneter, und rodischer Honig ist ob seiner Güte berühmt. Muster-Gärtnereien, Muster-Zuchtfarmen, billige Kredithilfen und Beratungsstellen, alle wollen helfen zur Entwicklung der Insel. Nicht zuletzt winkt, trügen nicht alle Zeichen, Rodi eine große Zukunft als Fremdenplatz: während des Winters ein „Madeira des Mittelmeers", während des Sommers — heute schon — das windkühle schönste Seebad der Levante, mit einem meilenweiten herrlichen Sandstrand und daneben noch ein neues „Karlsbad", da wenige Kilometer von Rodi in Calitea in ganz modernen Kuranlagen solche Quellen sprudeln.

Wer aufgeschlossenen Sinnes Rhodos erlebt, wird nimmer ein leises „Heimweh" nach diesem Eiland loswerden. Seinem Erinnern unverlierbar lebt Rodi die festliche, die ritterliche Stadt mit ihren Gärten, ihrem Zauber des Orients und der großen Geschichte. Wie eine Vision aus deutscher Romantik wird ihm jene mittelalterliche Burgruine, der Monólitho, erscheinen auf steilem, waldumkränztem Fels am Meer und wie ein Traum zwischen Orangen- und Blütenduft „die Oase" von Malona oder die große Stille und Einsamkeit um den 1200 m hohen urheiligen, felsnackten Attáiro, über dessen weltferne Weiten Adler ihre Kreise ziehen.

RICHARD BENZ

Nationalgefühl und Geistigkeit

1. Adam Müller im Dresdner Kreis

Es ist die alte romantische Begegnungsstätte Dresden gewesen, wo der erste vaterländisch-aktivistische Kreis sich sammelte, wo die ersten Worte gesprochen wurden, die den Geist in klarer Absicht für das politische Schicksal der Zeit beschworen.

Die eigentliche künstlerische Blüte dieser Dresdner Jahre verrät davon wenig oder nichts: die Zeitschrift Phöbus, von Kleist und Adam Müller 1808 herausgegeben. Aber zwei Jahre vorher, im Winter 1806, hat sich der Geist, der auch unausgesprochen hinter allem hier stand, schon manifestiert: unmittelbar nach Austerlitz und Jena sind in Dresden die ersten Reden an die deutsche Nation, ein Jahr vor Fichte, gehalten worden — Adam Müllers Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur.

Der lediglich geistig und künstlerisch Zurückschauende wird in Adam Müller allein schon den Mann verehren müssen, der als einziger neben dem alten Wieland die ganze Größe Kleists bei Lebzeiten erkannte; der nicht nur privat, wie Wieland, von ihm hingerissen war, sondern mit Wort und Tat für ihn wirkte, den Einsamen in die ihm mögliche Gemeinschaft zog und eben in den Dresdner Jahren ihm die glücklichsten und ruhevollsten seines gehetzten Lebens bereitete. Der Geschichtsbetrachter aber wird in Adam Müller, von dem erst heute wieder Gedanken lebendig wurden, der aber mit eigenem Wort und Werk zu keiner deutschen Bildung und Allgemeinheit selber mehr spricht, einen der wichtigsten Zeitbeweger erkennen müssen, die es damals gab. Dieser merkwürdige Mann ist sehr verschieden beurteilt worden, nicht nur von der Nachwelt abwechselnd als Patriot und katholischer Reaktionär, sondern auch von seinen Zeitgenossen und Freunden wie Arnim und Brentano, die zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden über ihn dachten und sich weder über seinen Charakter noch über seine geistige Stellung immer klar waren. Zuletzt ist sein Bild wie das von manchem andern jener Zeit allzusehr von seiner letzten Phase — seiner theologischen Staatslehre und seinem Dienst an der Restauration aus — gesehen worden, während er doch tatsächlich in seiner wichtigsten Zeit frühromantische Anregungen höchst selbständig weiterspann und damit wiederum auf die romantische Bewegung ein halbes Jahrzehnt, 1806 bis 1811, entscheidend zurückwirkte.

Adam Müller, dem Jahre 1779 entstammend, ist, wie Wackenroder und Tieck, geborener Berliner, dem letzteren von der Schulzeit her bekannt, aber niemals näher verbunden, wie er denn auch der Literaturrevolution der Brüder Schlegel fernsteht. Dagegen wirkt gewaltig Novalis auf ihn ein: sein Totalitätsbegriff ist es, was er zu verwirklichen unternimmt, wie er auch seine Abneigung gegen Reformation und Revolution praktisch nimmt und persönlich und sachlich die

Konsequenzen zieht. Die Studienzeit im hannöverschen Göttingen (1798 – 1801), allerdings, wo die Verbindung mit England ihm Adam Smith nahebringt, macht ihn zum Vorkämpfer des großen liberalistischen und nationalökonomischen Systems, macht überhaupt aus einem protestantischen Theologiestudenten einen Nationalökonomen: aber die Begegnung mit Friedrich v. Gentz, der damals noch in preußischen Diensten ist, bringt ihn von allen revolutionären und aufklärerischen Ideen ab; denn Gentz ist der Übersetzer Edmund Burkes, des großen Bekämpfers der Revolution. Als Gentz aus persönlichen Gründen Berlin verlassen muß, um in österreichische Dienste zu treten, geht Adam Müller nach Südpreußen, aufs Gut eines polnischen Freundes, und schreibt hier sein erstes selbständiges Werk, die Lehre vom Gegensatze, das 1804 herauskommt. Diese seltsame Philosophie, die den formal-konstituierenden Dualismus bei Fichte und Schelling (Ich und Nicht-Ich oder Ideales und Reales) als Prinzip weiterspielt und jedes Ding nur betrachten will als Anti-Ding eines andern (die Zeit etwa ist der Anti-Raum und der Raum die Anti-Zeit), führt sich zwar ad absurdum, indem sie, konsequent durchgedacht, auch dem Gegensatz einen Anti-Gegensatz gegenüberstellen muß; dennoch erweist sie sich fruchtbar als Inbeziehungsetzung der Dinge: der romantische Gedanke der Politarität ist eigentlich das Tragende, und die Kapitelüberschriften des zweiten (nicht erschienenen) Teils zeigen die Anwendung: Mann und Weib, Jugend und Alter, Volk und Souverän, Produktion und Konsumption, Bedürfnis und Arbeit sind Gegensatzpaare, in deren Erörterung schon das ganze gesellschaftliche und staatliche Leben einbezogen werden mußte. – Inzwischen hatten sich für Müller, wohl nicht unbeeinflußt von seiner polnischen Umgebung, die ihm wie E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner die erste Berührung mit dem „Süden" bedeutete, die praktischen Konsequenzen aus der Geschichtsanschauung des Novalis ergeben: er kehrte zur alten Kirche zurück. Sein Übertritt erfolgte 1805 in Wien, wohin er einer Einladung seines Freundes Gentz gefolgt war. Er hat diesen Schritt den „glücklichsten Entschluß seines Lebens" genannt; und er tat ihn, als Jüngling von 26 Jahren, gewiß nicht aus einer seelischen Ermüdung, aus irgendeiner Verzweiflung und Ausweglosigkeit heraus, auch nicht, wie so viele Maler, von der religiösen Gewalt der alten Kunst entzündet – als Mensch der praktischen Anwendung, der alles Innere auch zu leben begehrte, hat er einfach die Form der Religion, die ihm die echtere, umfassendere, richtigere dünkte, sofort aus reiner Tatgesinnung heraus bejaht. Wer um jeden Preis „verwirklichen" wollte, ohne selbst im höchsten Sinne Schöpfer zu sein, bedurfte der gegebenen gegenständlichen Formen auf allen Gebieten und mußte sich gegen die Verheißung eines erst Kommenden, wie sie doch eigentlich in Novalis lag, gerade zur Wehr setzen.

Das, was da ist an deutscher Substanz, klar herauszustellen, war denn auch die Aufgabe der Dresdner Reden; und dieser kulturpolitische Standpunkt hat allerdings die fruchtbarsten Blicke in die Vergangenheit eröffnet und die überzeugendsten Vorschläge zur Anwendung und Eingestaltung der geistigen Werte ins wirkliche Leben gebracht ...

2. Der Kreis der Berliner Abendblätter

Daß der Staat Friedrichs des Großen, der bei Jena zusammengebrochen war, einer Erneuerung bedürfe, darüber waren sich damals alle einig. Für die militärische Neuorganisation sorgten Männer wie Scharnhorst und Gneisenau geheim. Aber es galt zugleich ein Volk mit nationalem Bewußtsein und eigner Verantwortung schaffen, wie es in Preußen tatsächlich nicht bestand. Ihm Interesse am Staate zu geben, daß es nicht nur im Notfall als gebrauchte Maschine sich fühle, darauf hatte Steins Reformwerk der Selbstverwaltung gezielt, das Napoleons Haß ihm aus der Hand schlug. Adam Müller wollte auch den Ständestaat; aber er wollte ihn unter strenger Wahrung der vorhandnen gewachsnen konservativen Mächte. „Ich habe für mein Zeitalter geschrieben, und so wird man es billigen, daß ich mich der gerade jetzt unterdrückten geistlichen und feudalistischen Elemente des Staates wärmer annehme, als der in diesem Augenblick triumphierenden", so hieß es schon in der Einleitung zu den „Elementen der Staatskunst". Die triumphierenden Mächte der Zeit waren ihm immer noch die Mächte der Französischen Revolution; und die geringste Konzession an sie schien ihm das schlimmste der Übel. Als Altenstein durch den Fürsten Hardenberg abgelöst wurde, glaubte er, sich diesem noch durch die Überreichung seines Buchs empfehlen zu können, und hoffte auf Verwendung und entscheidende Mitbestimmung. Hardenberg, der seiner Talente gelegentlich sich zu bedienen gedachte, setzte ihm ein Wartegeld aus, aber hielt sein Programm noch zurück. Müller hatte soeben in Berlin Vorlesungen über Friedrich II. gehalten „mit Beziehung auf Änderungen unserer Verfassung, die jetzt im Werden sind", wie Arnim berichtete, der sich ganz von ihm eingenommen zeigte. Müller schlug dem Kanzler sogar vor, ein Regierungsblatt und ein Oppositionsblatt zugleich zu führen, wobei die Regierung, scheinbar bekämpft, doch immer widerlegen und siegen könne. Es kam nicht zustande; dagegen wurden die „Berliner Abendblätter" genehmigt, die zunächst mit der Unterstützung der Regierung und mit ihren Informationen gedacht waren. Kleist übernahm die Redaktion, Müller stand abwartend im Hintergrund. Hardenbergs Finanzedikt vom 27. Oktober 1810, das Gewerbefreiheit, Steuergleichheit, Versprechen einer Repräsentation der Provinzen und des Landes enthielt, erregte die stärkste Opposition des grundbesitzenden Adels, der an die überlieferten Verhältnisse nicht getastet haben wollte, und Adam Müller machte sich zu seinem Wortführer, indem er erst allgemein und theoretisch Adam-Smithsche Ideen, die hier zugrunde lägen, bekämpfte, dann aber zur Kritik der Regierungsverordnungen im einzelnen überging. Diese Fehde — denn man zwang Kleist, auch die Antworten der Regierung aufzunehmen — spielte sich in den Abendblättern ab; und da immer neue Angriffe der Opposition auf Staatseinrichtungen, sei es Theater, Universität, Akademie — sich einstellten, wurden schließlich nacheinander politische Artikel und Kunstkritik den Abendblättern von der Regierung verboten. So verlor die Zeitung, die anfangs durch ihre Aktualität großen Erfolg hatte und bis hinauf zum König gelesen wurde, allmählich das allgemeine Interesse, war vom Januar ab schon gänzlich unpolitisch und brachte zuletzt fast nur noch

ein „Bülletin der öffentlichen Blätter", um am 30. März 1811 gänzlich aufzuhören. Es war eine tragische Verstrickung, daß diejenigen Männer, die damals das Höchste an geistig-künstlerischer Substanz vertraten, zugleich als preußische Junker eigenste Interessen wahrzunehmen hatten und aus berechtigter Sorge vor dem Umsturz alles Bestehenden auch notwendigen Maßnahmen der Erneuerung sich widersetzten. Besonders tragisch aber scheint das alles in Hinsicht auf Kleist, der nicht wie Arnim Grundbesitzer war und in dessen innerer Welt jene oft kleinlichen Gegensätze gar nicht die Rolle spielen konnten, zu der sie der Tagesstreit aufblähte. Er war weder — der Kohlhaas beweist es — im Grunde radikal junkerlich, noch von der Anwendung der Theorie besessen, wie Adam Müller — er wurde von den Freunden nicht minder zugrunde gerichtet wie von der Regierung ...

3. Geistige Mittler

Das Vordringliche, die Rettung des Vaterlands, die Erringung der Freiheit wurde mit Kräften vollbracht, die wohl durch die Romantik geweckt und gestählt waren, die aber verändert und von andern Menschen zu ihrem Ziel gelenkt wurden. Wir denken hier vor allem an Ernst Moritz Arndt, mit welchem ähnlich wie mit Adam Müller eine neue Tatgesinnung in die geistige Bewegung kommt, selbständigen Ursprungs wie jene, wenn auch von ganz entgegengesetzter Art ...

Nicht die großen Täter und Dichter der Zeit haben der Masse der Gebildeten das nationale Bewußtsein gestärkt, sondern die Ausmünzer ihrer Gesinnungen, ihrer geistigen Schätze und Funde — der Baron Friedrich de la Motte Fouqué hat geerntet, was A. W. Schlegel, Arnim, Kleist, Brentano, Müller, Arndt gesät hatten. Ein guter, treuer, anständiger Mensch, aber kein Dichter und selbsteigner Geist, mit bestem Willen sicherlich und persönlich ritterlicher Haltung hat er in seinen unzähligen Dramen, Spielen, Sagen, Legenden, Märchen, Geschichten die ganze romantische Stoffmasse in allen gefundnen romantischen Formen schnellfertig bearbeitet und dem Durchschnittsleser mundgerecht gemacht; so daß in ihm die Romantik erst zur Zeitbeherrschung gelangte, aber mit ihm auch in schnellste Vergänglichkeit fiel. Von den Kundigen belächelt, war er doch mitsamt seiner schriftstellernden Gattin Karoline eine literarische Macht, deren Chamisso und Eichendorff noch 1814 und 1815 mit Erfolg sich bedienten, als mit Fouqués Vorreden ihre ersten Werke in die Welt gingen ...

Aber zum Kreise Fouqués, des Halbfranzosen, hat auch der französische Emigré Louis Charles Adelaide Graf von Chamisso gehört, der vorübergehend in preußische Dienste getreten war und in dessen Wachtstube am Brandenburger Tor die Genossen des Nordsternbundes ehemals sich zu versammeln pflegten. Ihm war Größeres beschieden: nach dem mißglückten Versuch, in Novalis' Stil ein allegorisches Märchen „Adelberts Fabel" zu dichten, hat er in seinem „Peter Schlemihl" wahrhaft ein Märchen aus der neuen Zeit geschrieben, in Arnims Art das Wunder in die Wirklichkeit ziehend. Von dem Nachempfinden altdeutscher Stoffe — er hatte mit einem Faust- und Fortu-

natus-Drama gerungen – blieben ihm nur einzelne Elemente, wie die Teufelsverschreibung und das Wunschhütlein, aus Grimmelshausens Simplicissimus das unsichtbar machende Vogelnest; er formte alles so organisch in Eigenes um, daß etwas gänzlich Neues entstand, eine Phantasiedichtung großen, ja einzigen Stils. Ohne daß die zeitliche Problematik mit einem Worte berührt würde, zieht diese Dichtung dennoch ihre Symbolkraft aus der Zeit – der Schatten-Verlust will vom ganz Persönlichen her doch die Tragödie des Menschen bedeuten, der ohne Heimat, Volk und Vaterland gleichsam körperlos unter dem Gestirn des Himmels lebt. Während des Kriegsjahrs 1813 hat Chamisso sein Märchen verfaßt: einsam abgeschieden von den Weltereignissen auf einem stillen preußischen Gut – er, der vor 1806 als Emigrant in preußischen Hof- und Kriegsdiensten hatte sein können, nach der alten Tradition des Edelmanns, der seinen Dienst nicht nach Volk und Nation zu wählen brauchte, konnte nach dem Erwachen des Volksbewußtseins in einem nationalen Kampf bei aller leidenschaftlichen Sympathie für Deutschland doch gegen sein eigenes einstiges Vaterland in dessen Bedrängnis nicht die Waffen ergreifen. –

Hier steht das Neue auf, wozu Napoleon die Völker Europas wider ihren eigenen Willen erzogen hatte: das Nationalbewußtsein, die bejahte Zugehörigkeit und Existenzverbundenheit mit einem Volk, deren Verlust oder Nichtvorhandensein jetzt als tragisch empfunden wird, als etwas, das zum ganzen Menschentume fehlt. Aus diesem völlig Neuen verstehen wir auch, was die Tatsache des „Freiwilligen" damals bedeutet – es war etwas Ungewohntes und Unerhörtes, daß auch geistige Menschen in ein Volksheer sich eingliederten, an dessen Stelle es seit Jahrhunderten nur Söldnerheere gegeben hatte. Es darf uns weniger wundernehmen, daß für das Volk begeisterte Männer wie Tieck, Brentano, die Grimm am Feldzug sich nicht beteiligten, daß selbst der ritterliche Arnim sich begnügte, als freiwilliger Landwehroffizier Fichte und Savigny mit seltsamen Waffen daheim einzuexerzieren, als daß nun die Scharen der Studenten und Künstler wirklich herbeiströmten, ihr Leben im Kampf für die Freiheit einzusetzen. Nicht nur von Berlin ziehen Männer wie Fouqué und Varnhagen ins Feld, auch der Schlegelsche Kreis in Wien entsendet die drei Freunde Körner, Eichendorff und Veit; und in Dresden sehen wir den armen C. D. Friedrich mit Kügelgen zusammen den jüngeren Malerfreund Kersting zum Lützowschen Jäger ausrüsten. Wir können die Namen nicht nennen, die alle gerade in der Künstlergeschichte hier mit Auszeichnung zu erwähnen wären. Aber wir begreifen, wie der Einsatz auch edelster Geistigkeit zugleich mit geistigen Hoffnungen auf ein höheres reineres Deutschland begleitet wurde. Was die Erneuerungsbewegung der Romantik ausgesät hatte, das war jetzt nutzbare Frucht an vaterländischer Gesinnung geworden, an Einsatz für wiedergeglaubte Volksgröße, an Ehrfurcht vor einer waltenden Gottheit, die das Recht zum Siege führt.

Der vorstehende Beitrag bringt einige kürzere Ausschnitte aus dem neuen großen Werk von Richard Benz: Die deutsche Romantik, Geschichte einer geistigen Bewegung (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig).

Adam Heinrich Müller

(1779–1829)

Die Elemente der Staatskunst

In der Bewegung also vor allen Dingen will der Staat betrachtet sein, und das Herz des wahren Staatsgelehrten soll so gut wie das Herz des Staatsmannes in diese Bewegung eingreifen. Die Aufgabe für beide ist keineswegs ein willkürliches Anordnen toter Stoffe; das Glück der Völker läßt sich nicht ausstreuen wie Geld; das Streben einer Nation läßt sich nicht abfinden oder richten durch einzelne, klug vorgeschriebene und angewendete Arzneien.

*

Noch unwürdiger denken jene, welche Verfassung und Gesetze, alles Erhabene, was der Staatsmann beschließt, mit Kleidern vergleichen, die er seinem Staate zuschneidet und anpaßt, und die, wenn der Staat sie abgetragen hat oder herausgewachsen ist, nur abgelegt zu werden brauchen. Die Französische Revolution hat gelehrt, daß man den Staat entfleischt, während man ihn bloß von veralteten Unwesentlichkeiten zu entkleiden wähnt; daß das Reformieren eines Staates durchaus nichts gemein hat mit dem Ausmustern einer Garderobe; kurz, daß man sich in das Herz des Staates, in den Mittelpunkt seiner Bewegung begeben muß, wenn man das Wesen des Staates begreifen und auf ihn wirken will.

*

Die Delphische Überschrift: Kenne dich selbst! ist die erste Regel, so gut für den Staat wie für den einzelnen Menschen. Wie will aber der Staat sich kennenlernen? Reicht es hin, daß er seine Ressourcen, Produkte, Land, Leute, Summen und Umlauf des Geldes, Gesetze und wohltätigen Anstalten kennt? Damit begreift er sich noch ebensowenig wie ein Mensch, der, in sein Wohnzimmer verschlossen, sich selbst beobachtete, seinen Puls befühlte und seine Nahrung abwöge. Dies führt Staaten und Menschen zur Hypochondrie: diese zur Menschenscheu, jene zu Neutralitätssystemen oder zur Staatenscheu, aber nicht zur Selbstkenntnis. Im beständigen regen und beweglichen Umgange mit seinesgleichen lernt der Mensch besonders sich selbst kennen: ebenso der Staat seine Eigenheit, sein Gewicht, seine Physiognomie, seine Kraft und seine Liebenswürdigkeit nur im beständigen, streitenden und friedlichen Umgange mit andern Staaten.

*

Das nun ist die Gewalt der lebendigen Idee und ihr erhabener Sieg über den toten Begriff! In einer ganz veränderten Welt, wie die vom Jahr 1790,

findet sie sich auf der Stelle wieder; das Chaos selbst kann sie nicht verwirren: denn sie trägt die Seele aller Ordnung, den Mut des wahren Regierens, unüberwindlicher und unauslöschlicher in sich als die eigne Lebensflamme. — Indes zerreibt sich der trockne Begriff unter den Stößen der Zeit: das Schicksal treibt unerbittlich seinen Spott mit ihm und verdrehet ihn, daß zuletzt die Freiheit von der Tyrannei nicht mehr zu unterscheiden ist.

*

Was Menschenhände willkürlich gemacht haben, können andere Menschenhände willkürlich zerstören, wenigstens verwerfen. Man sieht nicht gut ein, warum, wenn der Staat eine bloße Erfindung nach Art der Brandkassen usw. ist, nun nicht einmal ein Mensch zu demselben Zwecke, der dem Staate unterlegt wird, etwas anderes und noch Klügeres erfinden sollte, was kein Staat wäre; man sieht, wenn man das viele Wichtige und Große, was mit dem Staate zusammenhängt und in ihm verwachsen ist, überlegt, nicht gut ein, wie jenen Leuten, die noch überdies so hohe Meinungen von den reißenden Progressen ihres Zeitalters hatten, um die Dauer dieser schönen Erfindung nicht bange geworden ist, zumal da in der Nachbarschaft jenseits des Rheins das Erfinden nach Herzenslust und im großen getrieben wurde und Dinge zum Vorschein kamen, die allem in der Welt ähnlich sahen, nur nicht dem Staate.

*

Ist der Staat bloß eine erfundene Maschine zu einem bestimmten Zwecke, z. B. der allgemeinen Sicherheit, eine Mühle, welche die verräterischen und räuberischen Leidenschaften kurz und klein mahlt, daß die unschädlich werden und dem öffentlichen Besten dienen: so würde ja, wenn eines Morgens das sündhafte Geschlecht der Menschen plötzlich moralisch und wohlerzogen erwachte, die ganze Maschine überflüssig geworden sein. Dieser Fall wird freilich nicht eintreten; indes ist der Gedanke, daß der Staat eine bloße Krücke unserer Gebrechlichkeit, eine künstliche Nachhilfe für ein zerrüttetes Geschlecht sei, ganz im Ernste genährt worden, und die erhabene Angelegenheit in die Hände gemeiner Pfuscher, Weltverbesserer oder Projektierer und Alchimisten, wie sie Burke nennt, geraten. Man hat das Regieren wie eine bloße Fertigkeit, das Errichten eines Staates wie eine Sache des Handgriffs und der Routine getrieben.

*

Man kann die Weltgeschichte *Rechtsgeschichte* nennen, wie Kant in seiner berühmten und sehr populären Abhandlung „Entwurf einer Universalhistorie in weltbürgerlicher Absicht" getan hat; man kann sie aber auch *Kriegesgeschichte* nennen, wenn man in die Idee des Krieges der Menschen mit der Erde eingehen will, wo denn die Kriegesgeschichte die Geschichte der Bedürfnisse, des Handelns usf. unter sich begreift. In der Kriegesgeschichte und in der Rechtsgeschichte wird im Grunde ganz dasselbe erzählt werden müssen; denn beiden käme es darauf an, zu zeigen, wie die natürliche und notwendige Allianz

der Menschen untereinander, dort, in der Kriegesgeschichte, gegen die gemeinschaftliche Feindin, die wir Erde nannten, hier, in der Rechts- oder Friedensgeschichte, für das allgemeine Palladium, nämlich die Idee des Rechtes oder der Vereinigung selbst, im Laufe der Zeiten immer größer und mächtiger geworden ist. Durch die Idee des Rechtes oder der allgemeinen Allianz wird der Mensch in den Stand gesetzt, einen für immer wirksameren Krieg gegen die Erde zu führen; durch diesen Krieg die Idee des Rechtes oder der allgemeinen Allianz immer deutlicher zu erkennen, immer schöner auszuüben.

*

Im Mittelalter war die ganze Staatslehre mehr Gefühl als Wissenschaft; aber alles Gemeinwesen bewegte sich um zwei sehr verschiedene Gefühle: 1. um die Ehrfurcht vor dem Worte, das die Zeitgenossen einander gaben; 2. um die ebenso tief gegründete Ehrfurcht vor dem Worte, vor dem Gesetze, das die Vorfahren den Nachkommen hinterlassen hatten. Diese Barbaren des Mittelalters fühlten sehr wohl, daß die Verpflichtung des Bürgers eine doppelte und gleichehrwürdige sei; während wir unsre Sozialkontrakte bloß von den Zeitgenossen schließen lassen, die Sozialkontrakte zwischen den vorangegangenen und nachfolgenden Geschlechtern hingegen nicht begreifen, nicht anerkennen, wohl gar zerreißen.

*

Die Theorie der Familie oder des ersten, zur Erhaltung, Verbindung und Fortdauer des menschlichen Geschlechtes notwendigsten Verhältnisses muß am Eingang aller Staatslehre stehen. Alle die schlaffen Nebenbegriffe, die wir in Zeiten entarteter Sitten mit dem Worte „Familie" verbinden, müssen an die Seite geschafft und das Verhältnis mit Strenge so erwogen werden, wie die Natur es rein und notwendig angeordnet hat.

*

In einer Staatslehre wie die meinige, die den lebendigen, bewegten, in allen seinen Elementen kriegerischen (nicht bloß militärischen) Staat postuliert, die demnach innerhalb einer Nation nur solche Einrichtungen gelten läßt, welche den Staat innerlich und äußerlich verteidigen helfen und lebendig in das lebendige Ganze eingreifen, ist das erste unter allen Besitzstücken des Bürgers die Freiheit, in dem Sinne, wie heute beschrieben werden soll: die Freiheit, seine Kraft und sein eigentümliches Wesen geltend zu machen, zu wachen, sich zu regen, zu streiten. „Es versteht sich, in den gehörigen Schranken!" höre ich einwenden. Gerade dahin will ich. Und welches sind denn diese gehörigen Schranken? — „Die Schranke für die Freiheit des einzelnen Bürgers ist nichts anderes als die Freiheit der übrigen Bürger", wird man mir antworten und sehr mit Recht.

*

Die Freiheit kann in keiner andern Gestalt würdiger und passender dargestellt werden, als in der ich sie gezeigt habe: sie ist die Erzeugerin, die Mutter des Gesetzes. In dem tausendfältigen Streite der Freiheit des einen Bürgers mit

der Gegenfreiheit aller übrigen entwickelt sich das Gesetz; in dem Streite des bestehenden Gesetzes, worin sich die Freiheit der vergangenen Generation offenbart, mit der Freiheit der gegenwärtigen, reinigt sich und wächst die Idee des Gesetzes. Die Idee der Freiheit ist die große, nie nachlassende Zentrifugalkraft der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch die andre ihr ewig entgegenstrebende Zentripetalkraft derselben, nämlich die Idee des Rechtes, erst wirksam wird.

*

Die zwischen den europäischen Nationalstaaten vermittelnde Macht war nicht etwa ein in Begriffen erstarrendes Völkerrecht, sondern die christliche Religion, der allein jener Thron über den lebendigen Völkern gebührte: sie gab dem großen Gemeinwesen von Europa die Gestalt und den sichtbaren, allen Herzen tief verständlichen Charakter.

*

Alles Schöne, Dauerhafte und Große in unsern bürgerlichen Verfassungen verdanken wir, wie ich schon gezeigt habe, der christlichen Religion. Sie hat uns ein Gesetz gebracht, welches, erhaben über den Wandel der Zeiten und den Wechsel des Glückes, fortdauert, insofern die Menschheit steht. Von dem traurigen Wahn notwendigen Steigens und Fallens, kurzer Blüte und unvermeidlichen Unterganges der Staaten und Reiche hat sie uns geheilt durch ein lebendiges und ewig belebendes Gesetz — durch das Gesetz von der schönen Gegenseitigkeit des Lebens und durch die Art, wie das physisch Schwächere, Ärmere und Demütigere, was der jugendliche Übermut der alten Völker übersehen hatte, in ihr verklärt worden. Sie hat uns gelehrt, was Freiheit sei und daß sie nur durch die Nebenfreiheit der andern, nur in Wechselfreiheit bestehen und erscheinen könne.

*

Die persönliche Hingebung des Einzelnen an das Ganze ward erst möglich, nachdem durch das innerlich lebendige christliche Gesetz das Verhältnis des Menschen zur Menschheit rein in seiner wahren unendlichen Gegenseitigkeit aufgestellt und mit dem schönsten Tode, d. h. mit eigner vollständigster Hingebung, besiegelt, nachdem die absoluten Schranken, die unübersteiglichen Mauern zwischen den Nationen umgestürzt und die Hinfälligkeit und Zwecklosigkeit aller bloß irdischen Größe und Autorität, aller menschlichen Satzung gezeigt worden war; nachdem nun vor allen Völkern ein lebendiger, souveräner Gedanke aufgestellt worden, vor dem, aber vor keinem geringeren Gesetz, alle gleich galten.

LEOPOLD v. SCHLÖZER

Rainer Maria Rilke in Paris

Das letztemal sah ich ihn in Paris. Europa lag in unwahrscheinlicher Ruhe. Als ich das ehemalige Kloster Sacré-Coeur in der Rue de Varenne betrat, wo Rodin seinem „Schüler" – „in allem sind dieselben Gesetze" – ein Heim vermittelt hatte, stand ich vor einer stummen Reihe von Türen. Ich klopfte. Nichts rührte sich. Da öffnete ich leise: ein hoher Saal mit den vom Boden bis zur Decke steigenden Fenstern, dahinter in herbstlich gelblicher Dämmerung der Klostergarten. Der Saal war leer, nur in der Ecke ein großer Tisch, ein breiter Lehnstuhl – aus ihm erhob sich die zarte Gestalt des Dichters, erhoben sich helle, blaue Augen, die dem ganzen Raum Licht zu geben schienen ...

Am nächsten Tage antwortete mir Rilke auf meine Einladung in das altfranzösische Hotel de Castille: „Ich will mich gegen Ihren liebenswürdigen Vorschlag nicht sträuben, weil ich nichts so Häusliches vorzuschlagen habe und wir wahrscheinlich nirgends stiller und ungestörter beisammen sind, als in Ihrem Hotel. Ich komme also morgen, Sonntag, um zwölf. Auf Wiedersehen!" Ich stellte ihm Rosen auf den Tisch: „Aus dunklem Wein und tausend Rosen rinnt die Stunde rauschend in den Traum der Nacht." Nachher gingen wir durch den Tuileriengarten die Seine entlang, vorbei an der sogenannten Maison de François I. und den Cours de la Reine. Da wurde Diane de Poitiers lebendig und Maria Medici, der galante König Franz und der ebenfalls an Liebesabenteuern reiche Kardinal Richelieu; ich zeigte Rilke eine Medaille dieses großen Gegners der Königin Maria mit den stolzen Worten „Mens sidera volvit" und dem naiven Symbol eines geflügelten Knaben. Weltgeist Eros lenkt die Sternenbahn? „Oder sollte es nicht", warf Rilke neckisch hin, „Gott Amor Seiner Roten Eminenz sein?" Heute frage ich mich, ob es wirklich geschehen ist, daß ich einst mit dem Dichter der „Duineser Elegien" in tiefstem Frieden durch Paris ging, daß wir zusammen den ihm noch fremden Eiffelturm bestiegen. Treuherzig gestand er mir, daß er Paris eigentlich noch gar nicht kenne. Trug er doch seine Welt in sich. Eine Welt, leise in ihm, leise in dem, was er sagte und schrieb.

Vom Balkon der hohen Eiffellaterne spähte er wie suchend hinunter, mit zaghafter Handbewegung schien er das unendliche Paris umfassen zu wollen:

„Da leben Menschen, weißerblühte, blasse,
und sterben staunend an der schweren Welt.
Und keiner sieht die klaffende Grimasse,
zu der das Lächeln einer zarten Rasse
in namenlosen Nächten sich entstellt."

Rilke war ganz Natur. Und immer harmlos. Bei unserer ersten Bekanntschaft auf Capri wußte ich wenig von ihm. Dann aber zog die geistige Atmosphäre seiner reizvollen Persönlichkeit in ihren Bann* –

In Paris pflegte er nach dem Essen bei Rumpelmayer une demi-tasse zu nehmen. Dorthin lud er mich ein. Da saßen wir in drückendster Enge, an kleinem Tisch. Und während wir uns über Malte Laurids, dies schwere Werk, unterhielten, kitzelte hin und wieder eine frivole Straußenfeder der modernen Riesendamenhüte den Pilger des „Stundenbuchs". Der lächelte verlegen und doch belustigt wie ein Kind. Über viele Dinge ging das fast flüsternde Gespräch. Rilke erzählte von dem auch mir bekannten Petersburg mit seinen lastenden Palästen und „dem wachen Nachten, das nicht Himmel und Erde hat". Wie prophetisch sind seine Worte: „Diese Stadt hörte auf zu sein". Wir sprachen über Rußland, seine macht- und klangvolle Sprache, und wie sich das auf diesem Lande der Dunkelheit und Ferne ruhende Geheimnis in heiliger, dunkelnder Langsamkeit wohl einst klären würde? – von Moskau mit den großen dunklen Glocken wie Erinnerungen. Und die urgewaltige Mystik seines Gottesdienstes! Er kam auch auf Tolstois Briefe an seine Cousine Alexandra und schrieb mir später hierüber: „Eine der schönsten und längsten Briefbeziehungen, die ich weiß, voll vom Unrechthaben gegeneinander, aber mit des Lebens unbegreiflichem Rechthaben als Anlaß und Hintergrund."

Ich verließ Paris, um die Loire-Schlösser und die Bretagne zu besuchen. Nach meiner Rückkehr sah ich Rilke wieder. Eines Nachmittags zeigte er mir im Palais Luxembourg Porträtwerke Rodins, darunter die schöne Frauenbüste, zum Vergleich mit den Houdonbüsten meiner Großtante Dorothea Rodde-Schlözer. Wie ahnend führte er mich dann vor „das Eherne Zeitalter"... Wir schritten zurück durch das fallende Laub und die roten Blumen des florentinischen Renaissancegartens, den die Witwe Heinrichs IV. hier geschaffen. Irgendwo, bei den Spielplätzen der Kinderwelt, die lockende Melodie eines Karussells ... Vielleicht entstand damals das Gedicht von den bunten Pferden, dem bösen roten Löwen –

„Und dann und wann ein weißer Elefant".

*

Es kam der Krieg. „Sammeln, sammeln! Und bebende Trommeln." Für den heimatlosen Sänger „furchtbar lange und fast tödliche Jahre". Die Welt schlug über ihm zusammen.

Einst hatte Rilke die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges geschildert, da „die Lilie selbst gerötet aus der todgedüngten Krume sprang", er hatte die Weise von Liebe und Tod gesungen, ein Lied der Kraft und der Lust. Jetzt mußte er der harten Wirklichkeit ins Auge sehen. Als dann die Mißgeburt des Friedens kam, war die Welt eine andere geworden, grau und schwer, und blutete aus tausend Wunden. In einem Brief vom 21. Januar 1920 aus Locarno schrieb er mir mit den wohlbekannt sorgfältigen, fast gemalten Zügen: „Wiederanknüp-

* „Rainer Maria Rilke auf Capri." W. Jeß.

fungen nach allen Seiten sind bis jetzt das einzige Symptom der Heilung, die ich so nötig hätte. Mir, was mich angeht, bleibt nichts anderes übrig, als an meine jähen, bangen Bruchstellen des Jahres Vierzehn mich so lange und so innig anzuhalten, bis ich dran anheile, damals begann ich (seit 1912) meine großen, vielleicht größten und entscheidendsten Arbeiten, die geschützte Stelle, wo ich sie begann, hat der Krieg in einen Trümmerhaufen verwandelt, über unzähligen Soldatengräbern: das alte Schloß Duino, wo ich so herrliche Arbeitstage und -nächte hatte leisten dürfen. Das alles ist fort ... innerhalb der letzten fünf Jahre gibt es nicht einen einzigen Anhaltspunkt für mich, nicht einen, der Abgrund war mir so steil, daß ich an seinem Rande nicht wurzeln kann, auch ist ja weder Luft noch Natur noch Himmel darüber, sondern nichts als ein Qualm von Verhängnis ... Wer hilft im ratlosen Verlorensein Aller? Nirgends ein Helfer, nirgends ein F ü h r e r, nirgends ein g r o ß e r Ü b e r l e g e n e r! Ja, solche Epochen mag es schon gegeben haben, voller Untergänge, aber waren sie ähnlich ohne Gestalt? Ohne eine Figur, die das alles um sich zusammenzöge und vor sich hinausspannte ... Ob ich gleich diese Zuständigkeit nie ausgenutzt habe: jetzt merk ich doch die Heimatlosigkeit des Österreichers. Gearbeitet hab ich nichts. Mein Herz war wie eine Uhr angehalten, der Pendel war irgendwo angestoßen an die Hand des Elends und stand."

Der von Schweizer Freunden, zuletzt im Wallis Aufgenommene rang sich aus dem Chaos des Weltgeschehens in einsamen Jahren empor zu neuem Schaffen.

Über der Kapelle seines Einsiedlerturms von Muzot leuchtete ihm das Zeichen der Sonne, die dem heiligen Franz von Assisi in der Sterbestunde herrlicher erschien als das Kreuz. Stand das Kreuz ja nur dazu da, „um in die Sonne zu weisen".

KURT WIEDENFELD

Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre

Um die Volkswirtschaftslehre ist es ein eigen Ding. Seit François Quesnay und Adam Smith sind doch immerhin reichlich anderthalb Jahrhunderte über die Lande gegangen. Mannigfache Forschungsrichtungen haben einander abgelöst und auch nebeneinander ihre Wege gezogen. Und noch immer gibt es in dieser merkwürdigen Wissenschaft nicht wenige Vertreter, die nicht einsehen können, daß ein Erkennen des Wirtschaftslebens und seiner Strömungen, seiner ursächlichen Zusammenhänge und seiner allgemeinen Bedingtheiten stets und notwendig an das Miteinanderwirken, das sich gegenseitig ergänzende und auch kontrollierende Zusammenarbeiten jener beiden Forschungsmethoden gebunden ist, die man als deduktiv und induktiv zu bezeichnen pflegt. Jene darauf gestellt, in logisch-isolierender Untersuchung die allgemeineren Teilerscheinungen (wie etwa die Preisbildung bei freiem Markte, die Ertrags- und Einkommensbildung usw.) in ihren Grundlinien zu erfassen. Diese dagegen bestrebt, die konkreten Bestandteile des Wirtschaftsgesamtes, wie sie in der Wirklichkeit sich als Ganzheiten darstellen (die Landwirtschaft etwa bestimmter Erdräume, fest umrissene Wirtschaftszweige überhaupt oder auch Sondererscheinungen wie die Kartelle, die Groß- und Kleinbetriebe usw.), in ihrem Zustand, in dessen Warum und Wohin darzustellen. Bedeutet dies nicht, daß jede einzelne Untersuchung, wenn sie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, sich beider Methoden bedienen muß? daß es also eine Frage der Betonung und nicht eines Gegensatzes ist, was den einen Forscher mehr nach der einen und den andern Forscher mehr nach der andern Seite sich neigen, sich danach die Gegenstände seines Forschens aussuchen läßt?

Für den akademischen Lehrer — was doch in Deutschland der wissenschaftliche Forscher zugleich zu sein pflegt — spielt noch ein Zweites in seine Entscheidungen hinein. Die Volkswirtschaftslehre hat es stets mit den Menschen zu tun, und zwar mit den Menschen als Vielheit, nicht mit jeweils dem Einzelnen. Deren Verhalten richtig einzuschätzen, das Mit- und Gegeneinander der Vielheitsmotive zutreffend abzuwägen, setzt eine Menschenkenntnis und ein psychologisches Wissen voraus, wie sie dem Studenten so leicht nicht zugetraut werden dürfen; auch dann noch nicht, wenn er sein Studium abschließen und seine Dissertation anfertigen will. Ist es dann nicht richtig, dem jungen Menschen eine Aufgabe zu stellen, die an konkrete Erscheinungen anknüpft und deren Entstehen, deren Wirkungsweise aus exakt faßbaren Materialien herauslöst? Dann kann er in der Scheidung des Wichtigen und des Unwichtigen zumeist eher ein selbständiges Denken zeigen, als wenn er „aus zehn fremden Meinungen sich die elfte zurechtkonstruiert".

Beides — das Bewußtsein von der persönlichen Eignung und die Auffassung von der Lehrverpflichtung — haben in seiner Eigenart denjenigen Gelehrten be-

stimmt, den man für die Volkswirtschaftslehre in der Welt als das Haupt der „jüngeren historischen Schule" zu bezeichnen pflegt: Gustav Schmoller (1838–1918)*. Die Kennzeichnung ist insofern richtig, als Schmoller seine eigene Forschungsarbeit zu wesentlichen Teilen auf die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Verwaltung, die ja in der merkantilistischen Zeit der großen Fürsten stark Wirtschaftsverwaltung war, und auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik dieser Zeit überhaupt gerichtet hat; und er ist auch für die damals jüngeren Historiker in weitem Umfang der Anreger zu wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen gewesen. Von einer „historischen" Schule zu sprechen, ist trotzdem gerade für die Volkswirtschaftslehre falsch. Schmoller selbst hat sein Augenmerk zu ebenfalls für ihn wesentlichem Teile jederzeit auch auf die Erscheinungen der jeweiligen Gegenwart gerichtet; es braucht nur auf seine Untersuchungen über das Wesen der neuzeitlichen Unternehmung und des Unternehmers hingewiesen zu werden, die noch heute als grundlegend gelten müssen und auch bereits in Vorschlägen gipfeln, wie den Gefahren schrankenloser Freiheit entgegengetreten werden könne. Erst recht hat er seine Schüler, soweit sie nicht ein ausgeprägt historisches Interesse schon in sich trugen, ganz überwiegend auf die Behandlung von Gegenwartserscheinungen hingewiesen, wie die lange Reihe seiner Dissertationen-Sammlung und die Schriften des Vereins für Sozialpolitik anschaulich machen. Allerdings hat er dann auch darauf gedrungen, daß diese Erscheinungen in ihrer Entwicklung dargestellt und aus der jeweiligen Zeit heraus verstanden würden; gegen vorschnelle Verallgemeinerungen eines Urteils ist er – der Aufgabe wissenschaftlicher Erziehung gemäß – stets aufs nachhaltigste angegangen.

Allerdings hat Schmoller vor der scholastischen, einseitig deduktiven Arbeitsweise gewarnt. Man mag seine Forschungsmethode „historisch" in dem Sinne nennen, daß er sich das Gesamtbild einer volkswirtschaftlichen Erscheinung und das volkswirtschaftliche Bild einer Zeit stets aus den Einzelheiten zusammengesetzt hat, wie sie teils unmittelbar feststellbar sind, teils daraus abgeleitet werden können. Dann muß jedoch auch betont werden, daß eben ein solches Gesamtbild immer das Ziel seines Forschens gewesen ist und daß er auch seine Schüler immer auf dieses Ziel hingelenkt hat. Mag man ihn einen Nicht-Theoretiker schelten; ein Systematiker ist er gewesen wie nur irgendeiner.

Schmoller war so wenig reiner Historiker, daß er sein ganzes Leben hindurch entscheidendes Gewicht darauf gelegt hat, von seiner wissenschaftlichen Arbeit her in enger Fühlung mit der Praxis der Wirtschaftspolitik und der Wirtschaftsgestaltung zu stehen. Seiner Anregung verdankt der Verein für Sozialpolitik sein Entstehen, und bis zum Tode hat ihn Schmoller geleitet, ihm den Stempel seines Wesens aufgedrückt und in ihm auch selbst sein Wesen aufs deutlichste entfaltet. Hier waren fast alle akademischen Lehrer der Volkswirtschaftslehre und zahlreiche Wissenschaftler anderer Disziplinen vereint mit führenden Männern der Staats- und Kommunalverwaltung, mit Parlamentariern und praktisch tätigen Wirtschaftern. Hier wurden, wie schon der Name des Vereins es aus-

* Carl Brinkmann, Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1937. 194 S.; geb. RM. 6.—)

drücken sollte, zu Schmollers Zeiten ausschließlich Fragen der aktuellen Wirtschafts- und Sozialpolitik verhandelt; es war eine Verleugnung der ganzen Vereinsgeschichte, daß später die sogenannte „Theorie" der Volkswirtschaftslehre in den Vordergrund gerückt werden konnte, und es hat sich am Verein bitter gerächt, da er hiermit das Interesse der Praktiker völlig verlor und in der Öffentlichkeit zu keinerlei Gewicht wieder kommen konnte. Es waren aber auch für die Art, wie sich Schmoller das Zusammenwirken von Wissenschaft und Politik gedacht hat, von Anfang an zwei Bestimmungen der Vereinssatzung kennzeichnend: keine Verhandlung durfte stattfinden, ehe nicht durch eine weitgespannte, streng wissenschaftliche Untersuchung der Tatsachenbestand und sein Entstehen festgestellt waren, und in den Verhandlungen selbst durfte kein Beschluß gefaßt werden, der etwa das Ergebnis nach der einen oder andern Richtung zusammengefaßt und festgelegt hätte.

Schmoller selbst hatte zwar seine sehr bestimmten Ansichten von dem, was im Staatsleben erwünscht oder gar notwendig wäre, und er hat seine Auffassungen mit aller Nachhaltigkeit zur Geltung zu bringen gewußt. Für die Wissenschaft als Ganzes jedoch hat er der Wirtschaftspolitik gegenüber die Aufgabe darin gesehen, die Sachlage einwandfrei zu klären, etwaige Schäden und ihre Ursachen aufzudecken, auf Möglichkeiten der Entwicklung und des Eingreifens hinzuweisen — nicht aber darin, den Politikern die Entscheidungen abzunehmen. Durch und durch Staatsmensch, wie er nach Familientradition und Beamtenausbildung war, ist er sich vor allem stets bewußt geblieben, daß auch in den wirtschaftlichen Dingen die Staatsleitung niemals allein oder auch nur ausschlaggebend nach den rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten sich richten darf, wie er umgekehrt die wirtschaftlichen Erscheinungen immer in ihrem Zusammenhang mit dem Staatsgeschehen gesehen hat. Der Staat, nicht die Wirtschaft war ihm das Schicksal jedes Volkes.

Die wissenschaftliche Seite dieses großen Menschenlebens aus der Verdunkelung, in die sie nach dem Weltkriege durch das Lärmen einseitigster „Theoretiker" gebracht worden war, wieder in das helle Tageslicht zu stellen und für ihre Gegenwartsbedeutung ein allgemeines Verständnis zu erwecken, ist die Aufgabe, die sich der Heidelberger Nationalökonom Carl Brinkmann in seinem Buche: „Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre" gesetzt hat. Ob es notwendig war, in der Formulierung so stark den Ton einer Verteidigungsschrift innezuhalten, darf man bezweifeln; heißt das nicht, jener Einseitigkeit zu große Ehre antun? Aber sachlich ist die wissenschaftliche Leistung Schmollers in ihrer ganzen Vielseitigkeit und zugleich in ihrer Einheitlichkeit zu klarer Darstellung gelangt, und es bricht auch immer wieder der Zusammenhang mit der Gesamtpersönlichkeit deutlich hervor. Grade in der Gegenwart, in der das Staatsgeschehen sich so stark und so mannigfach an wirtschaftlichen Vorgängen und Maßnahmen offenbart, wird auch der Nicht-Fachmann für sein staatliches Interesse reiche Anregungen aus der Darstellung einer Lebensleistung schöpfen, die den Zusammenhang zwischen Staat und Wirtschaft, Volk und Wirtschaft stets in den Vordergrund gerückt hat.

Eugen Diesel als Bühnendichter

Eine Komödie von Eugen Diesel, dem Mitherausgeber dieser Zeitschrift, „Das Pergament aus Norcia", kam im Deutschen Theater in Wiesbaden zur Uraufführung. In einem Aufsatz des Programmheftes erzählt er, wie die Komödie in fünfundzwanzig Jahren zu ihrer jetzigen Form herangereift ist, nachdem ihm Ende 1912 der Stoff in den von Paul Ernst übersetzten altitalienischen Novellen in die Hände gefallen war. Es ist die Geschichte von dem eitlen und skrupellosen Steuereinnehmer Bianco Alfani, dem durch ein gefälschtes Dokument vorgetäuscht wird, er sei zum Stadthauptmann von Norcia erwählt, und der nun dort erleben muß, daß man ihn zum Narren gehalten hat. „Ich geriet in die größte Aufregung", so berichtet Diesel, „denn ich glaubte, einen Komödienstoff ersten Ranges gefunden zu haben."

Es wurde eine reizende Commedia dell'arte daraus mit aller Unverbindlichkeit der Konzeption und den in ihr typischen Gestalten: dem dummen Prahlhans, dem weisen Narren, dem Liebespaar usw., ein überaus geistvolles Spiel, in dem ein im Durchschauen der Zusammenhänge geübter Betrachter der menschlichen Gesellschaft in einem satirischen Beispiel mit scharf geschliffener Logik, zwischen Vers und Prosa, lyrisch empfindsamen und sachlich derben Worten wechselnd, uns einen Zerrspiegel einer Welt parteipolitischer Schieber vorhält. Der Schauplatz ist Florenz und Norcia in der Zeit der Frührenaissance. Der Bürgerkrieg hat das natürliche Gefüge des Volkes verwirrt. Es handelt „gegen Maß und Würde", „der kleine Neid regiert, Verrat und üble Spitzelei". Der Bonze und Leuteschinder Alfani ist unersättlich in seiner Machtgier. Höhepunkt des Stückes ist der vierte Akt, in dem er wie ein Don Quichote, freilich nicht so harmlos wie dieser, sondern aufgebläht und dreist auf sein mit viel Geld erkauftes Dokument pochend, in Norcia Einzug hält und, als ihm der Schwindel offenbar wird, in sein „angeborenes Nichts" zurückfällt. Die Ordnung wird wiederhergestellt: „Ein jeder darf jetzt sein, was er ist, und das tun, was er kann."

Mit diesem Alfani hat Eugen Diesel einen in vielen Einzelzügen klar geprägten, wahrhaft komischen Charakter ganz großen Formats geschaffen. Aber war es wirklich ein „Komödienstoff ersten Ranges", den er gefunden hatte, war es überhaupt eine Novelle oder vielmehr nur eine Anekdote, die ein Streiflicht auf ein lächerliches Tun warf, aber kein Menschenschicksal von Grund auf aufschlitzte? Um vertiefte seelische Spannungen in den Stoff hinein zu verlegen, erfand der Dichter als Umrahmung der Fopperei seines politischen Scharlatans eine kleine, zarte Liebesgeschichte. Sie geschieht jedoch nur am Rande, und Alfani ist nur äußerlich mit ihr verknüpft. So bleibt ein breites, burleskes Spiel in einem schmalen Spiel der Liebenden. Es erheitert, ohne zu erschüttern. Würde Alfani mehr erstreben als das Pöstchen um seiner selbst willen und wäre auch er in die Leidenschaften des Herzens seiner Gegenspieler verstrickt, so wäre die deutsche Dichtung nicht nur um ein bedeutsames Schelmenstück und um eine großartige Komödienfigur, sondern auch um eine große Komödie reicher gewesen.

Otto Doderer.

RUDOLF PECHEL

Die Besetzung von Runö

Eine Kriegserinnerung

Auf meinem ersten Erkundungsflug nach Arensburg auf der Insel Oesel am 24. Mai 1917 von der Seeflugstation Angernsee aus sah ich zum erstenmal die Insel Runö und, wie es so manchmal im Leben, vor allem im Kriege, ging, knüpfte sich von diesem ersten Sehen etwas wie eine schicksalsmäßige, magische Verbindung zwischen mir und dieser langgestreckten, flachen Insel im Rigaischen Meerbusen. Von diesem Augenblick an hat mich der Gedanke an Runö und der zunächst etwas abwegig erscheinende Wunsch, Runö für die deutsche Flagge in Besitz zu nehmen, nicht mehr verlassen.

Ganz nüchtern gesprochen lag für den Seeflieger diese Insel auf dem Flugwege von Angernsee nach Oesel auf der trefflichen Quadratkarte „Die Ostsee. Nördlicher Teil. Schwedische und russische Küste" umgrenzt von den Quadraten I 088 γ, 089 γ, 104 γ, 107 γ und 105 γ. Sie hatte eine russische Militärbesatzung, und bei den immer wiederkehrenden täglichen Aufklärungsflügen nach Arensburg wurde ein ziemlich reger Verkehr von russischen Zerstörern mit der Insel festgestellt.

Nachdenkendes Erinnern — eine gründliche Schulbildung wurde man ja selbst im Kriege nicht ganz los — förderte zutage, daß Runö von einer rein schwedischen Bevölkerung bewohnt wurde, die nach partriarchalischer Verfassung ihren Grund und Boden in gemeinsamem Besitz hielt und gemeinsam betreute. Die rund 275 Bewohner sollten Fischer sein, die auf der Seehundsjagd durch besondere Schießfertigkeit und -sicherheit ausgezeichnet wären. Die Karten ergaben, daß die Insel nicht mehr als 10,9 Quadratkilometer groß war in einer Länge von 6 und einer Breite von 4 Kilometer. Wald war vorhanden auf geringen Anhöhen bis zu 30 Meter, sonst war die Insel im wesentlichen flach, mit Weideland und Strand. Runö gehört jetzt zu Estland, hat rund 400 Einwohner und ist in seiner Eigenart durch Film und Bildaufsätze weithin bekannt geworden.

Damals aber spann sich um diese nüchternen Tatsachen, wie es sich aus der eigenartigen geistigen Verfassung des Soldaten im Weltkriege so leicht erklärt, die neben dem eisernen und mit Selbstverständlichkeit erfüllten Gebot des Kampfes für sein Vaterland aus einer Art Wärmebedürfnis innere Provinzen suchte, die einem doch noch allein gehörten, ein Band zwischen mir und dieser Insel, das über rein militärische Erfordernisse hinausging. Auf jedem Fluge nach Norden und Nordosten von Angernsee aus — dieser schönsten deutschen Seeflugstation im Kriege, gelegen mitten im herrlichsten kurländischen Walde an dem wegen seines Fisch- und Vogelreichtums früher von reichen Russen, Engländern und Nor-

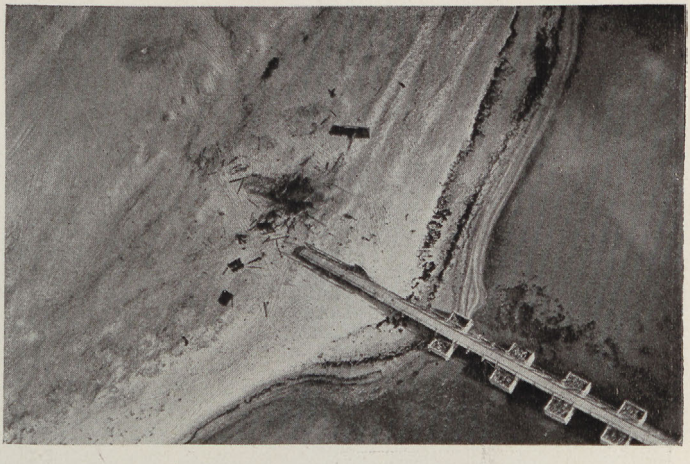
wegern mit Jagdleidenschaft gerne aufgesuchten Angernsee, der uns im Kriege die einzigartige Möglichkeit bot, bei jedem Wetter starten und landen zu können mit unsern Seeflugzeugen, da er durch 1½ Kilometer Dünen von der Ostsee getrennt war — und vor allem auf den Rückflügen von nächtlichen Bombenunternehmungen gegen Arensburg in den traumhaft schönen kurischen Mondscheinnächten, gemacht zur Liebe und zum Lautenspielen mehr als zur Vernichtung menschlichen Lebens, wuchs Runö so stark zu einem Wunschbild, daß innerer Zwang mich trieb, das Wunschbild in den Rahmen der soldatischen Pflichten einzufügen.

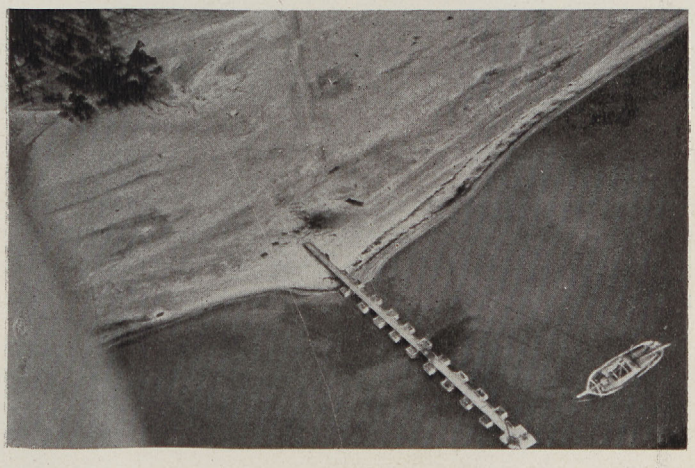
Als ich zum erstenmal dem Kommandeur der Seeflugstation Angernsee, Kapitänleutnant Bertholdt, von dieser meinen stillen Liebe sprach, lächelte er, ohne aber meine Pläne ganz in den Bereich der Unmöglichkeit zu verweisen. Denn auch für ihn lag Runö durchaus im Bestrahlungswinkel militärischer Interessen. Die Insel war ein Stützpunkt der Russen, durch dessen Inangriffnahme man zweifellos die russischen Pläne stören konnte. Unsere Beobachtungen, bestätigt durch Flugbilder, hatten das Vorhandensein einer F.-T.-Station und eines Schuppens, der bis in die Luft benzinverdächtig roch, festgestellt. So reifte sehr bald der Plan, diese militärisch wichtige Anlage den Russen zu zerstören.

Am 13. Juni setzte sich eine mächtige Mahalla von deutschen Seeflugzeugen in Bewegung, von denen zwei den Befehl hatten, vor der Insel zu wassern, ihre Beobachter mit Sprengmaterial an Land zu setzen und sie nach getanem Werke wieder aufzunehmen, während die anderen den Waldrand hinter der F.-T.-Station mit Bomben belegen sollten, um das Sprengkommando vor den Angriffen der russischen Besatzung von Runö zu schützen. Aber am 13. Juni wurde nichts aus dem Unternehmen, da russische Zerstörer bei Runö lagen. Freilich haben wir die Zerstörer derartig angenommen, daß der eine in Klartext seinen Hilferuf, er würde von deutschen Seeflugzeugen gejagt und wisse sich nicht mehr zu helfen, in den Äther funkte. Die Bomben, die nicht für ihn Verwendung fanden, da er ausgerissen war, wurden auf die F.-T.-Station abgeworfen.

Schuppen auf Runö vor der Sprengung

Schuppen auf Runö während der Sprengung





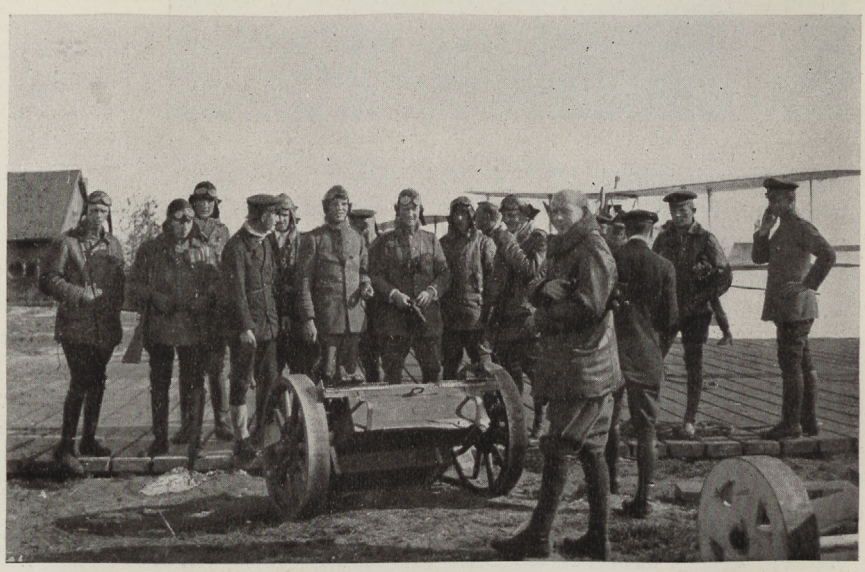
Schuppen auf Runö nach der Sprengung

Die Energie unseres Stationsleiters ließ nur einen Tag verstreichen, bis wir wieder auf dem Fluge nach Runö waren, der völlig befehlsgemäß durchgeführt wurde. Die Bilder zeigen das saubere Resultat der Unternehmung. Aber die Besetzung von Runö blieb nach wie vor ein Wunschtraum.

Da kam die Riga-Oesel-Unternehmung, und Kapitänleutnant Bertholdt wurde als Kofl (Kommandeur der Flieger auf der Flotte) abkommandiert und ich Leiter der Seeflugstation Angernsee. Bei einer Sitzung der Seeflugstationsleiter in Windau mit dem Kofl fragte ich ihn am Schluß, ob er mir nun die Runö-Unternehmung genehmigte. Er antwortete, daß ich, wenn die andern der Seeflugstation Angernsee übertragenen Aufgaben gebührend erfüllt würden, für Runö freie Hand hätte. Inzwischen hatte sich das Wunschbild so fest in die militärische Wirklichkeit eingenistet, daß diese jetzt seine Erfüllung forderte. Denn bei dem rasenden Tempo, in dem die Eroberung Oesels sich vollzog, fiel die Aufgabe fort, über Oesel aufzuklären, und wir mußten von Angernsee bis zum Moonsund fliegen.

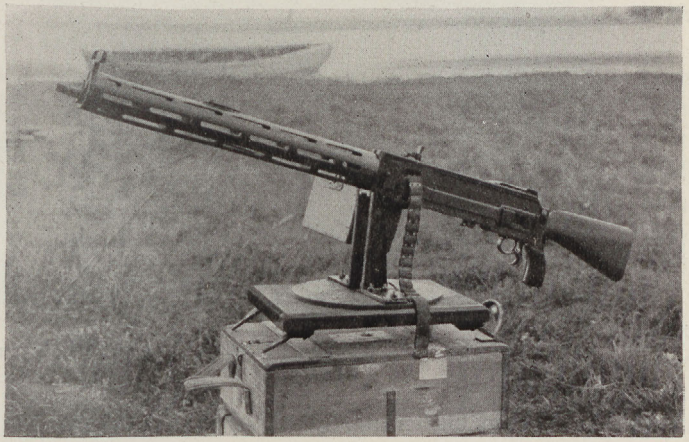
Die brennende F.-T.-Station auf Runö

Das erforderte mehr Brennstoff, als unsere Flugzeuge fassen konnten. Deshalb war die Schaffung eines Stützpunktes eine militärische Notwendigkeit geworden. Hierfür kam nur Runö in Frage, und so gingen Wunsch und Notwendigkeit eine glückliche Ehe miteinander ein.



Die deutschen Seeflieger nach ihrer Rückkehr in der Seeflugstation Angernsee

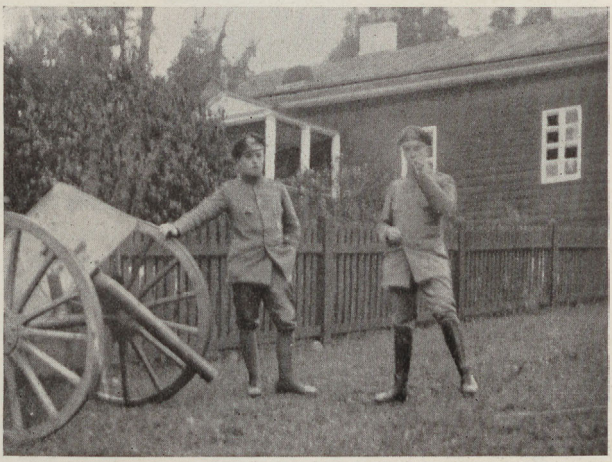
Die Vorbereitung und Ausführung der Unternehmung übertrug ich einem jungen Offizier, Leutnant zur See Böhmer, der mit Feuereifer an diese ja auch militärisch ungewöhnlich lockende Aufgabe heranging. Alles wurde bis ins letzte gründlich durchdacht und vorbereitet, damit die Unternehmung auch bei der damals



L.M.G. auf Holzschlitten

noch mit Sicherheit zu erwartenden russischen Gegenwehr erfolgreich durchgeführt werden könnte. Die beiden großen Torpedomaschinen der Seeflugstation wurden zum Transport der Landungsmannschaft (1 Offizier, 16 Mann) bestimmt, die mit Karabinern und einem Flugzeugmaschinengewehr, das wir auf einen Holzschlitten montierten, ausgerüstet wurde. Obgleich sie wie die Heringe in die Kisten gepackt wurden, waren alle mit Begeisterung bei der Sache. Die ganze Insel wurde von unserm Reihenbildner noch einmal aufgenommen, auf den Flugbildern die Anmarschwege genau festgelegt und die Rollen verteilt für Landungsmannschaft und ihren Schutz durch die andern Flugzeuge.

Am 13. Oktober vor zwanzig Jahren startete die Unternehmung. Alles klappte – nur die Russen waren nicht mehr da. Nach Aussage der Runöer Fischer waren die letzten russischen



Leutnant z. See B. mit erbeutetem russischem Geschütz

Soldaten am Abend vorher von einem russischen Zerstörer abgeholt worden, unter Zurücklassung eines kleinkalibrigen Geschützes. So konnten kriegerische Lorbeeren leider nicht erworben werden, aber das störte schließlich doch nicht die Freude an diesem Husarenstück der Luft.

Runöer Fischer mit deutschen Offizieren und Mannschaften

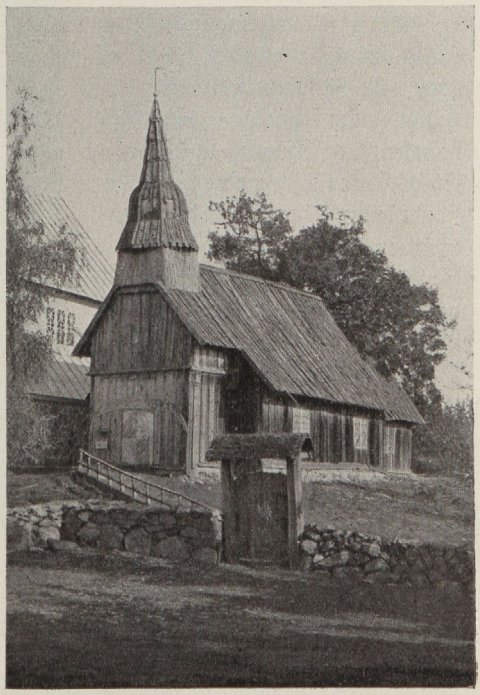
Die Runöer Fischer nahmen unsere Leute mit Begeisterung auf, die noch dadurch stieg, daß wir ihnen, die seit Jahren ohne ärztliche Versorgung waren, unsern Stationsarzt herüberfliegen ließen, der ihnen alle mögliche Hilfe angedeihen ließ. Die Begeisterung wurde auch nicht dadurch gedämpft, daß sie alle ihre Flinten abliefern mußten, die ich nach Angernsee überführen ließ. Es waren zum großen Teil alte Steinschloßflinten, zum Teil wertvolle Stücke, deren Primitivität die Schießkunst der Runöer noch in besonders helles Licht stellte. Es wurde ihnen schwer, sich von ihren Waffen zu trennen, die sie für die Seehundsjagd und ihren Lebensunterhalt brauchten. Aber es half ja nichts: sie standen unter militärischer Besatzung, die ihnen zahlenmäßig völlig unterlegen war. Es blieben nur ein paar Matrosen dort, die den durch Flugzeuge hinübertransportierten Brennstoff und Ölvorrat zu betreuen hatten und die bis zum Ende in herzlichem Einvernehmen mit der Runöer Bevölkerung gelebt haben.

Runöer Fischer mit der deutschen Besatzung

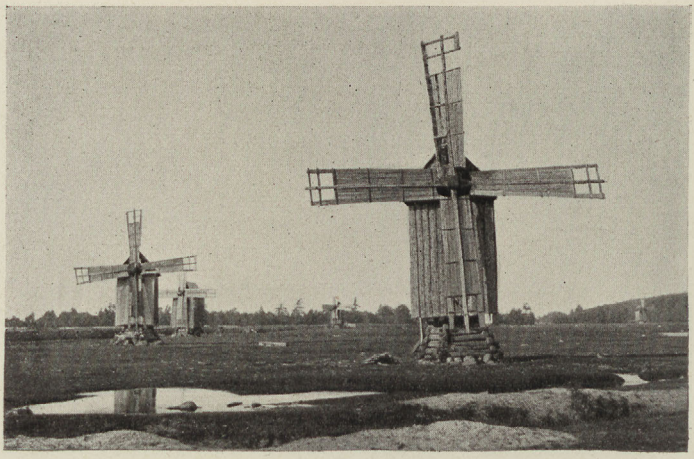
Ein uralter Fischer gab mit Tränen in den Augen seine schöne alte Steinschloßflinte mit reichem Intarsienschmuck ab und bat nur, wenn er sie nun doch abgeben müsse, sie an Hindenburg als sein Geschenk für

Dorfstraße in Runö

den großen Feldmarschall zu übersenden. Ich habe der Bitte willfahrt und mit einem formgerechten Dienstschreiben diese Gabe des alten Runöer Fischers an den Generalfeldmarschall gesandt. In der stillen Hoffnung, eine Antwort zu bekommen, ähnlich wie manche Offiziere in Kurland einen streng geschützten Elch nur darum geschossen haben sollen, weil sie hofften, auf diese Weise persönlich vor den Feldmarschall zu kommen, da er sich die Ahndung solchen Jagdfrevels persönlich vorbehalten hatte. Aber eine Antwort ist nie gekommen, die man dem alten Fischer hätte übermitteln können. Man hatte oben wohl mehr zu tun, als psychologische Imponderabilien zu beachten, die von fast unberechenbar segensreicher Auswirkung hätten sein können.



Die alte Holzkirche auf Runö



Windmühlen auf Runö

Das also war die Eroberung oder vielmehr die Besetzung von Runö. Wir waren sehr stolz, als sie im Heeresbericht ihre Erwähnung fand und freundliche Telegramme von den verschiedensten hohen Kommandostellen, darunter auch vom Prinzen Heinrich, einliefen. Denn wir waren die ersten gewesen, die überhaupt in der ganzen Kriegsgeschichte eine feindliche Insel durch Flugzeuge in Besitz genommen hatten. Der zweite Fall, die Besetzung der Insel Abro durch deutsche Seeflugzeuge, klappte nach, und Gabriele d'Annunzio dachte damals sicher noch nicht an die Eroberung Fiumes auf dem Luftwege. (Diese historische Erstmaligkeit: Besetzung von feindlichem Gebiet lediglich durch Flieger bescheinigt uns auch der Stabschef der Landungstruppen, General a. D. Erich von Tschischwitz, in seinem Buch „Blaujacken und Feldgraue gen Oesel".) Und die „primeurs" sind nun einmal im Frieden wie im Kriege, auf Bergen und Inseln und sonstwo von höchstem Reiz für den Mann.

Brautpaar auf Runö

Rundschau

Wille zum Frieden. Die gemeinsame große Friedenskundgebung der Führer des italienischen und des deutschen Volkes am 28. September in Berlin, die frühere Reden der beiden Statsmänner – vor allem auch die Schlußrede des Führers auf dem Nürnberger Parteitag – eindringlich unterstrich, ist in der ganzen Welt nicht ohne Wirkung geblieben. Sie ist in hohem Grade geeignet, eine weitere Entspannung in Europa einzuleiten, wenn man ihr in den andern Ländern den Glauben schenkt, den sie verdient. Durch die Konferenz in Nyon, die in ihren Entschlüssen eine scharfe Antwort Englands und Frankreichs auf Mussolinis Rede in Palermo bedeutete, war zunächst eine empfindliche Versteifung der europäischen Lage eingetreten, da es zunächst einmal schien, als sollte Italien von der Wahrnehmung seiner ihm lebenswichtigen Interessen im Mittelmeer ausgeschlossen werden. Die Reden des sowjetrussischen Vertreters trugen bewußt das ihrige bei, um Gift in offene Wunden zu gießen. Aber auch diese Provokation hat den italienischen Regierungschef nicht von der Verfolgung einer realpolitischen Linie abbringen können. Solche realpolitischen Überlegungen veranlaßten auch England und Frankreich, die es anfangs auch auf einen offenen Konflikt mit Italien ankommen lassen zu wollen schienen, durch schnell angeknüpfte Verhandlungen die Möglichkeit einer Beteiligung Italiens an der Mittelmeerkontrolle zu schaffen. Der Völkerbund hat in bekannter Weise in schreiendem Gegensatz zu den Regierungen der Tat sich mit Reden begnügt bei der Behandlung der brennendsten Fragen wie der spanischen, und des schweren Konflikts im Fernen Osten. Es sei aber verzeichnet, daß sowohl der englische wie der französische Vertreter die von Sowjetrußland und Barcelona versuchten Provokationen zum mindesten mit Reden zu dämpfen sich bemühten. Ungelöst ist nach wie vor die Frage der freiwilligen Mitkämpfer in Spanien, und vorläufig ist von keiner Seite ein Vorschlag gemacht, der diesen Herd ständig drohender neuer Konflikte zum Erlöschen bringen könnte. Wenn wirklich in der Welt überall ein ehrlicher Friedenswille vorhanden wäre, sollte auch der Weg zur Vereinigung dieses schwierigen Problems unschwer zu finden sein. Europa hat doch wirklich alle Veranlassung, im eigenen Hause den Frieden zu sichern, denn die Entwicklung im Fernen Osten zeigt, daß jeden Tag europäische Interessen so empfindlich berührt werden, daß ein Eingreifen europäischer Mächte von heute auf morgen zur Notwendigkeit werden kann. Es darf nicht übersehen werden, daß der Ton in der englischen und nordamerikanischen Presse gegen Japan wegen der Fliegerangriffe auf Nanking und der schweren Leiden der chinesischen Zivilbevölkerung sich so verschärft hat, daß die englische Regierung wie die der Vereinigten Staaten die Unterstützung der Öffentlichkeit auch für sehr schwerwiegende Entschlüsse finden könnten. Hinzu kommt, daß der militärische Widerstand der Chinesen sich als stärker erweist, als auch die Freunde Chinas in der ganzen Welt angenommen haben. Ein im Friedenswillen einiges Europa könnte auch die aus dem Fernen Osten drohenden Gefahren kriegerischer Entwicklungen in der gesamten Welt mit starker Erfolgsaussicht beschwören.

Thomas Garrigue Masaryk. Am 14. September ist im Alter von 87 Jahren Thomas Masaryk, der Gründer und erste Präsident der Tschechoslowakei, gestorben. Seine Persönlichkeit hat erst im geschichtlichen Abstand vom Kriegsende feste Umrisse erhalten, vor allem im deutschen Volke, zu dessen heftigsten Gegnern er 1915 – 18 zählte. Indem er nicht aufhörte, seine Handlungsweise zu begründen und die Zeit von damals wie ihre Tatsachen zu deuten, mag er bis heute manchen nicht überzeugt haben, aber die Zwangsläufigkeit seines Handelns ist durch die Auflockerung der Geschichtsbetrachtung überhaupt und derjenigen der Sudetenländer im besonderen vielen von uns verständlich geworden. Jeder Illusion abhold, hat Masaryk die machtpolitische Begründung des Böhmischen Staatsrechtes abgelehnt, aber die Unabhängigkeit der böhmischen Länder verwirklicht und um die slowakischen Gebiete erweitert, als ihm kein anderer Ausweg offen schien, den Bestand seines Volkes zu retten, selbst unter Preisgabe des alten Staates, um dessen Reform und Umbau er so leidenschaftlich gekämpft hatte. Masaryks Leben und damit auch das Leben seiner Familie war hart. Sein starker, aszetischer Geist kannte keine Konzessionen an die Bürgerlichkeit; der Feuertod des Hus, dem er ein feinsinniges Buch widmete, war sein Leitstern. Aus dieser Quelle stammte sein Kampf gegen Unverstand und Unmoral wie sein Streben nach Wahrheit und Klarheit. Als Knabe zerfällt er mit der katholischen Kirche, ohne seine tiefe Religiosität zu verlieren, als Jüngling analysiert er soziologisch den Selbstmord und gerät in Konflikt mit der Gesellschaft, als junger Dozent sagt er den sog. Handschriften, den Götzenbildern der Nation, den Kampf an und ruht nicht eher, bis er – als ein damals Geächteter der Nation – deren Fälschung erwiesen hat, als Reichsratsabgeordneter legt er zweimal sein Mandat nieder, weil er die tschechische Politik in Wien mißbilligt und ihr neue geistige Grundlagen in ungebundener Freiheit erstreiten will, und als 65jähriger wendet er als unversöhnlicher Revolutionär dem Staate den Rücken, an dessen Gerechtigkeit und Zukunft er nicht mehr glaubt.

Die öffentliche Wirksamkeit Masaryks baut sich in zwei weiten Bereichen auf: in der Professur und in der Politik. Masaryk wird nicht Professor, um lediglich gelehrte Bücher zu schreiben, sondern um aus einem reichen Wissen und inneren Zwang Lehrer zu sein. Er will einer werdenden Generation den geistigen und sozialen Aufstieg erleichtern und ihr die Lebensweisheiten erschließen, wobei dieser ideale Lehrer an seinen Schülern die Schmerzen einer Zeit beobachtet, die er für eine schwere Krise der Gesellschaft und der Moral hält. Was schert ihn sein enger Lehrauftrag für Philosophie, er will die Lehre des Lebens selbst begreifen und vermitteln und danach handeln und handeln lassen. Für ihn gibt es keine Spekulation mit einer doppelten Sittlichkeit, „eine Handlung ist gut oder böse, ein anderes gibt es nicht". Diese Auffassung wissenschaftlicher Lehrtätigkeit bedingt, daß Masaryk mehr Soziologe als Philosoph ist. Er ist der ehrlichste und unnachsichtigste Kritiker der Zeitverhältnisse, vor allem der sozialen, und weiß den sozialen Aufstiegsdrang als eine kulturelle Evolution zu deuten. Schon frühzeitig ein Gegner des Marxismus, bedeutet ihm die soziale Frage, „die Köpfe und Herzen aller warm machen und die Selbstliebe unterdrücken". Das soziale

Problem ist keine Sache der Arbeiter allein, sondern es ist eine Pflicht der Gesamtheit, es zu lösen. Von der sozialen Seite her kam er zu den Idealen der Humanität, deren Echtheit in der politischen Ebene ihm strittig gemacht wurde. Politisch gesehen sind seine Ideale mit der Wirklichkeit in Widerspruch geraten, menschlich sind sie ihm unveräußerlich geblieben, wenigstens für eine abgeklärtere Zukunft. Und ebenso war ihm die Demokratie die ideale Form der Nächstenliebe. Ihm mißfielen die Formen der praktischen Demokratie, er verlangte ein Reifen und Vervollkommnen, das ihm von Selbstzucht und allgemeiner Moral abhängig erschien. Auch in der Politik war Masaryk in erster Linie Lehrer der Nation. Deshalb reihte er sich nur schwer in die Formen und Formeln parteipolitischer Taktik und Vorsicht ein. Er handelte auf eigene Faust und erzwang sich eine Geltung als glänzender Redner und scharfer Denker. Er war schon fast ein Siebziger, als er Oberhaupt des Staates wurde, den er gegründet hatte. Er ist auch dann sich selbst treu geblieben, aber gerade deshalb wurde er ein Einsamer, nicht bloß, weil er alt geworden war, sondern weil ihm die Verfassung enge Grenzen zog. Die alten Freunde gingen dahin, und neue fand er nicht, obgleich er sie suchte. Man sprach von einer Masarykschen Generation, diese aber ging andere Wege, als er wünschte. Nur Dr. Beneš war sein Vertrauensträger, vielleicht mehr, weil er Erfolg hatte, als weil er seine Tradition in allem übernahm. Masaryk blieb im Amte, bis Beneš sein Nachfolger werden konnte, dann vollzog er einen heroischen Abgang, ohne mehr die Kraft zu haben, seinen letzten politischen Willen niederlegen zu können.

Masaryks Verhältnis zum Deutschtum war sozial und realistisch bestimmt: er trug mit sich die Demütigungen seines dienenden Vaters vor einer Herrenklasse, die nur der Sprache nach deutsch war, und sein Aufstieg blieb der ewige Drang nach Emanzipation vom deutschen Druck der Umgebung, nicht aus Haß, sondern aus Sucht nach innerer und äußerer Freiheit. So nahe er der deutschen Assimilation gekommen war, so unabhängig und ebenbürtig wollte er sich und sein Volk gegen die deutsche Kultur stellen. Das bedeutete bei Masaryk keinen nationalistischen Dünkel, sondern ein Bedürfnis des nationalen Seins und Bestehens. In der Jugend erfüllt mit dem deutschen Gedankengut, ergänzte er sein Wissen vornehmlich aus der englischen und russischen Kultur und schuf seine Weltanschauung aus allem Guten und Schönen, das er in aphoristisch-strengen Sätzen in die für sein Volk brauchbarste Form goß. Seine Strenge war für viele zu hart, seine Logik unangenehm, seine ethische Praxis zu anspruchsvoll, seine politischen Folgerungen zu wenig nationalistisch. Dennoch hinterläßt er ein großes sittliches Erbe. Wird es behütet werden? Ganz froh ist er selbst seines eigenen politischen Werkes nicht geworden. Er sah die vielen Gefahren für die Zukunft, die aus der inneren Entwicklung im Staate entstehen, er war der Warner und Mahner. Auch hier hinterläßt er ein reiches Erbe. Wer wird es verwalten in seinem Geiste?

Auslanddeutsche Tagungen. In einer tschechischen Propagandaschrift wurde jüngst in einem fingierten Gespräch zwischen einem Ausländer und einem

Tschechen der Versuch unternommen, die Lage der Sudetendeutschen als befriedigend hinzustellen, die Minderheitenpolitik der Tschechoslowakei zu rühmen, also die sudetendeutschen Grundforderungen als unberechtigt zu erweisen. Nur den völlig Uneingeweihten konnte die Methode täuschen, die darauf beruhte, die klaren Tatbestände, daß die sudetendeutsche Volksgruppe auf allen Lebensgebieten in der Tschechoslowakei zurückgesetzt ist, einfach zu verschweigen und dafür den ebenso klaren Tatbestand, daß einer Volksgruppe von rund dreieinhalb Millionen nicht gut alle eigenen Schulen wegzunehmen sind oder der Gebrauch der Muttersprache verboten werden kann, als Vorbild hinzustellen. Diese Methode war kennzeichnend dafür, wie überall dort, wo bodenständiges deutsches Volkstum innerhalb fremder Staatlichkeit siedelt, von dem Wesentlichen, eben der Minderberechtigung der deutschen Mitbürger, abgelenkt und so getan wird, als ob die selbstverständliche Teilnahme des deutschen Reichsvolkes am Schicksal seiner Volksgenossen draußen unberechtigt sei und anderen, „pangermanischen" oder imperalen Zielen diene.

Dabei hat diese Teilnahme, in Widerlegung der deutschfeindlichen Propaganda, längst ihre festen Formen gewonnen, wie sie in den großen Volkstumskörperschaften des Reiches zum Ausdruck kommen. Die Tagung des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart legte davon ebenso Zeugnis ab wie der vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland veranstaltete Tag des deutschen Volkstums. Genau so wie die deutschen Volksgruppen selbst ihre Treue zum eigenen Volk durchaus mit loyaler Pflichterfüllung ihrem Staate gegenüber zu verbinden wissen, tritt das deutsche Volk im Reiche für die Erhaltung seiner auslanddeutschen Volksgenossen ein, wie sie, sei es in den Minderheitenverträgen, sei es in den Verfassungen der betreffenden Staaten, gewährleistet ist. Und hier wie dort ist nirgends davon die Rede, daß die Assimilierung fremden Volkstums Gesetz und Recht sei. Die Stuttgarter Tagung, die zugleich auf das zwanzigjährige Bestehen des Auslands-Institutes hinwies, ließ in ihrem Verlauf erkennen, wie sehr gerade wir Deutschen die Volkstumsverbundenheit über die politischen Grenzen hinweg unter dem Gesichtspunkt des Friedens und der Befriedung sehen, wie sehr wir bemüht sind, die allgültige Anerkennung volksrechtlicher Grundsätze als eine natürliche Voraussetzung für die guten Beziehungen zwischen den Völkern und Staaten hinzustellen. Und wo diese geistige und praktische Arbeit, über die die Tagung umfassenden Aufschluß gab, angefeindet wird, da handelt es sich eben um die Methode, die wir am Beispiel der Tschechoslowakei darlegten. Dies Beispiel könnte ja beliebig durch jedes andere ersetzt werden. Würden die fremden Staaten und Völker nicht die Assimilierung ihrer deutschen Volksgruppen versuchen, sie brauchten sich vor der deutschen Volkstumsarbeit nicht zu fürchten. Denn diese wendet sich nach wie vor ausschließlich gegen das Unrecht der gewaltsamen Überfremdung.

Wie sehr aber die deutschfeindliche Propaganda noch immer die Begriffe zu verwirren sucht, das zeigte sich auch an den Tönen, die die Reichstagung der Auslandsorganisation der NSDAP. in Stuttgart begleiteten. Jedermann im Reiche und draußen in der Welt weiß im Grunde, daß auf den Tagungen der Auslands-

organisation lediglich die Reichsbürger, die im Auslande leben, zusammenzukommen pflegen, es sich also um eine reichsdeutsche Tagung und nicht um eine Volksgruppentagung handelt. Dennoch waren die Auslandsberichte über diese Tagung der Reichsdeutschen aus dem Auslande, die sich naturgemäß in den Rhythmus des neuen Deutschland einfügte, vielfach in höchstem Maße irreführend, als ob die Einordnung der Reichsdeutschen aus dem Auslande in den reichsdeutschen Aufbau den politischen Bestand fremder Staaten und eine Beeinflussung der dort lebenden Deutschen mit fremder Staatsbürgerschaft voraussetzte. Aber auch in diesem Falle richtete sich die Methode selbst, zumal sie mit erfreulichem Nachdruck gerade auch von der Presse der bodenständigen deutschen Volksgruppen als Fälschung der wirklichen Gegebenheiten entlarvt wurde.

Nach dem Pariser Philosophenkongreß. Wenn man in den letzten Monaten die kulturellen Zeitschriften Frankreichs und die literarischen Teile französischer Zeitungen auch nur flüchtig durchblätterte, wurde die Aufmerksamkeit immer wieder in dieser oder jener Form, durch Artikel, durch Bilder, durch geistreiche psychologische Umfragen auf den französischen Nationalphilosophen René Descartes und seinen jetzt dreihundertjährigen „Discours de la méthode" gelenkt. Begleitmusik, sehr geschickte Begleitmusik zum 9. Internationalen Philosophenkongreß, der ja bekanntlich ebenfalls in so eindeutiger Weise unter dem Zeichen Descartes' stand, daß man ihn fast mehr als einen national-französischen denn als eigentlich internationalen Philosophenkongreß bezeichnen konnte. Die Tagung ist verrauscht; geblieben ist vor allem für diejenigen, die nicht das Glück und die Auserwähltheit persönlichen Teilnehmers genossen haben, ein fast pressemäßig rasch erschienener Tagungsbericht unter dem Titel „Traveaux du 9. Congrès International de Philosophie", den der Generalsekretär des Kongresses, Raymund Bayer, bearbeitet hat (Verlag: Hermann et Cie Editeurs. Paris, 6 Rue de la Sorbonne). Dieser Bericht enthält in zwölf Bänden den Wortlaut der mehr als dreihundert Referate, die auf der Tagung in den verschiedenen Sprachen (überwiegend freilich französisch) gehalten wurden. Ein Querschnitt durch die Philosophie der Gegenwart, den man aber nur richtig lesen und auswerten kann, wenn man ihn nicht so auf „Ergebnisse" hin und gewissermaßen als Werk, sondern immer eingedenk des kurzen, improvisatorischen Charakters solcher Tagungsvorträge und Diskussionen liest, sich also durch den Umfang des Buches nicht über sein systematisches Gewicht täuschen läßt. Die deutsche Gegenwartsphilosophie — und auch das ist in den gleichzeitigen deutschen Pressekommentaren oft genug gesagt worden — hat auf dem Kongreß bei aller ihr entgegengebrachten Höflichkeit nicht die Rolle gespielt, welche sie faktisch im gegenwärtigen Denken der Welt einnimmt. Dies allerdings, wie wir bekennen müssen, nicht nur aus Schuld der anderen. Die eigene hervordrängende Nationalisierung unserer Philosophie hat vielfach auch die anderen und speziell die kleineren Völker in eine Nationalisierung ihres Denkens gedrängt, wodurch dann gelegentlich scheinbare Parallelismen herauskamen, welche innerlich doch zu wenig gerechtfertigt sind und letztlich demjenigen am meisten schaden, der den Gedanken der Selbstbeschrän-

kung zuerst in die Diskussion geworfen hat. Denn das muß vielleicht jetzt, nach einigem zeitlichen Abstande zum Kongreß einmal offen gesagt werden: von der großen, ewigen Idee der Weltphilosophie ist auf dieser an sich so glanzvoll verlaufenen Tagung wenig zu spüren gewesen. Kollektivdenken und Spezialdiskussion hatten trotz der Überhöhung, die die Person Descartes' erfuhr, so eindeutig das Übergewicht vor der großen Philosophenpersönlichkeit, daß schon hierdurch ein Abweichen vom echten Gesetz des Logos gegeben war. Hinzu kam dann, daß eben der Kongreß überwiegend von Völkern und Menschentypen beschickt war, welche nun einmal die letzte philosophische Begabung nicht hervorzubringen pflegen: Amerikaner, Engländer mit ihren Hemmungen des Pragmatismus, die Franzosen selber mit denen ihres Rationalismus, ganz zu schweigen von den kleineren Völkern, denen einfach noch die unerläßliche denkerische Tradition mangelt, oder den emigrierten Russen (Sowjet-Rußland war taktvollerweise vollkommen draußen gelassen worden), in deren gleichsam vorsokratischem Denken noch die unreinen Erd-, Blut- und Schicksalsbeimengungen allzu unaufgelöst auf der Oberfläche schwimmen. Interessant auch, wenn schon ein wenig grotesk die laute Rolle, welche Österreich und speziell die Wiener Positivistenschule philosophierender Physiker und Biologen bei der Diskussion über die „Einheit der Wissenschaft" (man vermied hier das Wort Philosophie) spielten, was auf einem deutsch akzentuierten Philosophenkongreß wohl auch heute noch unmöglich gewesen wäre. Trotz dieser Einschränkungen muß aber der Kongreß insbesondere für die Teilnehmer selber mit seinen reichen, nicht fixierbaren Eindrücken subjektiver und lebendiger Art (die ja immer auf solchen Tagungen in einer gewissermaßen ironischen Reziprokation ihrer Tendenzen das Bleibende und tiefer Wirkende zu sein pflegen) um ebensoviel anregender und aufregender gewesen sein, als er rein äußerlich den Umfang und Inhalt seiner Vorgänger übertroffen hat, so daß man vielleicht am Schluß gesagt haben mag (ähnlich wie manche ausländischen Teilnehmer der letzten Olympiade), es kann hier im Extensiven keine weitere Steigerung mehr geben, und das Gebot für die Zukunft kann demnach nur lauten: Rückkehr und Erneuerung an der Idee der Philosophie.

„Existentiell." Wir fühlen an sich keine allzu große Neigung, uns auch einmal auf dem bequemsten und darum belaufensten Felde alles Glossierens zu tummeln und vermeintliche oder wirkliche Mißbildungen der Sprache ans Licht zu holen. Gerät man hierbei doch zu leicht in die Gesellschaft jener eilfertigen Verschönerungsfanatiker, welche den unsäglich lebenszarten Sprachkörper nach ähnlich grobem Schönheitsideale genormt haben möchten, wie sie im Leben selber am liebsten nur Menschen von einer bestimmten Größe und Gestalt, von bestimmter Nasen-, Haar-, Ohren- und Augenform gelten ließen. Der alte Irrtum jeglichen „abstrakten Idealismus'", daß das Licht die Finsternis, das Gute das Schlechte, der Wert den Unwert entbehren könnte und müßte, während doch umgekehrt erst die Mißbildung die rechte Bildung sichtbar macht, der Bucklige, der Zwerg und der Riese — um ein Beispiel zu nehmen — mittelbar die volle Schönheit der menschlichen Gestalt herausschattieren. Liegen in dieser Weise die

Verhältnisse schon im Leiblichen verwickelter, als es für eine einfältige Normierung wünschenswert ist, so gestattet die Sprache, als das Leben des Lebens noch weniger, daß mit ihr von denkschwachen Handwerkern „Gartenkunst" getrieben wird. Die Sprache, die obendrein auch noch unter anderen Werten als dem der bloßen leicht eingängigen Schönheit, Klarheit oder Reinheit steht und Geistesbrücken in solche Bezirke der Wirklichkeit zu schlagen hat, die sich meilenweit von ihrer Naturbestimmung: dingliche Sachverhalte mitzuteilen, entfernt haben. Diese Einschränkungen richten sich freilich nur gegen das eilfertige Beschneiden, gegen den abstrakten einseitigen Idealismus, keineswegs gegen das Ideal schlechthin, gegen die ständige vernünftige Überwachung und innere, gewissensmäßige Prüfung dessen, was wir denkend und sprechend tun. Die Sprache muß wachsen und muß streckenweise auch wild und unschön wachsen können, um erst einmal mit ihrer Lebenskraft luftige, d. h. begriffslose Räume zu überbrücken; sie muß aber nach ihrer „lebendigen Phase" allerdings immer wieder dann, wenn der menschliche Geist gleichsam zum anderen Ufer hinübergeleitet ist, in vorsichtige, das Gewonnene nicht zerstörende Kontrolle genommen werden. Hierfür nun ein Beispiel aus der unmittelbaren Gegenwart.

Man kann sich wundern, daß die scharfäugigen Geier der Glosse, welche gerade heute die deutsche Sprache auf ihrer Lebenswanderung manchmal schon beklemmend sorgsam überwachen, jenes Wörtchen noch nicht entdeckt und zerrissen haben, das in den letzten Jahren mit der Geschwindigkeit und dem Umfange einer ansteckenden Krankheit in den Gehirnen Platz gewonnen hat. Freilich nur in solchen Gehirnen, die sowieso ein wenig unter Idiosynkrasien des Denkens und Sprechens leiden, die aber doch zahlen- und wirkungsmäßig eine recht erhebliche Rolle spielen. Wir meinen das Wörtchen: existentiell. Ein Fachwort, Kunstwort und Fremdwort, dessen gegenwärtiger Sinn aus keiner bloßen Wortübersetzung zu verstehen wäre, welches aber doch mit Blut und Sinn zur Zeit so prall angeschwemmt ist, daß seine plötzliche operative Fortnahme im Augenblick in vielen Gehirnen lange nachwirkende Kreislaufstörungen hervorrufen würde. Was heißt es zum Beispiel, wenn gesagt wird: „Kant ist ein denkender, Goethe ein existentieller Typus", oder „Jeremias Gotthelf ... ganz und gar existentiell, tief eingebunden ins Volksdasein ..." Man muß einen Seitenstrom des neueren philosophischen Denkens, der von Kierkegaard zu Heidegger, Jaspers und Heyse, also zu der sogenannten „Existenzphilosophie" führt, überblicken, wenn man dem gegenwärtigen Begriff „existentiell" auf die Spur kommen will. Dabei hat sich aber das Wort inzwischen schon so weit vom Baume seiner Herkunft gelöst, daß es weit über die Begriffssprache der Philosophie hinaus in breite Gebiete der Geisteswissenschaften (Psychologie, Geschichte, Literaturwissenschaft, Kunstwissenschaft) eingedrungen ist und von ihnen aus sogar schon die altertümliche Patina des Fachterminus abgeschliffen und sich unter die blinkenden Münzen der allgemeinen Bildungssprache gemengt hat. Dies aber eben immer mit einer etwas schwierigen Ferne, mit einem Rest des Unverstandenen und Halbverstandenen, wie er freilich auch den gefährlichen Reiz seiner gehäuften Anwendung ausmacht. Wir wollen nun das Wort und den immerhin sehr sinnhaltigen Begriff, der heute hinter ihm steht, beileibe

nicht schlachten; wir haben vielmehr gerade umgekehrt Besorgnis, daß ein ruhmloses Ende für ihn eher aus seinem heutigen bedenklich reichen Gebrauch erwachsen könnte. Existenz, zu deutsch ursprünglich Dasein, heute aber mit besonderen metaphysischen oder doch irrationalen Akzenten belastet (Dasein im Unterschiede vom bloßen Sein, menschlich-geistiges Sein in „Sorge", Angst und „Geworfenheit" im Gegensatz zum tierischen, einfachen Vorhandensein, ohne Existenzbewußtsein), ist in der heute geprägten Form gewissermaßen eine begriffliche Festung, eine Schale und Kapsel gegen weiteres, auflösendes Denken geworden. Fragt sich eben nur, wieweit sich das künftige Denken jenes Grenzziehen um geheiligte, dem Zergliedern entzogene Bezirke gefallen lassen wird; und vor allem dann gefallen lassen wird, wenn das mit diesem Begriff gehütete „Heiligtum" andererseits bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit allzu rasch als tabu bei der Hand ist und den Respekt, nicht weiter in Frage gestellt zu werden, erheischt. Zusammenfassend gesagt: wir möchten lediglich warnen, nicht angreifen, wir möchten die höhere objektive Begriffssprache keineswegs „vereinfacht", sondern nur mit ebenfalls erhöhter subjektiver Nachdenklichkeit parallelisiert wissen.

Reiseandenken. Große Reisende früherer Zeiten kannten den Begriff des Reiseandenkens nicht. Jedenfalls bewegte sie niemals der Gedanke des Einkaufes solcher Dinge, die den Heimkehrer selbst oder die Zuhausgebliebenen in Stunden der Erinnerung lebhaft an eine ferne Wirklichkeit gemahnen sollten. Ein forschender Spaziergänger hob vielleicht an einer fernen Küste einen Stein auf, den er in die Tasche steckte, ein anderer Wanderer nahm das Blatt eines Baumes mit, unter dem er im Anblick einer mit Sehnsucht erwarteten Stadt geruht, ja ein Mann wie Goethe skizzierte Landschaften, die ihm etwas zu sagen hatten, behutsam in ein Büchlein, das er später freigebig mit freundlicher Widmung verschenkte. Das persönliche Erlebnis gab unscheinbaren Dingen den beseelten Wert, der sie für lange Zeit ihren Besitzern kostbar sein ließ. Das Reiseandenken als solches dürfte eine der tausend abscheulichen Nachgeburten des Industrialismus sein. Der eine oder andere reisefreudige Freund wird vielleicht bis heute, obwohl er die halbe Welt kennt und Jahr für Jahr in seiner kurzen Ferienzeit unterwegs ist, um noch mehr von ihr zu sehen, nicht wissen, was Reiseandenken sind. Ihn muß man hinweisen auf jene Likörservice aus gepreßtem Schund, die in Totenkopfform in Heidelbergs Straßen den Passanten nach der Rückkehr an die Stadt der deutschen Romantik erinnern sollen, auf jene gräßlichen Pfeifen- und Zigarrenspitzen mit Teufelsgrimassen, die am Pordoy-Joch in den Dolomiten dem Schweifenden ins Auto getragen werden, auf jene Rettungsringe, die längs der Küste Städteansichten umranken, auf die Kuh mit dem Abziehbild von Schloß Lichtenstein und andere Kulturgreuel. Ja, dessen nicht genug, noch immer gibt es das W. C. mit einer ganzen Batterie Nachtgeschirre, die als Salz-, Pfeffer- und Senfreservoire den Eßtisch schmücken. Dinge dieser Art gedeihen in der stets gleichen und übel billigen Ausführung in der ganzen Welt. Je nach dem Verkaufsort tragen sie in weißer

Lackinschrift einen anderen Namen als Reise-Promemoria auf ihrem Leib. Eine großartige Versammlung dieser Reiseandenken kann man in einer pädagogisch gemeinten Ausstellung des Deutschen Werkbundes und des Landesgewerbemuseums in Stuttgart einsehen, die hier dem guten und heimatgebundenen Reiseandenken gegenübergestellt sind. Der negative Teil der Schau wirkt nur wie ein kleiner Ausschnitt aus dem im gleichen Hause beheimateten, nicht so zartfühlig vorgehenden Kitschmuseum, der positive Teil ist mehr ein Demonstrierversuch als ein Beweis dafür, daß es das gute Reiseandenken gebe. Nicht alle ausgestellten Gegenstände erfüllen die Forderung, die an jedes Reiseandenken gestellt werden müßte, nämlich daß es in Material und Arbeit aus dem Bezirke stamme, indem es verkauft wird. Das wirkliche Reiseandenken muß die Gegend, ihren Charakter, den ihrer Bevölkerung, Geruch und Klima dieses Bodens, dem es entwachsen ist, in einer stillen und noblen Weise reflektieren, sonst ist und bleibt es eben ein an x-beliebigen Orten käuflicher Gegenstand. Gewiß hat diese Stuttgarter Schau ihre erzieherischen Werte. Sie leistet notwendige Aufklärungsarbeit. Sie macht dem irregeleiteten Geschmack vieler vielleicht begreiflich, daß Vertikow, Kommode und gute Stube keine Abladeplätze für lackierten Müll sein sollen.

Aber ist die Frage nach dem Reiseandenken nicht überhaupt problematisch? Das wahre „An-Denken" müßte schließlich im Herzen des Reisenden sich einnisten können. Es müßte ... Doch läßt sich diese Möglichkeit bezweifeln, wenn man an Laurence Sternes kluge Klassifikation der Reisenden seiner Zeit denkt. „... so nenne ich diese Herren: simple Reisende. Dergestalt kann man den ganzen Zirkel von Reisenden unter folgende wenige Rubriken bringen: Müßige Reisende, Neugierige Reisende, Lügende Reisende, Aufgeblasene Reisende, Eitle Reisende, Milzsüchtige Reisende. Dann folgen die Reisenden aus Notwendigkeit: der seiner Sündenschuld wegen Reisende, der unglückliche und unschuldige Reisende, der simple Reisende. Und ganz zuletzt — wenn Sie's nicht übelnehmen wollen! — der empfindsame Reisende ..." Dieser dürfte der einzige Reisende sein, der keinen „Bedarf in Reiseandenken" zu stillen hat.

JOSEF MARTIN BAUER

Die barocke Kerze

Novelle

Als Friedbert Johannsen im Sommer vor zwei Jahren wieder nach Aurisbrunn kam, wo er die heißen Wochen eines jeden Jahres zu verbringen pflegte, hatten die Leute in dem einsamen Dorf Anlaß zu billigem Gerede, weil in Johannsens Begleitung eine Frau ging, die jeder für seine Tochter hätte halten mögen, wenn er nicht selbst bei erster Gelegenheit das Geheimnis des Klatsches durchbrochen und die Begleiterin als seine Frau vorgestellt hätte.

Reichlich spät also hatte er an sich selbst gedacht, vielleicht bestimmt von jenem Menschenüberdruß, der einen Mann wohl überkommt im Leben, wenn nichts als ewig anderer Menschen Schuld vor ihm zu Stapeln geschichtet und von ihm ewig nur die harte Forderung nach Verdammnis erwartet wird, sonst gar nichts, kein Wort der Liebe und nie eine Geste des Verzeihens.

Generalstaatsanwalt Johannsen ging steif, nur über den Schultern den starren Hals ein wenig gebeugt, als würde das grau werdende Haar sonst die Gewölbedecke streifen, neben Frau Gommer durch den Fletz des Gommerhofes, ein Knecht grüßte ihn, eine Magd wich ihm aus, die Gommerin trappte neben ihm die ausgetretene Treppe hinauf und klinkte mit mächtiger Hand die Türen zu den drei Zimmern auf: „Herr Johannsen, Sie sehen, daß alles so geblieben ist, wie es immer war. Und von den Schnaken werden Sie auch nicht mehr geplagt werden."

„Danke!" sagte der Gast und schob die Koffer durch die Türöffnungen.

„Es wird Ihnen hoffentlich wieder gut gefallen", meinte die Gommerin mit einem Kopfnicken, „Ihnen und — Ihrer — Ihrer — —"

„Meiner Frau? Natürlich wird es meiner Frau auch gefallen. Sie hat sich schon lange auf Aurisbrunn gefreut, und bei Ihnen wird sie gut aufgehoben sein."

„Ihre Frau ist das, Herr Johannsen? Das ist schön. Das ist hübsch von Ihnen. Und ich hatte schon gedacht, Sie hätten Ihre — Ihre junge Schwester mitgebracht. Das ist aber nun wirklich schön von Ihnen, Herr Johannsen."

„Daß ich geheiratet habe?"

„Nein. Daß Sie auch jetzt, mit Ihrer Frau, noch zu uns kommen." Damit gab Frau Gommer, die bisher beinahe unfreundlich ihre etwas behäbige Körperfülle zwischen den Sommergast und seine Begleiterin geschoben hatte, den Platz an Johannsens Seite frei, und über das Gesicht des Mannes glitt ein verstehendes Lächeln, weil er die Rechtlichkeit der Bäuerin achtete, die sich mit dieser jungen Begleitung so wenig einverstanden gezeigt hatte.

Dieses Lächeln streifte alles Formvolle ab, die Starrheit des großen Mannes wich, als die Tür sich hinter ihnen beiden geschlossen hatte, einer eigenartigen Weichheit, und Friedbert Johannsen löste, über das Gepäck gebeugt, die Riemenverschnürungen und Verschlüsse, so daß alles in weicher Fülle aus den Koffern

strömen konnte, was ihm und Gertrud gehörte. Wie ein übermütiger Junge, der die Tasche für die Ferienzeit packt, saß er am Boden und kramte wirr und wüst durcheinander die Unmenge schöner Dinge aus, die nun diese Zimmer eines Bauernhauses füllen und anders beleben sollten, als es ihr Zweck war. Gertrud kniete an seiner Seite nieder und schuf wieder einige Ordnung in dem wirren Durcheinander, sie erzählte plaudernd von all dem, was ihren kleinen Lebenskreis füllte, und als Friedbert sie mit leichter Hand faßte, um sie neben sich zu haben, ganz eng neben sich, wo in ihm die Jungenfröhlichkeit erwacht war, da ließ sie den Druck seiner Hand willig über sich ergehen und lehnte sich an seine Knie, den Kopf zurücklegend, um in des Mannes kluges Gesicht zu schauen, das im Lachen der Liebe jeden harten Zug verlor.

„Bis zum Abend können wir doch nicht so am Boden kauern bleiben, kleine Gertrud?"

„Doch. Schau dir den Streifen Wald durch das Fenster an und bleib! Mir genügt es jetzt, den Wald von da aus zu sehen und zu spüren, daß es überhaupt noch irgendwo auf der Welt soviel Stille gibt."

„Morgen werden wir zum Wald hinübergehen, und am Abend zur Mühle, wo sie Most ausschenken."

„Most trinke ich nicht sehr gerne."

„Das haben schon andere Leute gesagt, ehe sie ein erstes Mal trunken vom Most und vom Lachen aus der Mühle heimgegangen sind. — So! Und jetzt ist Schluß mit der Faulheit!"

Damit nahm er das leichte Menschenkind vom Boden auf, und als Gertrud sich starr machte, stellte er sie wie den eben geleerten Koffer in die Ecke zwischen Schrank und Fensterwand. So freilich konnte das nicht weitergehen mit Kleinkinderspäßen und dem Getändel der Verliebtheit, darum begannen sie beide die wundervolle Unordnung auf dem Boden des Zimmers zu lösen und jedes Stück an einem guten Platz unterzubringen in dem bäuerlich geschnitzten Schrank, aus dem ein Geruch von Wolle, altem Holz und Scheuermitteln in das Zimmer fiel. Gertrud aber war glücklich über Friedbert, der wie ein Kind sich eines jeden Spieles freuen und über jede ihrer frohen Torheiten lachen konnte.

Im leichten hellen Anzug, eine Joppe übergehängt, damit doch etwas noch von städtischer Form gewahrt blieb, ging Herr Johannsen um die Zeit des Abendläutens die Dorfstraße hinunter, nicht mehr allein wie in all den Jahren bisher, so daß er sehr wohl die neugierigen Blicke verstand, die mit ihm gingen auf jedem Weg. Frau Gommer aber hatte zuvor schon alles, was sie wußte, und noch mehr unter die Leute gebracht, damit man nicht am Ende zwiedeutig über sie und ihr Haus redete. Gern und liebenswürdig bot man von allen Seiten Gruß und Dank, denn der Herr Johannsen, wenn er auch einen nicht jedem sympathischen Beruf hatte, war ihnen allen längst gut Freund geworden. Ihm selbst erschien es sogar ungewohnt, daß er hier nun mit einem zweiten Menschen durch die Straßen ging, darum verstand er auch die kleine Neugier richtig und kam ihr freundlich entgegen, indem er seinen besten Bekannten die liebenswerte Begleiterin als seine Frau vorstellte.

„Donnerwetter! Hübsch ist sie!" sagte der Müller.

„Aber jung ist sie!" meinte die Müllerin und schätzte Gertrud mit gutem Blick auf vierundzwanzig.

„Laß erst einmal sehen!" sagte der Krämer Leibelt, der eigentlich ein Kaufmann war und die junge Frau ebenso duzte wie den Herrn Generalstaatsanwalt, seinen Freund. Er zog die Kugellampe herunter, als Johannsen beim Dunkelwerden mit Gertrud den Laden betrat, und leuchtete dem alternden Mann und seiner allzu jung erscheinenden Frau prüfend ins Gesicht.

„Die gefällt mir", sagte er kopfnickend und leuchtete zur nochmaligen Prüfung wieder über das frische Mädchengesicht hin, aber auch Johannsens Gesicht mußte er noch einmal sorgfältig anleuchten, damit ihm keine Veränderung, die von der Zeit oder der jungen Ehe bewirkt sein mochte, entging. Dann klappte er das Durchgangsbrett in der Mitte der Ladenbudel auf und lud den Freund mit seiner Frau zu sich ein in das alte Zimmer, das nur wenige betreten durften, höchstens solche Leute wie der Generalstaatsanwalt, der einzige Sommergast, auf den sich Aurisbrunn sehr viel zugute tat. Dieses alte Zimmer, gleich anschließend an den Laden, war die Schreibstube des Kaufmanns, in der auf einem unbequemen, aber wohl wertvollen Sekretär die spärlichen Bücher geführt und die Steuerfassionen ausgeschrieben wurden. Ein schlanker, strengliniger Schrank aus der Renaissance deckte die fensterlose Schmalwand bis zu den zagen Gewölbeansätzen, die in eine ebene Zimmerdecke verliefen, weil Leibelts Vater mit dieser eingezogenen Decke den Raum nach seinen Begriffen wohnlicher gestaltet hatte. Alle Wände waren vollbehangen und alle Ecken vollgestellt mit Stücken bäuerlicher Kunst, mit Leuchtern, Truhen, Tellern, Spanschachteln, Kruzifixen, Statuen und Statuetten, deren Ordnung als Unordnung erschien, weil der Raum nicht ausreichte, um all das Gesammelte halbwegs geordnet zu hängen und zu stellen.

Gertrud wunderte sich sehr über das, was sie sah und roch und spürte in diesem Raum, dessen meiste Einrichtung Friedbert zu kennen schien, soweit sie darauf schließen konnte aus der Unterhaltung, die vom alltäglichen Ausfragen über das Ergehen und die Arbeit und die Zeitläufte schnell wegglitt in ein langes, ermüdendes Bereden der tausend Dinge, die Leibelt hier mit Spürsinn und Eifer zusammengetragen hatte, um zuweilen einmal ein Stück an solche städtische Leute wie den Generalstaatsanwalt zu verkaufen oder mit irgendeinem Sammler und Händler etwas auszutauschen, immer zum Vorteil der eigenen Sammlung, die wie eine Gerümpelkammer anmutete, wenn sie auch unter Kennern Wert und Bedeutung hatte.

Verschmitzt lächelnd kramte Leibelt aus einem langen, gänzlich neuzeitlichen Behältnis ein besonders gutes Stück hervor. Als die letzte Hülle von Papier und schützender Watte sorgfältig abgelöst war, lag auf dem Tisch eine mächtige Kerze, die ihre achtzehn Pfund wiegen mochte und in der ganzen gewichtigen Größe nichts zu sein schien als ein einziges Kunstwerk barocker Verschnörkelungen, nicht dem Zweck des Verbrennens und Leuchtens zugedacht, sondern bloß zur reichen, überreichen Zier gegossen, geformt, gedreht und gestochen, als wäre es der ewige Wert

von blankem Gold, woran ein Meister die mühevolle Arbeit eines halben Lebens verschwendet haben mochte.

Selbst Gertrud, die reichlich gelangweilt in der trägen Luft dieses Raumes bisher der Unterhaltung der zwei Männer zugehört hatte, stieß einen Ausruf des Entzückens aus, als die barocke Kerze, lang auf Watte und Papier hingelegt, vor ihr lag.

„Na, du darfst sie doch berühren!" sagte er ermunternd zu Johannsen, der recht zag vor dem meisterlichen Stück saß und sich in dem Gewirr der unendlichen Formverwicklungen zurechtzusuchen schien.

„Ich auch?" fragte die Frau, die schon lange gern das Wachs betastet hätte, um zu prüfen, ob die Medaillons nicht doch lauteres Gold waren.

„Natürlich! Natürlich du auch, kleine Frau!"

Und Gertrud Johannsen, die sich sehr wunderte über die formlose Freundlichkeit des Mannes, den sie vor einer halben Stunde zum erstenmal gesehen hatte, betastete die Kerze und fühlte zwischen sorgsamen Fingern, daß dies alles die gleiche weiche, geschmeidige Masse war, die man mit dem warm gewordenen Finger aus der Form drücken konnte. Für einen Augenblick wurde sie von der Begierde des Besitzenwollens erfaßt und griff heftiger nach dem prächtigen Stück, aber die Hand des Kaufmanns rückte sogleich die Kerze in die Tischmitte, als hätte er ihr hastiges Zugreifen verstanden. Starr, starrer als sonst und wie unberührt von jedem Verlangen saß Johannsen in seinem Backenstuhl und nickte nur mit dem Kopf, wenn Leibelt berichtend den bürgerlichen Wachsziehermeister nannte, der den Stil des Barock nicht nur begriffen, sondern in selbständiger Auslegung bis ins Letzte, fast Spielerische weiterentwickelt hatte.

„Das Stück ist schön und ist wertvoll", meinte Johannsen und hatte Müdigkeit in den Augen. Seine Frau brach endlich diese Unterhaltung über alte Werte ab, aber da schaute sie Leibelt mit einem langen, vorwurfsvollen Blick an, der wohl sagen sollte, daß man es früher anders gehalten habe, daß man bis Mitternacht bei den alten Sachen gesessen sei, ungestört von dem Willen einer Frau, denn Frau Leibelt, die Krämerin, war vor siebzehn Jahren schon gestorben und hatte dem Mann nicht einmal Kinder hinterlassen, die diesen wunderlichen Reichtum an alten Dingen erben konnten.

Ganz verstand Frau Johannsen die Freundschaft ihres Mannes zu diesem alten, angestaubten Kaufmann nicht, auch wenn sie gerne zugeben wollte, daß er ein kluger Mann war und daß seine Stellung inmitten von lauter Bauern ihm irgendwie das Recht gab, auch einen Generalstaatsanwalt im Brüderton anzureden. Johannsen gab im gleichen Ton zurück, und was die beiden Männer verband, war wirklich etwas wie Freundschaft, in der keiner an einen eigenen Nutzen dachte und jeder den anderen nach seinen Möglichkeiten beriet.

Um zehn ging man die Straße hinauf, die man vor Dunkelwerden heruntergekommen war, und Friedbert Johannsen sprach, während er den mächtigen Schlüssel zur Tür des Gommerhofes um den Finger kreisen ließ wie ein Schuljunge, mehr als nötig von der barocken Kerze, die der Kaufmann Leibelt besaß und über alle Maßen pries, um so die Voraussetzungen für einen recht hohen Kauf-

preis zu schaffen. Die Nacht war heiß und die Bauernbetten des Gommerhofes waren schwer, die leichte Fröhlichkeit der ersten Stunde war verflogen, als zwei Menschen sich in den prallen Betten wälzten und auf den Schlaf warteten. Eben als Gertrud am Einschlafen war und die tollen Farbenkreise der Betäubung wie spirale Ringe auf sich niederkommen fühlte, zerbrach Friedbert die summende Nachtstille mit der Frage, welchen Preis Leibelt wohl – nach Gertruds Ansicht – fordern werde für die barocke Kerze. Da war auch ihr Schlaf wieder zerschlagen, und es hatte längst Mitternacht geschlagen, als die Frau gequält einschlief, in den Morgen hinein, den um viere schon die Hühner anmeldeten mit viel Geschrei.

Sie hatte blaue Schatten unter den Augen, als sie am Morgen sich zum Kaffee niedersetzte beim Feldbirnbaum, unter dessen Schatten der Bauer einen Rundtisch rings um den Stamm gezimmert hatte für seinen Sommergast, den Herrn Generalstaatsanwalt. Hier, als sie die Nacht und Müdigkeit allmählich aus den Gliedern sickern spürte, bat sie ihren Mann, er möge doch nicht jeden Tag zu dem Kerzenhändler gehen, denn irgendwie sehe es in seinem sonderbaren Zimmer nach Spuk aus und die Luft sei moderig. Der Mann versprach gerne, was die junge Frau sich erbat, und nun gingen die Tage so hin, daß die zwei Menschen aus der Stadt den Wald erlebten, wie sie ihn auf kleinen Fahrten in der Umwelt der Stadt nie erlebt hatten, daß Gertrud beim Gommer eine brave Stute zu reiten versuchte, daß sie beide mit den Ernteknechten am späten Abend auf rohhölzernen Bänken vor der Mühle saßen und Most tranken. Die Nächte schienen kühler geworden zu sein und die Betten leichter, das Zimmer war nicht mehr so niedrig, und Friedbert fiel nicht mehr zurück in das pflichtgehetzte Denken, das ihn steif und menschengram gemacht hatte. Sein fahles, etwas nervöses Gesicht bekam einen gesunden Ton von Braun, und seine Hände spielten nicht mehr ruhelos mit den Brotkrumen, wenn die Bäuerin zwischen Suppe und Fleisch eine allzulange Pause aufkommen ließ. Es war gut so, und von dem Beisammensein im Zimmer hinter dem Kramladen blieb nichts weiter als ein stiller Wunsch, die Kerze einmal bei Gelegenheit zu kaufen, sofern der Krämer Leibelt überhaupt daran dachte, sie wegzugeben.

Der Gommer, ein Mann von etlichen vierzig Jahren mit einem ehrbaren Bauernstolz und dem Gefühl für eine rechte Freude an dem hübschen Menschenkind, das da als die Frau eines alternden Mannes in sein Haus gekommen war, lud Gertrud eines Nachmittags ein, sie solle mit ihm zum Markt fahren. Gertrud erbat sich von ihrem Mann erst die Erlaubnis, ehe sie einwilligte, denn sie hatte zuweilen das Gefühl, daß sie wie ein Kind dem gehorchen müsse, was der größere, der klügere Mann für gut fand. Friedbert aber fand es ganz recht so, daß der Bauer sich um seine Frau annahm, und als sie schon im Fahren waren, rief er ihnen nach, sie sollten nur wegbleiben, solange es ihnen Freude mache. Das klang zwar etwas schulmeisterlich, weil er dem ehrbaren Bauern keine Unterweisungen zu geben hatte, aber er fand es gut, seine Frau zuweilen wie ein Kind zu behandeln, dem eine seltene Freude mehr bedeutete als ein stetes Schwelgen in gehäuften Freuden.

Mit dem Peitschenstock deutete der Gommer dahin und dorthin, als er seiner Begleiterin die Türme über dem weiten Hügelland zeigte und die Dörfer, die wie Kalkspritzer in das viele Grün gesetzt waren, und die leise angedeuteten Schattenzüge der Berge. Auf der geraden Strecke, wo nichts zu befürchten war, durfte Gertrud die Leitriemen nehmen und in schlankem Trab durch die Gegend fahren, sie selbst, sie allein, sie mit ihrem frohen, kindlichen Denken voll Bewunderung für alles, was es an Wundern gab. Sie durfte dabei sein, als der Bauer einen Maschinenriemen kaufte, dann durfte sie auswählen, als er für die Kinder billigen Tand einkaufte, und zum Ende, als Fleisch und Sensen und Maschinenmesser gekauft waren, setzten sie sich zusammen in einen Wirtsgarten, wo halbwüchsige Burschen Kegel schoben und auch sie einluden zum Mitschieben. Der Gommer nickte ermunternd dazu und mischte beim Auslosen die Karten so, daß er auf ihre Seite kam, um wenigstens ihre gröbsten Fehlschübe noch ein wenig verbessern zu können.

Allzu prächtig war es mit ihrer Kraft und ihrer Gewandtheit nicht bestellt, aber sie freute sich wie ein Kind, wenn sie aus dem vollen Haus eine bescheidene Lücke schieben konnte, und in dieser Freude trank sie hastig Schluck um Schluck, so daß der Bauer spät am Abend ein Kind heimbrachte, das sich selig schlafend in seine Joppe schmiegte und erst erwachte, als der Wagen über das grobköpfige Hofpflaster ratterte. Sie rieb sich die Augen blank und lief die Treppe hinauf, ihrem Mann zu erzählen, wie schön es im Markt gewesen sei beim Einkaufen und beim Kegelschieben und beim Bier, das besser schmeckte als der Most in der Mühle. Das Bett aber war leer und unberührt, und auf die Freude folgte ein langes ernüchterndes Warten, das dann in eine beängstigende Ungewißheit auslief, als der Mann endlich die Treppe heraufkam und den Lichtschalter suchte.

„Schlafe, Kind!" sagte er begütigend und zog sich eilig aus, aber er verschwieg, daß er wieder in Leibelts moderiger Stube gewesen war und um den Erwerb der barocken Kerze gefeilscht hatte. Warum er davon schwieg, das wußte er wohl selbst nicht. Die Frau schien diesen etwas wunderlichen Freund nicht ganz ernst zu nehmen und dem Besitz dieser Kerze keinen Wert beizulegen. Zudem — wenn er über den Besuch bei Leibelt sprach, dann mußte er wohl auch erzählen, wie Leibelt wieder die Lampe heruntergezogen und ihm ins Gesicht geleuchtet hatte: „Was ist denn mit dir, alter Johannsen? Bei uns sagt man, das ist die Leber, wenn sich da von den Schläfen her über die Wangen und da herum an der Nasenwurzel diese hellen gelben Flecke einstellen. Schläfst du schlecht oder spürst du sonst etwas wie Müdigkeit und Krankheit, hm?"

Wenn Leibelt so sprach, dann konnte man sein Gerede nicht einfach mit einem trockenen Lachen abtun. Aus seiner Frage klang ernste Sorge, und die Sorge nahm nun auch in Friedbert festere, ernstere Umrisse an. Er war ja nicht mehr so gesund wie ehedem, er war fünfzig Jahre und spürte seine fünfzig Jahre. Vielleicht war es die Leber, vielleicht das Herz, vielleicht die ewig überzogenen Nerven, vielleicht noch eine Spur von Gas, denn vier von diesen fünfzig Jahren hatte der Krieg beansprucht. Friedbert Johannsen streichelte das Kleinkindergesicht seiner Frau, die ihn fragte, ob er in der Mühle gewesen sei, und mit einem vielsagenden

Schweigen ebenso zufrieden war wie mit einer vollen Antwort. Die Leber also sollte krank sein bei ihm? Er war verstimmt darüber und nahm sich vor, wegen der barocken Kerze noch einmal bei Gelegenheit in den Kramladen zu gehen.

Nach diesem Tag ging Johannsen öfter in Leibelts Geschäft, und nun fand sich langsam auch seine Frau in diese Gewohnheit, mit der sie rechnen mußte wie mit vielen Dingen, die an ihrem Mann aus der langen Zeit des Alleinseins haften geblieben waren. Zuweilen fuhr sie auch noch mit dem Gommer in die schöne Landschaft hinaus, wenn der Bauer auf dem Markt oder weit weg auf einem Hof etwas zu besorgen hatte. An den Abenden aber saß sie neben ihrem Mann häufig genug in der Altertümerstube des Herrn Leibelt, der über die vielfältigsten Dinge zu sprechen wußte, weil er auf seiner Suche nach alten Besitzstücken die Menschen und ihre Gewohnheiten und die Gegend tiefer kennengelernt hatte als irgendeiner von den Bauern, die im Dorf beisammen lebten. Manchmal zwar, wenn sie so zu dritt um den Tisch saßen, fing sie einen Blick des Kaufmanns auf, der irgend etwas Unbestimmtes, Ungreifbares in Friedberts Gesicht zu erforschen suchte und dann wie bedauernd über sie wegglitt. Dieser Blick erschreckte sie, und ihre Gedanken fanden im Unbestimmten vielleicht das Richtige, wenn Gertrud dabei mehr als einmal bedachte, daß Friedbert seit dem ersten Tag nicht mehr in so ungebundener Froheit mit ihr eine Viertelstunde kindlichen, kindischen Spiels geteilt hatte.

Bevor der rechte Herbst kam, brachte Generalstaatsanwalt Johannsen die Rechnung mit Frau Gommer in Ordnung, weil Zeit war zur Rückreise. Der Knecht, der immer aufmerksam und dienstfertig um das Ehepaar Johannsen her gewesen war, erhielt ein nobles Trinkgeld. Die Magd, die mit unwahrscheinlicher Sorgfalt die Betten des Ehepaares bereitet und das Zimmer blank gehalten hatte, mußte Johannsen erst suchen im Stall, denn sie hielt sich verschüchtert immer ein wenig abseits, und schon griff das Berufliche wieder in den Urlaub herein, als Johannsen mißtrauisch den scheuen Blick der Magd zu bannen und zu deuten versuchte. Der Gommer erhielt einen Krug aus Zinn. Den hatte Johannsen bei Herrn Leibelt gekauft für sein eigenes großes Zimmer, und Gertrud schenkte ihn weg, weil sie an all dem Alten nicht übermäßig viel Freude empfand. Einer aber aus dem Dorf ging mit den beiden zur Bahn: der Kaufmann, der etwas auf die Freundschaft mit dem hochangesehenen Herrn hielt und doch bei aller Freundschaft die Kerze nicht geopfert hatte. Aus seinen Augen leuchtete so viel ehrbare Gesinnung, daß Johannsen sich gar nicht gekränkt fühlte, als Leibelt am Bahnhof vor den wenigen Leuten einen Arm um Gertrud legte und sich mit ihr ein letztes Mal noch unterhielt wie ein Vater mit seinem groß und klug gewordenen Kind. Und so blieb nach der Sommerreise gerade von dem Mann, den Gertrud zu Anfang gefürchtet hatte, weil er eine sonderbare, tote Welt um sich her aufbaute, eine warme, sonnige Erinnerung, die zuweilen noch in einem Brief zum Ausdruck kam, als das Ehepaar Johannsen längst wieder in der Stadt und der Herr Generalstaatsanwalt längst wieder der straffe, von keinem Mitleid und keiner Leidenschaft irrezuführende Diener der Gerechtigkeit war.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Der Roman des Soldatenkönigs

Auch in der Dichtung hat Friedrich II. Friedrich Wilhelm I., der Sohn den Vater überschattet. Je leuchtender der Sohn den Zeitgenossen und Nachfahren vor Augen stand und die tragischen Geschehnisse seiner Jugend sich mit der militärischen und politischen Leistung des Mannes zu der Gestalt des „Großen Friedrich" verschmolzen, um so mehr wurde auch das Bild des Vaters im Zeichen dieser Vorstellungen geformt: als des Vorläufers, der demgemäß politisch zu werten war, dessen menschliches Wesen und Sein aber hinter dem Bilde des Sohnes mehr oder minder verschwand. Er schien ja nur der grobe und allzu nüchterne Soldatenkönig, der harte und unduldsame Vater, ohne dämonische Genialität und ohne die Züge der Menschlichkeit, die insbesondere den Dichter anziehen. Man billigte ihm die Größe zu, daß er der Vater dieses Sohnes war und das Gesetz vom preußischen Königtum über das Gesetz des Herzens gestellt hatte. Aber er sollte nur der festumrissene Gegenspieler sein, die Beharrung gegenüber dem Neuen, und nach dem Werden dieser Zuständlichkeit, nach den menschlichen Nöten und Kämpfen, die vorangegangen sein mußten, fragte man bei ihm kaum. Er war das Gesetz, gegen das der Sohn sich auflehnte und dem dieser mit Strenge und Zwang unterworfen wurde, um es schließlich selbst zu erkennen. Der Mensch Friedrich Wilhelm I. trat nur insoweit in die Erscheinung, als er der Deutung des Menschen Friedrich dienen konnte. Erst spät bahnte sich neue, vertiefte Wertung an. So fest wurzelt das vorgefaßte Bild dieses Königs noch immer in uns, daß wir ein Werk, wie es Jochen Klepper schrieb, fast mit Überraschung aufnehmen (Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Hier ist vom Vater, nicht vom Sohne ausgegangen. Hier enthüllt sich in epischer Breite das ganze Leben Friedrich Wilhelms I., der ja auf der Höhe des Konflikts mit Friedrich wenig mehr als vierzig Jahre alt war. Und seltsam wandelt sich in uns unter dem Eindruck dieses Romans, der geschichtliche Wirklichkeit und Wahrheit in schönster dichterischer Anschaulichkeit deutet, das Bild dieses Königs. Ja, wir spüren, daß er und seine politische Leistung erst dann wahrhaft zu begreifen sind, wenn der Mensch Friedrich Wilhelm über dem Könige und dem Gesetz Preußens nicht mehr übersehen wird.

Mehr als tausend Seiten zählt der Roman, der niemals der Gefahr, die Geschichte zu romantisieren, verfällt, sondern sie schlicht und mit bester Sachkenntnis bis in letzte Einzelheiten hinein schildert. Und wir sind gepackt von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist, im weitgespannten Rahmen der Zeit und ihrer Probleme, die Tragödie des Vaters und Königs, der den Irrweg, den der eigene Vater ging, erkannte und dann den Sohn davon abhalten muß, den gleichen Irrweg zu gehen. Es ist der Vater und König, der den Seinen Leid aufzwingt, doch selbst mehr leidet als sie. Die Legende, die sich um ihn gelegt und seine Züge um der größeren Ehre des Sohnes willen vergröbert hat (schon äußere Erscheinung, Bildung und Wissen Friedrich Wilhelms I. widersprechen ja der Legende), versinkt, und wir lauschen gebannt der Stimme eines königlichen Menschen, der im Grunde eine zarte Seele besaß und das eigene Gefühl um der höheren Aufgabe willen in sich niederzwang. Ja, wir folgen dieser überzeugenden Darstellung auch dort, wo Ereignisse und Entscheidungen das Bild des Vaters und Königs trüben könnten, und der Verfasser bemüht ist, alles zugunsten seines Helden sprechen zu lassen.

War das Leben dieses scheinbar so nüchternen Königs, der Soldaten drillte und eiserne Sparsamkeit heischte, nicht der Roman eines leidenschaftlichen und ringenden Herzens, dessen Träger, wenn ihm Berufung und Schicksal nicht zur mächtigen Stimme des eigenen Innern geworden

wären, ganz andere Wege hätte gehen können? Wie klar und zwiespältig zugleich ist er! Wie aufwühlend sein Kampf zwischen der Wirrnis des Gefühls und der Erkenntnis des Notwendigen! Und wie fein und behutsam hat der Verfasser die Antriebe seines Denkens und Handelns bis in die innersten Herzkammern hinein durchforscht! So ersteht vor uns die Persönlichkeit, die Friedrich Wilhelm I. war, in ihrer Ganzheit, inmitten derer, die an sein Schicksal gebunden waren, und der großen und kleinen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, die dem Zeitalter das Gepräge gaben. Wir erleben, wie dieser König an seiner Aufgabe und an seinem Leid wächst und vergeht. Fast jede geschichtliche Einzelheit wirkt in dieser Darstellung neu, ob es sich nun um die Clement-Affäre oder das höchst deutsche Verhältnis zu Kaiser und Reich, um die Projekte der Königin oder den bitteren Endkampf im eigenen Hause handelt. Und immer wieder sind die größeren Geschehnisse hineingestellt in den breiten Raum des gesamten zeitgenössischen Lebens, so daß die Zeitferne aufgehoben scheint und uns das Preußen und Europa jener Epoche wie gegenwärtig entgegentreten.

Es gibt nur wenig geschichtliche Romane, die so umfassend ihre Aufgabe erfüllt haben: Menschen der Geschichte und ein vergangenes Zeitalter, ohne sie zu verfälschen oder zu romantisieren, den Nachfahren nahezubringen. Und weil das Werk immer zum Wesenhaften hinführt, offenbart es mit epischer Wucht die besondere Tragik Friedrich Wilhelms und den Sinn seines Lebens, dem er selbst mit religiöser Inbrunst immer wieder nachgespürt hat, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen: aus der Einsamkeit des Königtums heraus so sein und handeln zu müssen, wie es geschah. Selten wurde die preußische Idee und diese preußische Gestalt so einprägsam nachgestaltet. Die Darstellung Kleppers wirkt um so tiefer, als wir immer wieder spüren, wie wenig gerecht die eigene Zeit und die Nachwelt der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms vielfach gewesen sind, wie eng und begrenzt sie ihn sahen und einordneten.

Werner Wirths.

Für den Weihnachtstisch

Romane, Novellen

Ein Werk, das zum inneren Erlebnis wird, ist Hans Löschers Buch vom wahren Leben mit dem Titel des tiefen Hölderlin-Worts „Alles Getrennte findet sich wieder" (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 8,—.) Hans Löscher hat den Wunsch, sein Leben zu erzählen und es aus den tiefen Wurzeln der Ahnen und der Eltern zu erklären, zu dem es ihn vor 25 Jahren trieb, zurückgestellt bis zur eigenen Reife, so daß er das innere Recht gewann, diesen verantwortungsvollen Plan auszuführen. Hier ist ein bis in den innersten Kern wahrhaftes Buch entstanden, das phrasenlos echte Erkenntnis vermittelt, vielen Klarheit und Heil, ja Gesundung und Rettung aus dem Kampf bringen kann und im besten Sinn deutsch ist. Das Buch ist geschrieben aus einer tiefen Ehrfurcht vor dem schlichten und echten Menschentum. Löscher bekennt sich zu sich selbst mit allen Gebrechen, die menschliches Erbteil nun einmal sind, und zu dem Maß von Schuld, mit dem jeder von uns sich belädt und bis zum Ende seiner Tage dahinwandelt. Er weiß, daß das Gute nur zum kleinsten Teil durch Erziehung und Selbsterziehung in uns sich entwickeln läßt, daß es vielmehr ein unverdientes Geschenk gnadenreicher Führung ist. Er mußte den Weg in seine Kindheit zurückgehen, weil bestimmend bleibt, was man als Gewinn kindlichen Sinnens und Trachtens aus der Jugend hinüberrettet als Grundlage des weiteren Lebens, und weil das, was man als Gnade mitbekommt, allein entscheidet über Wert und Unwert und Ausrichtung und Lebensführung nach den ewigen Gesetzen. In so begnadeten Menschen ist auch Musik, und es gehört mit zu dem Schönsten, was Löscher hier zu sagen hat. Er beweist die Ehrfurcht vor dem Menschentum auch da, wo es in unklarer oder verschnörkelter Form auftritt, wenn nur das Innere echt und lebensnahe ist. Er weiß, daß nichts lächerlicher ist, als den Menschen zu Liebe und Gefallen zu leben, und nichts törichter als die Furcht vor den Menschen, daß nichts Köstlicheres zu erringen ist auf Erden als ein friedvoller und seliger Tod, der Höhe und Erfüllung des Lebens ist. Das Buch schlägt einen so in Bann, daß man nicht von

ihm loskommt durch die langen 464 Seiten und daß man es aus der Hand legt in der Gewißheit, einen frischen Quell unvergänglichen Lebens gewonnen zu haben. Jeder muß selber nachlesen, was Hans Löscher ihm zu sagen hat, und muß es sich selber erwerben. Hans Löscher versteht, Menschen zu gestalten wie wenige und sie in ihrem Wesensumriß deutlich zu machen. Seine Gestalten dringen in unser eigenes Leben, um uns nicht mehr zu verlassen, ob es sich um den frommen Schuster, den alten Geistlichen, der außer der Bibel aus dem Götz von Berlichingen seinen Predigtinhalt nimmt, ob es sich um den wundervollen Kantor und den Lehrer, ob es sich um den Vater seines Helden in seiner Kraft und seiner Verstrickung, ob es sich um die Zigeuner oder die Komödianten, den Oberst oder die Mutter handelt: jeder hat sein Gesicht, jeder ist ein Mensch und jeder ein reiner oder noch nicht abgetönter Akkord in Gottes großer Weltmusik. Dieses Buch durfte mit Recht das verpflichtende Hölderlin-Wort sich zum Titel wählen, denn „wie der Zwist der Liebenden / sind die Dissonanzen der Welt; / Versöhnung ist mitten im Streit, / und alles Getrennte findet sich wieder". Echtes Gold gibt dieser Entwicklungsroman, der wirklich ein Buch vom wahren Leben ist — und ein großes Geschenk für alle, die seinen Ruf vernehmen.

Das neue Werk von Kasimir Edschmid „Der Liebesengel", das den Untertitel trägt „Roman einer Leidenschaft" (Wien, Paul Zsolnay. 439 Seiten), ist trotz des leidenschaftlichen Stoffes von einer inneren Ausgewogenheit, wie man sie gerade bei Edschmid nicht immer gewohnt war. In einer sehr reifen und scharf charakterisierenden Sprache läßt Edschmid die Liebe zwischen einem Manne von 58 Jahren, einem Italiener von hoher kultureller und menschlicher Zucht, und einem jungen deutschen Mädchen erstehen, die dank der reifen und wissenden Haltung des Mannes zum Verzicht auf das letzte Glück führt, einem Verzicht, an dem beide Menschen fast zugrunde gehen. Der Schauplatz Florenz, die einzige Stadt, übergießt mit ihrem Zauber die beiden Menschen und ihre menschliche und tierische Umwelt, zu der prächtige, gerade und sehr sonderbare — alle aber fein und richtig gesehen — Spielarten des Typus Mensch gehören. Edschmid häuft hier neben seinem künstlerischen und literarischen Wissen auch eine Fülle ärztlichen Wissens um Tropenkrankheiten an, die etwas bedrückend wirkt. Wie Perlen in dem Buch wirken echte Lebensweisheiten, die gerade alternden Männern recht viel zu denken geben. Dieser Roman kann großen Interesses sicher sein.

Der Roman des Franzosen Ernest Pérochon „Magdalene" (Braunschweig, Vieweg-Verlag. Deutsch von Helmut Bockmann. 256 Seiten) ist mit dem „Prix Goncourt" ausgezeichnet und ist schon in 11 Sprachen erschienen. Man versteht sowohl das Urteil der Preisrichter wie die bereitwillige Aufnahme in aller Welt, denn dieser Roman aus der Vendée mit seinem Untertitel „Geschichte eines einfachen Herzens" ist von einer Echtheit der Menschenzeichnung ohne jede Artistik, daß er unmittelbar an die Herzen rührt. Seine Magdalene, eine arme Bauernmagd, geht an ihrer Kraft, zu lieben, und an der Bosheit ihrer Umwelt zugrunde. Sie schenkt ihr Herz den Kindern eines verwitweten Bauern und wird von einer kalten und bösartigen Schönen, die wie andere Mitspieler Werkzeug in der Hand eines schlechten Bauernknechtes ist, von ihrem Platz und aus dem Herzen der Kinder verdrängt, bis sie mit der Dumpfheit der verzweifelten Kreatur ihr Leben im Dorfteich endet. Es ist erschütternd, den Leidensweg des gehetzten Mädchens zu verfolgen, die Pérochon mit sicherer Hand in die landschaftliche und menschliche Umwelt hineingestellt hat. Er weiß um die Größe wie um die Schwachheit des menschlichen Herzens, und alles verklärt sich aus der Landschaft heraus, deren berufener Künder er ist. Dieses erfreuliche, weil durch und durch ehrliche Buch wird auch in Deutschland seine Leser finden.

Von John Masefield, dem englischen „poeta laureatus", dessen ausgezeichneten Seeroman „Der goldene Hahn" wir in der „Deutschen Rundschau" mit größter Zustimmung anzeigten, ist jetzt der neue, gleichfalls auf See spielende Roman. „Orkan. Die Geschichte einer Rettung" in der deutschen Übertragung von Friedrich Lindemann erschienen. (Braunschweig, Vieweg-Verlag.) Der englische Titel lautet „Victorious Troy or The Hurrying Angel". Mase-

field erzählt mit einer bis in letzte seemännische Fachkenntnisse reichenden Genauigkeit den Schiffbruch des Vollschiffes „Hurrying Angel" aus dem Jahre 1922 in einem Orkan. Der Orkan, in den das Schiff dank der Trunkenheit seines Kapitäns unvorbereitet hineingeht, schlägt bis auf den auch beschädigten Kreuzmast alle Masten und einen großen Teil der Deckaufbauten samt allen Rettungsbooten fort und macht das tüchtige Schiff zu einem Wrack, so daß es dem sicheren Untergang geweiht scheint. Da greift die Besatzung zur Selbsthilfe, und unter der maßgebenden Leitung eines 18jährigen Offiziersanwärters gelingt es dieser prächtigen Crew, trotz der schweren Verwundung des Kapitäns, der ausfällt, des Ertrinkens sämtlicher Offiziere und Steuerleute aus eigener Kraft und unter heroischer Anstrengung das Schiff durch den Orkan durchzuhalten, bis ihnen Hilfe von einem vorüberkommenden Dampfer wird. Von diesem erhalten sie das nötige Material, daß sie ihr Schiff ohne fremde Hilfe im Hafen bergen können. Den Schluß bilden die Berichte über die Ankunft des Schiffes im Hafen, seine Wiederausrüstung und die Feiern in England. Das alles ist ganz unsentimental auch gegenüber der unerhörten Leistung geschrieben, wirkliche Seeleute stehen auf Deck und auf den Seiten dieses Buches, kein falscher Ton schleicht sich in diese sehr männliche Angelegenheit ein, so daß man die prächtigen Burschen liebgewinnt und mit ihnen in atemloser Anstrengung die harte Arbeit verrichtet. Über jedes Lob großartig ist die Schilderung des Orkans und seiner Folgen. Prachtvoll und in die Tat umgesetzt der alte englische Seemannswahlspruch „Einer und alle". Für die nicht seemännisch vorgebildeten Leser sind ausführliche Worterklärungen und Ausdrücke der Seemannssprache und Zeichnungen der Takelage und des Oberdecks des Schiffes beigefügt, so daß jeder Einzelne sich ein genaues Bild des tapferen Schiffes und des Geschehens selber machen kann. Ein höchst erfreuliches Buch!

Wenn man den Roman „Michael gewidmet" von Felicitas von Reznicek (Berlin, Ullstein. 177 Seiten) gelesen hat, hat man den Eindruck, wie er nach einer gut und richtig zusammengesetzten Bowle oder einem nach bewährtem Rezept gebrauten Cocktail entsteht. Von allem, was nötig ist, ist etwas genommen, und von keinem zu viel oder zu wenig. In diesem Roman ist Spannung, Handlung, Liebe, Aktualität durch den gewählten äußeren Rahmen (Mount-Everest-Expedition), so daß man das schmale Büchlein ohne Aufhören bis zum Ende liest. Gut erzählt zu haben und den Leser mitzunehmen, ist schon recht viel, aber man täte dem Roman und seiner scharmanten Verfasserin unrecht, wenn man nur diese Vorzüge feststellen wollte. Denn über das Erwähnte hinaus, steckt viel mehr in dem Buch: Nachdenklichkeiten und Gescheitheiten über das Verhältnis von Mann und Frau überhaupt von einer klugen Frau, die das Leben klar und richtig sieht und die eigene Kämpfe in kleine Weisheiten, Resignationen und bejahende Trotzdems zu verwandeln versteht, und zu solcher Weisheit rechnen wir besonders die Erkenntnis von der Gebrechlichkeit der Männer und der Art, sie richtig zu behandeln.

Reinhold Scharnke hat unter dem Titel „Signale nach London" die Handlung des Fox-Films „Lloyds of London" zu einem Roman umgeschrieben. (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 2,80.) Der Film und mit ihm der Roman behandelt die Schicksale von Jonathan Blake, dem Jugendfreunde Nelsons, der durch einen tollen Knabenstreich das Wohlwollen eines der Syndikatsführer von Lloyds durch eine wichtige Nachricht erringt, durch dessen Hilfe eine gute Ausbildung erhält, selber ein führender Mann als Leiter eines der großen Versicherungssyndikate wird, durch optische Signale eine große Verbesserung der Nachrichtenübermittlung ermöglicht und in entscheidender Stunde durch eine gefälschte Nachricht es seinem großen Jugendfreunde ermöglicht, mit ungeteilter Flotte die Schlacht von Trafalgar zu bestehen. Dazu die üblichen Filmelemente: Liebe, Abenteuer, blutiger Streit usw.

Unter dem Titel „Kampf um Indien" ist der Roman des Lord Clive von R. J. Minney, in der deutschen Übertragung von Karl Döhring, erschienen. (Berlin, Aufwärts-Verlag. 255 Seiten.) Er behandelt mit der typisch englischen Zielsetzung der Unterstützung des Empire-Gedankens Leben und Taten von Lord Clive, der in Indien mit die Grundlagen zur englischen

Weltherrschaft legen half, ohne immer des Dankes seines Volkes gewiß sein zu können. Nach diesem Buch wurde der bekannte Film „Kampf um Indien" gedreht.

Von einer romantischen Liebe zwischen einem genialen russischen Ingenieur und einem deutschen Mädchen, einer Flucht aus Sowjetrußland trotz schärfster Gegenwehr der GPU. und einer persönlich für ihn entflammten Agentin, von Überfall und Eisenbahnunglück, Tod der Bösewichter und Vereinigung der Liebenden handelt der Roman „Ein Zug bleibt stehen" von Victor van Buren (Berlin, Aufwärtsverlag. RM 3,80) mit einer Handlung von so erregender Spannung, daß sie förmlich nach Verfilmung schreit.

Josef Martin Bauer zeigt nach seinem preisgekrönten Roman „Achtsiedel" erneut seine glänzenden erzählerischen und psychologischen Gaben in seinem neuen Werk „Das Haus am Fohlenmarkt" (Berlin, Propyläen-Verlag. 344 Seiten). Hier ersteht die Kleinstadt mit all ihrer Enge, ihrer Herzenshärtigkeit, aber auch mit ihren großen Möglichkeiten, aus dem Gegen- und Miteinander der Kräfte nicht nur seelenmörderische Zusammenstöße zu entwickeln, sondern auch echte Nachbarschaft, in einer Vollendung, die das Buch in einen guten Rang hebt. Die verschlungenen Schicksale gruppieren sich um drei Jungens, Söhne der Kleinstadt, die einst als Dummenjungenstreich, hinter dem aber schon eine Nachdenklichkeit stand, die Statue des Brückenheiligen Nepomuk ins Wasser warfen. Die Gründe für diesen Streich und das weitere Handeln der jungen Menschen werden zu einer Richtschnur, die gewollt oder ungewollt auch das Handeln aller anderen bestimmt. Alte Schuld wird sichtbar, die ungesühnt blieb. Tapfere junge Menschenkinder trotzen einer ganzen Stadt und siegen, weil sie Träger einer Liebe sind, die auch alt und starr gewordene Herzen schließlich schmilzt, weil ja nur in ihr der Sinn jeden Lebens sich erfüllen kann. Denn sie ruft das Gute wach, das nun doch einmal auf die Länge stärker sich erweist als das Böse. In das bunte Hin und Her der Leidenschaften und Torheiten von Kleinstadtmenschen hat Bauer Szenen von so köstlichem Humor geflochten, daß man sie leibhaft vor sich sieht.

Auch in eine enge menschliche Umwelt führt das neue Buch von Karl Friedrich Kurz „Haldor im Frühlingstal" (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,60). Wie „Herrn Erlings Magd" spielt auch dieser Roman des Preisträgers der Raabe-Stiftung 1934 und der schweizerischen Schillerstiftung 1936 in norwegischer Landschaft um einen Bauern von einer Größe und Härte, wie Männer aus der Edda. Haldor Enge, der Bauer, der aus dem Dorf fortzog in Ödland, das seinem eisernen Fleiß Frucht trug, wird Zielscheibe des Neides und Hasses der Kleinen und Faulen um ihn herum, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit lieber an der Börse als mit ihrer Hände Arbeit verdienen wollten und, nachdem der Rausch vorbei ist, nun dem auf sicheren Besitz Fußenden neiden. Seine Kinder, die er erst durch seine Härte zu verlieren schien, kommen zu ihm zurück, doch nicht so fest im Charakter wie der Bauer, und gerade sein Sohn bringt das Unheil durch seinen Leichtsinn, durch seine Ruhmredigkeit und seine innere Unruhe – hier schaut wieder Hamsun dem Dichter über die Schulter – und es kommt zu schwerem Zusammenstoß. Als dann durch einen Unglücksfall ein Nachbar, Sieger in einem Rechtsstreit gegen Haldor, ums Leben kommt, ballt sich alles Gift des Neides und Hasses zusammen, und die Volksmeinung sowie die von ihr beeinflußten Richter verurteilen den unschuldig des Mordes Verdächtigten zu lebenslänglichem Kerker. Da meldet sich nun auch hier die Kraft der Güte und anständigen Menschentums, denn sein einziger Freund in der dumpfen und kleinen Haßluft läßt nicht nach, bis er die Gewissen der Leute und der Richter so erschüttert hat, daß eine Revision mit Erledigung der verhängten Strafe stattfindet. Aber zu spät kommt die Rettung. Denn Haldor hat seinen Halt, sein Land und seinen Glauben, verloren und siecht dahin. Der böse Nutznießer seiner Arbeit bleibt im Besitz seines Landes. Es ist ein starkes Buch, weil ein starker Mensch im Mittelpunkt steht, und Karl Friedrich Kurz zeigt wiederum, daß er um die Abgründe und die Gebrechlichkeit der menschlichen Herzen weiß.

Der Roman von Neil M. Gunn „Das verlorene Leben" (München, Langen-Müller. 472 Seiten. Deutsch von F. Lennox) behandelt in ergreifender Form einen schweren und bösen Abschnitt aus der Ge-

schichte des schottischen Volkes. Die Bauern und kleinen Leute in dem Hochlandtal Riasgan, in denen die schlummernde Erinnerung an stolze Traditionen ihres Stammes erst im Unglück wieder erwacht, werden durch englische Großunternehmer von Haus, Hof und Boden mit rohester Gewalt vertrieben und fassen nur mühsam Fuß in der Landschaft, in die sie zwangsversetzt werden. Die Jungen und Kräftigen verlassen die Heimat und gehen über See in ein neues Leben. Neil M. Gunn, selber Sohn eines schottischen Fischers, hat hier viel mehr gegeben als nur die Erzählung von einer unglücklichen Periode seines Volkes. Denn hier werden an einem Beispiel überzeugend Schicksal und Tragik sichtbar, die in der Entwicklung des einfachen Lebens zur Zivilisation liegen, wo Altes zerbrochen wird und verlorengeht, wenn nicht die seelischen Kräfte der Menschen des Stammes es im inneren Besitz zu verwandeln verstehen. Manches in diesem Buch erinnert in seiner magischen Naturverbundenheit und dem Glauben an die Mächte des Zwischenreiches an alte schottische Sagen und Balladen. Bei allem inneren Beteiligtsein Gunns an seinem Volke ist hier die allgemeinmenschliche Tragödie gestaltet worden.

Alexander Lernet-Holenia beweist in seinem neuen Roman „Der Mann im Hut" (Berlin, S. Fischer. RM 5,80) wiederum seine außerordentliche Fähigkeit, zu erfinden und auch das kühn Erfundene so meisterhaft zu erzählen, daß Unwahrscheinlichstes glaubhaft wird, wobei er klug Unerklärliches unerklärt läßt. Der Roman spielt im Lande der Heiducken von Tokaj, in das ein Deutscher von einem Unbekannten mitgenommen wird, um ihn auf der Suche nach dem Grabe Attilas zu unterstützen, unter Ausnutzung eines Darlehens, das jener diesem gab. Die Geschehnisse, die zum Tode des Unbekannten von Räuberhand führen, dem andern ein eigenartig reizvolles Mädchen zur Frau bescheren, muß man schon selber nachlesen. Lebendig genug erzählt sind sie, daß eine solche Lektüre reizvoll ist.

Johannes V. Jensen rückt mit seinem neuen Roman „Gudrun" (Berlin, S. Fischer. RM 6,—. Deutsch von Bernhard Schulze) sehr nahe an den Film heran. Seine Gudrun, Tochter eines prächtigen Straßenbahnkondukteurs in Kopenhagen und in ihrer vitalen Frische der Typ der jungen dänischen Generation, kommt als Privatsekretärin des Leiters einer dänischen Filiale einer amerikanischen Riesenautofabrik nach London. Selbstverständlich macht ihr der Besitzer des amerikanischen Werkes und Milliardär prompt einen Heiratsantrag, und nach dessen Ablehnung versucht ihr Chef, ihr Herz zu erringen. Gudrun aber, in der Sicherheit ihrer Natur, bleibt ihrem Kindheitsgespielen, den sie vom Müllkutscher zum Ingenieur verhilft, treu und wird sich in ihrer Lebenstüchtigkeit mit ihm eine feste Existenz aufbauen, was durch den Autotod ihres Chefs erleichtert wird.

Bei dem Roman von Kurban Said „Ali und Nino" (Wien, E. P. Tal. 289 S.) bleibt man im ungewissen, ob der Verfasser wirklich zu Recht einen asiatischen Namen trägt oder ob er nicht vielleicht doch aus einer Wiener Kaffeehausatmosphäre kommt. Denn bei aller Echtheit des Geschehens — Vorkrieg, Weltkrieg und russische Revolution — ist das Thema doch sehr intellektuell gestellt. Hier kämpfen Orient und Europa in der Liebe und Ehe eines Mohammedaners mit einem christlichen georgischen Mädchen, und Europa siegt, wie immer Ursprüngliches zerstörend, aber der Verfasser hat soviel von der Buntheit des Orients eingefangen und versteht es geschickt zu gruppieren, daß die Lektüre kurzweilig ist.

Ein nachdenkliches Buch ist der Malerroman von Walther von Hollander „Oktober" (Berlin, Propyläen-Verlag. 291 Seiten). Vom 1. bis 31. Oktober rollen hier Schicksale gebündelt ab um den Mittelpunkt, einen genialen Maler, der, allzusehr dem Gesetz des eigenen Wesens folgend, Menschen um sich herum schuldhaft-schuldlos zerbricht. Walther von Hollander weiß um die menschliche Seele und ihre Abgründe, aber auch um ihre Kraft und ihre Freiheit und weiß, wie nicht viele heute, um die Seele der Frau. So legt man dieses glänzend erzählte Buch, das etwas durch und durch Musikalisches hat, mit Bereicherung zur Seite.

Paul Ernsts stark autobiographischer Roman „Der schmale Weg zum Glück" (München, Langen-Müller. RM 8,50) ist keine einfache Lektüre. Geschrieben wurde er 1901, und Paul Ernst legt in einem Nachwort Rechenschaft über seinen Plan ab,

unter Verneinung, daß es sich hier um eine Selbstbiographie handele. Ihm ging es um den Zusammenbruch der bürgerlichen Welt um die Jahrhundertwende und um die Sehnsucht nach einer neuen Lebensform der Menschheit mit dem hohen Ziel, das eigene Leben vor Gott zu rechtfertigen. Als Roman liest das Buch sich schwer, weil Paul Ernst sich nicht gescheut hat, ohne an den Fluß der Handlung zu denken, vielen Einzelschicksalen mit gelegentlich ermüdender Ausführlichkeit nachzugehen und den Stoff in seine Elemente aufzulösen, anstatt ihn zu gestalten. An seelischen Nachdenklichkeiten und kulturellen und soziologischen Einblicken wird jedoch eine solche Fülle geboten, daß man diesen Roman gern der Reihe seiner Werke einfügt.

Heinrich Diefenbach hat in seiner kurzen Erzählung: „Die wundersame Mär von den beiden Kriegsknechten" (Potsdam, Rütten & Loening. 99 Seiten) die Kräfte der Nordsee und des Watts in Sturm und Nebel in einer wundersamen Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege eingefangen, die so stark im Zwischenreich und seinen heimlichen Kräften spielt, daß es großer gestaltender Kraft bedarf, um ihr gläubig zu folgen. An dem Schicksal eines Abendmahlkelches, um den Legende und Sage sich weben, erfüllt sich das Schicksal der Menschen, die räuberisch nach ihm greifen, und auch derer, die fromm ihn seinem heiligen Zweck zu wahren versuchen.

Etwas Neues und sehr Bedeutsames stellt die wahre Geschichte um Hans Grimms „Volk ohne Raum" „Das Schicksalsbuch" von Karl Kaltwasser dar (München, Langen-Müller. RM 0,80). Es ist immer sehr schwierig, die wahre Tiefenwirkung eines Buches nachzuweisen, auch wenn es in aller Leute Münder ist. Karl Kaltwasser zeigt hier, wie Hans Grimms deutscher Nationalroman für schlichte Menschen lebenbestimmend und schicksalhaft geworden ist und wie dieser Roman deutscher Tragik, ein Buch aus Papier und Druckerschwärze, lebendige Beziehungen knüpft und erhält zwischen Menschen in der Heimat und verirrten deutschen Wanderern nach der ewigen Sehnsucht draußen. Eine stärkere Bejahung von Hans Grimm und der Bedeutung seines Schaffens für das wahre deutsche Volk konnte nicht gegeben werden.

Unter dem Titel „Einst auf der Lorettohöhe" ist ein Abschnitt aus Joachim von der Goltz' Kriegsroman „Der Baum von Cléry" erschienen (München, Langen-Müller. RM 0,80). In diesem Auszug werden die Rückkehr des jungen Leutnants Bruckner zu seiner alten Kompanie an der Somme und die schweren, heldenhaft bestandenen Erlebnisse der unbekannten Soldaten erschütternde Wirklichkeit. Ebenso wie die beiden vorgenannten liegt auch von Georg Grabenhorsts Erzählung „Regimentstag" (ebenda, RM 0,80) schon die 10. Auflage vor.

Antoon Coolen hat in seiner Erzählung „Jan der Schuhflicker aus Brabant und sein Wiener Kind" (Wien, Franz Leo & Comp.) der Liebestätigkeit Hollands im Weltkriege ein schönes Denkmal gesetzt. Er schildert die Erlebnisse eines kleinen Wiener Mädels bei ihren holländischen Pflegeeltern, die das Kind aufnahmen, um aus der Verpflichtung der vom Krieg verschonten Länder heraus den hungernden und leidenden Kindern der vom Krieg betroffenen Länder Hilfe zu leisten. Die deutsche Übersetzung stammt von Kurt Lenzberg.

Richard Billingers neuer Roman „Das verschenkte Leben" (Berlin, S. Fischer. RM 5,80) führt aus dem Reich des Zirkus auf das Land, aus dem der Zirkusreiter Pedro Klingsor stammt, und endet in einem unheimlichen Zwischenreich. Als Pedro, der nun wieder zum Peter wird, nach dem Tode seines geliebten Pferdes Helios durch einen Zirkusbrand auf den Hof seines Bruders zurückkehrt, um wieder einzuwurzeln in das bäuerliche Leben, greift eine dunkle Macht in sein Leben ein: der Gottseibeiuns, inkarniert in einem ungarischen Zigeuner. Ihm bietet er sein Leben, um die geliebte Mutter, die durch Satanstücke auf den Tod liegt, zu retten. Die Mutter genest, der Sohn siecht dahin. Der Zigeuner vertreibt ihn aus der Sicherheit seines neuen Lebens und verwehrt ihm auch die Rückkehr ins alte. Er ist verloren und nimmt auch die Abneigung der Seinen klaglos hin, die von seinem Opfer nichts wissen, gibt die geliebte Frau auf und stirbt in dem Troste, die Mutter und die Erde der Väter gerettet zu haben. Billinger hat die beiden Reiche

des Realen und des Unheimlichen so dicht ineinander verwoben, daß man keine Nahtstelle spürt und dem zweiten Reiche und seinen Kräften so willig folgt wie denen des ersten.

In der Erneuerung der Wild-West-Romane von Bret Harte, auf die wir verschiedentlich hinwiesen, ist als neuer Band in deutscher Übertragung jetzt erschienen „Cressy. Ein Mädchen aus dem wilden Westen" (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 3,80). Bei aller Vorliebe für Bret Harte gelingt es einem nicht leicht, sich in diese Geschichte hineinzulesen, aber man macht wiederum die Erfahrung, daß man dann doch in den Bann dieses Klassikers des Wilden Westens gerät, denn sein großer Vorzug bleibt, daß er die Menschen jener Zeit so hinstellt, wie sie wirklich waren, mit ihren Torheiten, ihren kleinen Eifersüchteleien, die immer wieder zur Auseinandersetzung mit den letzten Mitteln führen, und ihrer durchaus männlichen Haltung zum Leben.

In seinem Roman „Vier Soldaten der roten Armee" schildert Hans Zuchhold das Erleben vier deutscher Kriegsgefangener, ihre Leiden und ihr durch keinen Widerstand zu brechendes Streben, in die Heimat zurückzukehren während der Herrschaft des Admirals Koltschak in Sibirien und seines Kampfes gegen die Roten. Zuchhold selber war als Verwundeter in die Hände der Russen gefallen und kann aus eigener Erfahrung sprechen, so daß man ihm auch die fürchterlichsten Gestalten auf der bolschewistischen Seite glaubt. Man kann diesen Roman in die Reihe der wirksamen Schriften gegen den Bolschewismus stellen (Nürnberg, Sebaldus-Verlag. RM 4,80).

Im gleichen Verlage erschien der neue Roman von Ludwig Diehl „Diether und Wilfhilde" (RM 3,80). Wie sein „Suso"-Roman spielt auch seine neue Erzählung am Bodensee, in und um die Feste Ravensburg. Wir erleben in den Titelhelden Wilfhilde von Braunsperg und Diether von Wildenegg ein Stück schwerer deutscher Geschichte: den Todeszug des jungen Konradin nach Italien und die Rückwirkungen des Kampfes der Fürsten und des Absinkens des Kaisertums in Deutschland. Diehl versteht es, in den breit gespannten Rahmen ein Bild des Gesamtzustandes unseres Reiches und Volkes in dieser Zeit des Niederganges mit starken Strichen zu spannen.

Für unsere Jugend geeignet ist das Buch von Martin Dey „Der unnütze Fresser" (Köln, Volker-Verlag. 144 S.). Denn diese Geschichte einer Fahrt durch Deutschland stellt den Typ eines jungen deutschen Mannes hin, der in seinem unverzagten Anpacken des Lebens ein gut Stück deutsche Kraft verkörpert. Dieser „unnütze Fresser", der seinen Eltern auf der Tasche lag, da er ohne seine Schuld in der bösen Zeit um 1930 keine Arbeit finden konnte, hatte sich nach schwerem Zerwürfnis mit seinem Vater von Königsberg auf die Beine gemacht, um im Reiche Arbeit zu finden. Er vermied die Gefahr, ein Landstreicher zu werden, weil er bei aller Sehnsucht nach der Ferne und nach Erlebnis doch immer Arbeit suchte und hierin eine unzerstörbare Lebenstüchtigkeit bewies. Seine Abenteuer hat er Martin Dey erzählt, der sie zu Nutz und Frommen unserer Jugend aufzeichnete.

Ein fruchtbarer Gedanke wird von dem Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses (Halle) verwirklicht, der eine Reihe von Romanen und Erzählungen beginnt, die Leben und Taten hervorragender deutscher Männer der Vergangenheit im Ausland und im Grenzland darstellen sollen. Die beiden ersten Proben, zwei Romane von Johannes Reinwaldt „König Geisas Waffenbruder" und „Der Kampf um die Freiheit" (beide RM 3,80), eröffnen gute Aussicht auf Wert und Gehalt der geplanten Reihe. In König Geisas Waffenbruder wird an dem Schicksal eines jungen Friesen, der wegen der Vernichtung seiner Heimat durch eine schwere Sturmflut gen Osten zieht, an den Hof König Geisas II. von Ungarn kommt und mit dem Ritter Gottlieb nach Siebenbürgen geht, sich tüchtig und heldenhaft mit den Kumanen schlägt, ein bedeutsames Stück deutscher Geschichte, die Gründung der deutschen Siedlung in Siebenbürgen, behandelt. An einer Einzelgestalt wird gesamtdeutsche Leistung im Auslande sichtbar gemacht. „Der Kampf um die Freiheit" schildert Friedrich Wilhelm von Steubens kriegerische Taten im Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten gegen England. Beide Bücher sind fesselnd geschrieben und eignen sich

besonders auch für die heranwachsende Jugend.

Schöne Geschenkbücher

Eines der schönsten von den vielen schönen Atlantis-Büchern ist der neue Band „Gotische Kathedralen in Frankreich" (Berlin, Atlantis-Verlag. 232 S., davon 160 in Kupfertiefdruck. RM 12,—). Der Text ist von Paul Clemen, die Aufnahmen von Martin Hürlimann. Beschrieben sind Notre Dame in Paris und die Kathedralen von Chartres, Amiens und Reims. Paul Clemen führt Rodins Worte über die Kathedralen Frankreichs an, in denen er die Kathedralen als die Synthese Frankreichs preist und mit der Mahnung schließt: „Blicket mit Bescheidenheit und Empfänglichkeit. Stimmt euch zur Arbeit und zur Andacht!" Unter den andern Stimmen aus Frankreich, die Clemen nennt, sei noch auf Elie Faure hingewiesen, der Frankreichs Genius, ja den französischen Helden in der Kathedrale verkörpert sieht. In seiner ausgezeichneten Einleitung geht Clemen auf den beispiellosen Siegeszug der Gotik im nördlichen Frankreich ein und legt seine tiefsten Gründe dar, die in dem gewaltigen Aufstieg Frankreichs seit Beginn des 12. Jahrhunderts liegen, als Frankreich die Führung in der abendländischen Kultur übernahm. Dann deutet er den Sinn der großen Bauten in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten. Zum Schluß weist er darauf hin, daß die Kathedrale im heutigen Frankreich vielleicht nicht nur Deuter, Führer und Lobredner, sondern auch einen neuen Victor Hugo brauche, dessen Gestalten nicht mehr so wie noch vor 30 Jahren um Notre Dame geistern. Die Einzelbeschreibung der vier Kathedralen erweist aufs neue, daß niemand den letzten Sinn und die Größe der Gotik verstehen kann, der nicht diese Kathedralen kennt. Die Bilder von Martin Hürlimann entsprechen in ihrer Vollendung der Größe des behandelten Gegenstandes.

Von der Kunst einer deutschen Hochzeit kündet das Buch „Hohenstaufenschlösser", zu dem Leo Bruhns eine vortreffliche Einleitung schrieb, und das auf mehr als 90 Seiten die Welt der Staufer in ihren bleibenden Zeugnissen in lebendigster Form erstehen läßt. Die Staufenkaiser haben bewußt in ihren Bauten Denkmäler der Größe ihrer Macht errichtet, und in jedem einzelnen von ihnen ist aus einer einheitlichen inneren Konzeption aus der hohe Gedankenflug und die Kraft dieses stolzen Geschlechtes enthalten, das in Tragik enden mußte. Von dem alten Stammsitz, dem Hohenstaufen, geht der Weg über Kaiserswerth, Trifels, Wimpfen, die Burg in Eger mit ihrer Kapelle, Gelnhausen, Nürnberg, Münzenberg, Seeligenstadt, Burg Wildenberg nach Italien und Sizilien. Die Kastelle in Brindisi und Bari, der Turm Friedrich Barbarossas in Termoli, die Burgen in Castel Lagopesole, in Gioia del Colle, in Trani, in Castel Oria bei Tarent, die Festung in Lucera mit dem Löwenturm, das Castel in Prato, in Catania und das Bauwerk von stärkstem Eindruck Castel del Monte bei Andria, das — von den Staufern gebaut — den unglücklichen Söhnen Manfreds zum Gefängnis diente: alles dies ist in ungewöhnlich eindrucksvollen Bildern wiedergegeben, deren letzte die Ruinen in Syrakus und Manfredonia zeigen. Dieses wertvolle Buch kostet nur RM 2,40 und ist erschienen in der Reihe der „Blauen Bücher" (Königstein, Karl Robert Langewiesche).

Einem deutschen Künstler von höchstem Rang, Georg Kolbe, gilt eine neue Veröffentlichung der schönen, in ihren Bildreproduktionen meisterhaften Bücher des Rembrandt-Verlages (Berlin) mit Betrachtungen über Kolbes Plastik von Wilhelm Pinder (64 Tiefdrucktafeln. RM 6,50). In der gleichen Reihe „Kunstbücher des Volkes" war als 2. Band die kongeniale Einführung in Kolbes Werk von Rudolf G. Binding erschienen. Jetzt wird eine Auswahl aus dem Werk des Künstlers aus den letzten zehn Jahren gegeben. Wilhelm Pinder sagt in seinen tiefschürfenden, Kern und Wesen freilegenden Betrachtungen zu den Werken der letzten Jahre von Georg Kolbe, daß seine Gestalten wenig erzählen, aber viel sagen, und daß er zu jenen Auserlesenen gehöre, die wirklich ein Geschlecht in sich tragen, das möglich ist und dennoch nur durch ihn

erst lebt, von einer anderen Wirklichkeit als die übrige Natur, aber als neue Natur dennoch wirklich: wirksam. Er setzt Kolbes Gestalten in unmittelbare Beziehung zur Antike und betont, daß Kolbe nicht eigentlich Bildhauer sei, sondern der Fortsetzer der großen Linie deutscher Metallplastiker von den Schöpfern der Hildesheimer Bronzetüren und des Braunschweiger Löwen, der Magdeburger Bischofsgräber, der Vischerschen Gießhütte über Hubert Gerhart und Reichle, Krumper und Petel zu Andreas Schlüter, Donner und Rauch. Dieses Buch ist eine würdige Gabe zu Georg Kolbes 60. Geburtstag. Die vollendeten Aufnahmen seiner Plastiken sind von Magrit Schwartzkopff.

Eine der entzückendsten Gaben sowohl im Inhalt wie in der äußeren Ausstattung ist das Skizzenbuch von Daniel Chodowiecki „Von Berlin nach Danzig", in dem er seine Reise im Jahre 1773 in Bildern festhielt. Diese 100 Bilder, die nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin von Wolfgang von Oettingen herausgegeben, eingeleitet und mit Erläuterungen der einzelnen Blätter versehen wurden, liegen nun in neuer Auflage vor und bilden eines der köstlichsten Kleinode deutscher Kunst, das dank der verständnis- und liebevollen Arbeit des Herausgebers nun allen Kreisen nahekommt.

„Kinderbildnisse" heißt eine Sammlung, in der Max Sauerlandt aus fünf Jahrhunderten der deutschen und niederländischen Malerei eine Gabe von höchstem Reiz geschaffen hat (Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche. RM 2,40). Die Sammlung beginnt mit dem Knabenbildnis mit blondem Haar von Ambrosius Holbein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und endet mit dem Bilde des jungen Johann von Liechtenstein auf dem weißen Zelter von Friedrich von Amerling (1803 bis 1887). Diese Sammlung spricht jeden unmittelbar an und geht auch jeden unmittelbar an; denn erst im Erlebnis des Kindes, wie Max Sauerlandt ausführt, wird der Mensch sich seiner selbst ganz bewußt. Nach dem großen Geheimnis des Lebens kann erst durch das Kind und sein Erleben der letzte Zusammenhang der Einordnung des Einzelmenschen in die Gesamtheit und der Ablauf des Lebens deutlich werden. Eines der köstlichsten Bilder ist die Selbstdarstellung des 13jährigen Albrecht Dürers aus dem Jahre 1484, das völlig einsam in der Kunst seiner Zeit steht. Ihm folgt 50 Jahre später das Familienbildnis von Hans Holbein, auch einsam in seiner Zeit. Dann erst beginnt der breite Fluß der Kinderdarstellung, zuerst getragen im 17. Jahrhundert von Niederländern. Das 18. Jahrhundert sah das Kind als psychologisches Problem. Im 19. Jahrhundert hat das Kind auch in der Kunst unbestritten seine Herrschaft angetreten. Auch dieser Band der Blauen Bücher mit seinen 15 farbigen und den anderen ausgezeichnet wiedergegebenen Schwarz-Weiß-Nachbildungen steht ganz auf der Höhe der Leistung, die wir von dieser Sammlung gewohnt sind. — Der Kunsthistoriker Karl Gröber hat eine ebenso nützliche wie vergnügliche Arbeit geleistet, indem er „Die sieben Schwaben" in einer Vollständigkeit wiederbelebt hat, die seinem Buche den Wert eines klassischen Dokumentes verleiht (Augsburg, Literarisches Institut P. Haas & Cie. 171 Seiten, 29 Bilder. RM 3,80). In seiner Einleitung deutet Gröber die Geschichte von den sieben Schwaben als den Spiegel für den ganzen schwäbischen Stamm in all seinen Spielarten. Aufgenommen ist Hans Sachs' „Die neun Schwaben", weiter die „Historie von neun Schwaben" des Hans Wilhelm Kirchhof aus „Wend Unmuth", das Gedicht von dem Bilderbogen des Paulus Fürst aus Nürnberg um 1640, der Bilderbogen von Georg Wilhelm Salomusmiller, Sebastian Sailers weltliche Komödie „Die sieben Schwaben" und die klassisch gewordene Fassung der Abenteuer der sieben Schwaben durch Ludwig Aurbacher vom Jahre 1827. Auch die Abenteuer des Spiegelschwaben von Aurbacher sind dankenswerterweise hinzugefügt. Dann gibt Gröber eine Darstellung der sieben Schwaben in der Literatur und der Kunst. Die Bilder bringen außer Ludwig Richters Holzschnitten die Bilderbogen von Fürst, Salomusmiller und Friedrich Campe sowie die Lithographien von Ferdinand Fellner und eine Abbildung des Bechers mit

den neun Schwaben vom Ende des 16. Jahrhunderts sowie von zwei bemalten Tongruppen, eine aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die andere von Anton Sohn von 1830. Nun haben wir in recht guter Ausstattung eine vollständige Zusammenfassung dieser unsterblichen Schwabenstreiche.

In den unendlichen Reichtum menschlicher Beziehungen, den Goethes Leben in seiner weltweiten Wirkung darstellt, führt in einem sehr lebendigen Ausschnitt das Buch „Eine Welt schreibt an Goethe" ein, in dem Rudolf K. Goldschmit-Jenter Briefe an Goethe von 1775 bis 1832 gesammelt hat (Kampen, Niels Kampmann. 339 Seiten). Dieses Buch ist etwas Neues, denn zusammengestellt besaßen wir diese Zeugnisse von Goethes Austausch mit der Welt, was sie von ihm empfing und was sie ihm gab, noch nicht. So wird der Goethe-Kenner ebenso wie der Goethe-Laie dieses Buch dankbar begrüßen. Es ist nach folgenden Abschnitten geordnet: Briefe der Familie, der Frauen, des Hofes und fremder Fürstlichkeiten, Schillers, der Freunde, der Männer der Kunst (Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker), der Männer der Wissenschaft und Briefe des Auslands. Nur hier muß der Einwand gemacht werden, daß man die Österreicher nicht unter „Ausland" hätte bringen sollen. Am Schluß finden sich Briefe von Cotta, Eckermann, Riemer und Jahn. Der Herausgeber schrieb ein Nachwort, in dem er seinen Plan vollgültig rechtfertigt.

Hausbücher

Zwei sehr empfehlenswerte Bücher zum täglichen Gebrauch sind die Bändchen „Hund und Katze" von Tierarzt Dr. G. von Knebel und der Ratgeber für Pilzsammler von Professor Ulbricht „Eßbar oder giftig" (Berlin, Verlag der Grünen Post. Beide mit vielen Aufnahmen auf Bildtafeln, die im Pilzbuch farbig sind). Aus reicher Erfahrung berät Dr. von Knebel den Tierliebhaber in allem, was ein verantwortungsbewußter Tierfreund von seinen vierbeinigen Hausgenossen wissen muß. Er sagt ihm, was vor der Anschaffung des Hundes zu überlegen, wie der Hund zu ernähren, wie er zu halten, zu pflegen und zu erziehen ist, und zeigt die Symptome auf, an denen der Laie die Erkrankung des Tieres erkennen kann. Dieselbe Arbeit ist auch für die Katze geleistet. Man möchte den Tieren wünschen, daß ihre Herren, ehe sie die Aufgabe übernehmen, sich in diesem Buche informieren, und den Herrn die Lektüre empfehlen, weil sie dann größere Freude an ihren gesunden Tieren haben werden. Der Ratgeber für die Pilzsammler bietet einen sicheren Wegweiser durch dies so wichtige Gebiet, er mündet in letzte Aktualität ein mit einem Abschnitt über die Rolle der Pilze im Vierjahresplan. Die klaren Bilder der Pilze, nach denen man kaum mehr irren kann, werden erläutert durch Regeln für den Pilzsammler, durch die Beschreibung der Speisepilze, von denen die 100 wichtigsten Sorten berücksichtigt sind, die Beschreibung der Giftpilze, der Pilzvergiftungen; die Verwertung der Pilze wird sachkundig dargestellt ebenso wie die Pilzküche und der Nähr- und Speisewert der Pilze. Auch eine Anleitung zur Pilzzucht wird gegeben.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin – Dr. Hans Künkel, Frankfurt a. d. Oder – Dr. Eberhard Georgii, Nußdorf – Dr. Richard Benz, Heidelberg – Leopold v. Schlözer, Tutzing (Starnb. See) – Geheimrat Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin – Otto Doderer, Wiesbaden – Josef Martin Bauer, Dorfen (Oberbayern) – Dr. Werner Wirths, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. III, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 5 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

Henry von Heiseler

Erzählungen und Prosa

Mit einem Lichtbild. Ln. RM 7.80

Inhalt: Der Begleiter — Wáwas Ende — Marginalien (Tagebücher) — Aufsätze über Puschkin, Shaw, Iwánow, Stefan George, die religiöse Lage in Rußland.

Dr. Josef Dünninger in der „Berliner Börsenzeitung"

Das Unerreichte Heiselers liegt in der eigentümlichen Vereinigung einer ausgeprägten formalen Begabung mit dem ursprünglichsten Gefühl für das Dichterische. Dieser Dichter lebt aus unerforschten Gründen und in geklärten seelischen Welten zugleich. Es ist vielfach jenes eherne Antlitz in seinen Dichtungen, das aus erschütterten Zeiten heraufwächst, aus diesen Erschütterungen kommt, und stärker geworden ist als die Gewalt dieser Schrecken.

Marcel Brion in „Nouvelles littéraires", Paris

Das ist eine ungewöhnliche Gestalt, und mir will scheinen, daß die deutschen Kritiker der so persönlichen Begabung dieses Dichters noch nicht voll gerecht geworden sind.

Wilhelm Schneider in seinem Werk „Dichtung der Auslanddeutschen"

In Henry von Heiseler müssen wir einen der größten Dichter, vielleicht den größten Dichter verehren, den das Auslandsdeutschtum uns geschenkt hat.

Demnächst folgen in gleicher Ausstattung je ein Band mit Henry von Heiselers Gedichten und Dramen. Bei Vorausbestellung aller drei Bände bedeutende Preisermäßigung. Prospekte und Subskriptionseinladungen durch Ihren Buchhändler.

KARL RAUCH VERLAG / MARKKLEEBERG-LEIPZIG

Das Beste der Heimat
Das Schönste der Welt

Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Wohnkultur zeigt in jedem Heft mit Beiträgen erster Autoren, auserlesenen Bildern u. prächtiger Ausstattung

die neue linie

Die Zeitschrift für neuen Lebensstil

Mitarbeiter der neuen linie sind:

Paul Alverdes, Werner Bergengruen, Hans Friedrich Blunck, Otto Brües, Paul Fechter, Hanns Johst, Wilhelm Schäfer, Wilhelm v. Scholz, Will Vesper u. a. m.

Monatlich ein Heft zu RM. 1.–

Verlag Otto Beyer

Leipzig Berlin Zürich

Wertvolle Neuerscheinungen 1937

Hermann Stegemann

Schicksalssymphonie

Ein Buch für Deutsche. In Leinen RM. 6.50

Eine der ersten wahrhaft dichterischen Gestaltungen der aus dem Kriegserlebnis geborenen deutschen Freiheitsbewegung. Unbeirrt und unbestechlich hat Hermann Stegemann seine Geschichte des Krieges und seine Schriften zum Wiederaufbau Deutschlands geschrieben; mit gleicher Klarsicht und Ausdruckskraft zeichnet er nun im Gewande des Romans das deutsche Schicksal und deutet runenkundig seinen Gehalt. In einem abseitigen Schweizer Tal erleben die Menschen seines Buches die letzten Tage des Weltkrieges. Leibhaftig tritt er vor ihre Türe in Gestalt eines unbekannten, bis ins Mark zerrütteten deutschen Soldaten. Sie nehmen ihn auf, heilen ihn, entlassen ihn in die Heimat, die wie er zerschlagen ist und der er helfen muß, wie ihm geholfen wurde. Ein Sinnbild der Unversehrbarkeit und Genesungskraft deutschen Geistes, geht der Soldat Balder durchs weitere Leben, verbunden den Freunden und doch abseits und in seiner Aufgabe einsam. Wie die vier Sätze der unsterblichen Symphonie reihen sich die vier Teile des Werkes aneinander und runden sich zu dem Ring, dessen Härte keinem Deutschen erspart wird, dessen Heilkraft keinem versagt bleibt.

Josef Ponten

Novellen

Gesamtausgabe. In Leinen RM. 5.80

Inhalt: Die Bockreiter — Der Meister — Die Insel — Der Urwald — Der Gletscher — Frau im Süden — Das Haus des Arztes — Die erste Rheinreise — Die Uhr von Gold — Weißbrot — Die Fahrt nach Aachen — Die letzte Reise.

In seinen Novellen hat Josef Ponten in der Strenge der novellistischen Form kleine Meisterwerke geschaffen. Wenn in der modernen Literatur in Bezug auf Abgeklärtheit der Form, Disposition der Handlung, Musikalität und architektonisch gegliederten Aufbau Novellen das Prädikat „klassisch" zuerkannt werden darf, so diesen Meisternovellen von Josef Ponten.

Walter Kramer

Die heiligen Nächte

Erzählungen. In Leinen RM. 4.50

In dieser großen Rahmenerzählung von den „Heiligen Nächten" hat der Dichter der zuchtvollen und verpflichtenden Novelle „Heimgang in Flandern" nunmehr den vollen Umkreis des Kriegserlebnisses ausgeschritten. In sieben Geschichten, die in den heiligen Nächten zwischen Weihnacht und Neujahr erzählt werden und die in sieben Gefallenen den ernsten Aufruf zu einem soldatischen Leben verkörpern, ist das Kriegserlebnis Quelle neuen Lebens geworden. Eine starke, strenge Dichtung männlichen Geistes, die an den inneren Problemen unserer Zeit nicht vorübergeht und die ewige Landschaft der Seele im Feuer soldatischen Lebens und Sterbens erglühen läßt.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Schriften der Corona

Deutscher Geist – Deutscher Osten

Zehn Reden. Von Josef Nadler

223 Seiten. In Leinen RM. 6.50

Inhalt: Nation, Staat und Dichtung — Prinz Eugen und das deutsche Geistesleben seiner Zeit — Goethe und Grillparzer — Deutschland und Österreich im Wechselspiel der deutschen Dichtung — Zürich und Königsberg im 18. Jahrhundert — Hamann, Kant, Goethe — Goethe oder Herder? — Goethe und der deutsche Osten — Heinrich von Kleist — Der zeitliche und der ewige Deutsche — Schrifttum.

„Die zehn Reden gehören zum besten Gedanken- und Sprachgut der Gegenwart."
Deutsche Allgemeine Zeitung

Letzte Versuche

Von Josef Hofmiller

2. Auflage. 163 Seiten. In Leinen RM. 4.80

Inhalt: Stifter — Gottfried Keller — Burckhardts Briefe — Hehns „Goethe" — Herman Grimm — M. Ebner-Eschenbach — Der einsame Wagner — Ibsen — Lesskow — Dehio — Hofmannsthal — Emil Strauß.

Durch Unabhängigkeit, Freimut, Einsicht war Hofmiller der erste deutsche Kritiker seiner Zeit. Er war einer ihrer wenigen Essayisten, einer unserer besten Schriftsteller. So groß sein Wissen war, er wollte kein „Fachmann" sein, er hielt sich fern vom literarischen Treiben — ungroßstädtisch, süddeutsch, deutsch bis in den Kern.

Erinnerungen an Rainer Maria Rilke

Von Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe

3. Auflage. 101 Seiten. In Leinen RM. 5.—

Erinnerungen aus den Jahren 1910—1926 an Duino, Venedig, Wien, die Schweiz: Begegnungen mit Menschen, Landschaften, Reisen, das Werden der Dichtungen, das Bild des Menschen und des Dichters — festgehalten von der Beschützerin und Freundin, deren Name über Rilkes großem Werk, den „Duineser Elegien", steht.

„Diese Erinnerungen zählen zu den schönsten Rilke-Büchern: Rilke lebt in ihnen, und mit ihm die Menschen, der Raum, die Luft, die um ihn waren." *Kölnische Zeitung*

„Für jeden, der Rilke liebt, ist dies Buch ein tiefes Erlebnis." *Frankfurter Nachrichten*

*

Corona / Zweimonatsschrift

SIEBENTER JAHRGANG (sechs Hefte) RM. 10.— / EIN HALBJAHR (drei Hefte) RM. 5.— / EINZELHEFTE (120 Seiten) RM. 1.80 / Vollständiges Heft zur Probe: RM. —.50 / Heft mit Probeseiten kostenlos

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN UND BERLIN
VERLAG DER CORONA / ZÜRICH

Zwei bedeutende Neuerscheinungen

Richard Benz

Die deutsche Romantik

Geschichte einer geistigen Bewegung

480 Seiten mit 16 Bildtafeln

In Leinen RM. 10.—, geheftet RM. 8.—

Eine neue Gesamtdarstellung dieser einzigartigen deutschen Geistesströmung, die wie ein Wunder am Ende des 18. Jahrhunderts aufbrach, ganz Europa für einige Zeit in Bann hielt und dem deutschen Einfluß unterwarf. Wie kein anderer war Richard Benz, der bekannte Heidelberger Kulturhistoriker, dazu berufen, uns ein abschließendes Bild dieser bedeutsamen Epoche, die uns heute wieder besonders nahe ist, zu schenken. Sein Werk gibt in vieler Hinsicht völlig Neues in Auffassung und Deutung und hat anderen Darstellungen außer einer souveränen Beherrschung der Literatur und Philosophie der Romantik auch eine überragende Kenntnis der Musik jener Zeit voraus.

Dr. Walther Linden

Geschichte der deutschen Literatur

von den Anfängen bis zur Gegenwart

460 Seiten mit 48 Bildseiten

In Leinen RM. 7.80, geheftet RM. 6.—

Wie einen hehren Bau sehen wir die deutsche Dichtung emporwachsen aus den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung — in denen die Ursprünge unserer heroischen Nationalepen liegen — zu der Auseinandersetzung zwischen Germanentum, Antike und Christentum im Mittelalter, zu Reformation, Gegenreformation und Barock, zu dem Aufbruch einer neuen deutschen Bewegung im 18. Jahrhundert, die in den Blütezeiten der Klassik und Romantik gipfelt. Über das 19. Jahrhundert leitet die Betrachtung über zu einer ausführlichen Darstellung der neuesten Zeit, die mitten in das lebendige Treiben der Gegenwart führt. Ein Volksbuch, das klar, anschaulich und fremdwortfrei geschrieben, dennoch die strengsten Anforderungen an wissenschaftliche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit erfüllt.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

EUGEN DIESEL

Die Welt ohne Vertrauen

Ohne die Macht des Vertrauens ist keinerlei förderliches und fruchtbringendes, geschweige denn großes Verhalten und Wirken denkbar, denn ohne Bindung von Mensch zu Mensch kann nichts geschaffen, geleistet und geordnet werden. Und echte, also nicht gewaltsame Bindung ist — das erweist schon elementares philosophisches Nachdenken — ohne Vertrauen schlechterdings nicht zu erzielen.

Religion ist die Macht, welche bindet. Sie steht der Kraft des Vertrauens sehr nahe. Man ist sogar versucht, eine gewisse Übereinstimmung oder jedenfalls Überschneidung der beiden Bereiche zu erblicken. Aber über das Vertrauen von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe hinaus fordert die Religion ein letztes vorbehaltloses Vertrauen auf übermenschliche, unbegreifliche Mächte. Was ist demnach der höchste religiöse Wert, der Glaube, anderes als absolutes Vertrauen?

Auch die Ehre berührt sich mit dem Vertrauen. Ehre ist kein einfach zu beschreibender Begriff. Ganz gewiß läßt sich über sie sagen, daß sie verletzt wird, wenn ein Mensch dem anderen zu erkennen gibt, daß er des Vertrauens, also der Grundlage allen sittlichen Handelns unwürdig sei. Aber auf Vertrauen hat er als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft und als Träger eines ewigen Wertes Anspruch bis zum äußersten, bis zu dem Augenblick nämlich, in welchem er das Vertrauen der Gemeinschaft wirklich infolge eines Charakterdefektes getäuscht hat, damit also ehrlos geworden ist. Mißtrauen, ungerechtfertigte Entziehung des Vertrauens, mangelnde Anerkennung des sittlichen Verhaltens ist Ehrverletzung, die in gewissen Fällen so tief empfunden wird, daß man den Beleidiger auf Tod und Leben herausfordert.

Vertrauen und Ehre sind zudem fraglos verwandt mit der Wahrheit. Die Lüge ist definierbar als eine besondere Art von Vertrauensbruch. Mißtrauen folgt ihr nach. Wer lügt, sucht mit gefälschten Mitteln Vertrauen zu gewinnen, ist somit ein Falschmünzer des Geistes.

Auch Hingabe, Liebe, Opferwille wachsen aus dem Vertrauen hervor. Gleichfalls sind hier hervorzuheben die Anerkennung des Nächsten und das Geltenlassen der moralischen Freiheit. Je mehr Geltung eine höchste Art des Vertrauens besitzt, nämlich die, welche um die echten Maßstäbe in der Seele des Menschen weiß, um so weniger wird die freie Anerkennung andersgearteter Charaktere, Ansichten und Zustände gescheut zu werden brauchen.

Fast alle hohen und unbestreitbaren Werte sind somit verwandt mit dem Vertrauen. Die Hölle ist der Ort, wo es keinerlei Vertrauen gibt. Vertrauen ist die Voraussetzung alles höheren Wirkens. Fehlt im Leben dieses Element, so gerät es in sittliche Zersetzung. Ein täuschender Ersatz des Grundstoffes gelingt nie oder allenfalls nur auf kurze Zeit, denn gefälschte und vorgegaukelte Vertrauenswürdigkeit hält vor dem Lebens- und Gemeinschaftsinstinkt des Menschen, auf die Dauer

wenigstens, keinesfalls stand. Vertrauensersatz durch Lüge und psychologische Kunststücke führt unter allen Umständen schließlich zur Zersetzung auch der praktischen Zusammenhänge des Lebens, denn so vieles auch im Leben dem bloß organisierten und mechanischen Ablauf unterworfen ist, so sehr halten doch die Kräfte, welche sich auf das Vertrauen gründen, alles im Innersten zusammen. Betriebe und Organisationen, in denen das Vertrauen nicht herrscht, rufen eine ganz eigentümliche gepreßte und freudlose Atmosphäre hervor, mögen sie im übrigen noch so tüchtig und schlau geführt sein. Wo das unmittelbare menschliche Vertrauen fehlt, da läßt sich nur schwer atmen, so sehr ist das Leben nun einmal auf das Element des Vertrauens angewiesen. Wo unmittelbares, ja naives Vertrauen herrscht und der Handschlag als Symbol des Vertrauens ehrlich ist, da atmet es sich frei und die Welt der Paragraphen, Verfügungen und Regelungen tritt von selbst an die ihr angemessene subalterne Stelle.

*

Unser Zeitalter ist auf erschreckende und sehr eigentümliche Weise in Verwirrung geraten. Über die Ursachen dieser Verstörung bestehen die verschiedensten Anschauungen, je nachdem, ob vorwiegend politische Situationen oder geistesgeschichtliche Wandlungen, die Einflüsse der Technik oder das Hervortreten der Masse, das Versinken der alten Religionen oder andere Mächte und Störungen als die maßgebenden Ursachen empfunden werden. Alles dies greift im Grunde unlöslich ineinander und verbindet sich zu einer universalen Umwälzung, die unmöglich durch eine einzige kurze Formel über die eine oder die andere ihrer Ursachen erklärt werden kann.

Sehr abgekürzt und formelhaft läßt sich indessen für die Zwecke dieser Abhandlung doch etwa sagen, daß wir in vieler Hinsicht in einen unbedingt neuen Zustand der gesellschaftlichen Entwicklung auf Erden geraten sind. Zahllose, vor kurzem noch haltbare Einzelzustände werden in einen allerdings noch völlig unausgegorenen, alle Menschen und Völker angehenden Gesamtzustand hineingezogen. Der Umfang dieses schicksalhaften Prozesses ist von phantastischer Riesenhaftigkeit, und die Völkerzustände gewinnen ganz neuartige Qualitäten. Zum ersten Male in der Weltgeschichte steht jeder politische, wirtschaftliche und kulturelle Vorgang von einiger Bedeutung in der ganzen Welt zur Diskussion. Die alten Maßstäbe erweisen sich als unzulänglich. Ein gewaltiger Weltprozeß hat abzurollen begonnen, inmitten dessen wir den allerorts aufspringenden Gefahren und Wirrnissen mit tausend Mitteln und Mittelchen zu begegnen suchen. Die Macht des Vertrauens hat in diesem Sturm noch nicht Anker geworfen.

Kein Land ist heute mehr in der Lage, sich völlig zu isolieren und für sich selbst zu bereinigen. Wird dieser heroische Versuch dennoch unternommen, so sieht sich ein solches Volk in jedem Augenblick wieder in die Wirbel und gärenden Prozesse des gesamten Weltgeschehens hineingerissen, und zwar nicht nur in die machtpolitischen und wirtschaftlichen Vorgänge, sondern auch in die geistigen und moralischen Auseinandersetzungen. Gerade diese totalen nationalen Ausrichtungen mit dem Ziel, zunächst innerhalb der Weltkrise zu sich selbst zu kommen, lassen die Aufgabe, auf welche Weise denn nun endlich zu vertrauenswürdigeren Verhältnissen und Rege-

lungen von Volk zu Volk zu gelangen sei, noch viel brennender erscheinen. Der allerorts glühende Haß, das immer jäh aufflammende und zugleich chronisch schleichende Mißtrauen ist ja gerade der Beweis dafür, wie sehr man sich füreinander interessiert, wie sehr man sich vernachbart hat und die Lebenssphären zusammengequirlt wurden. Unsere Zeit befindet sich ganz gewiß in einem riesenhaften Durcheinander, das zudem die leidige Eigenschaft aufweist, jedes Volk auf Erden gebieterisch aufzufordern, den chaotischen Tanz mitzumachen. Dem Chaos als der Signatur unseres Zeitalters läßt sich nicht entfliehen, es läßt sich nur mit ihm ringen. Man setzt ihm zunächst die Macht der äußeren Organisation entgegen, ohne daß diese mit einer aus der neuen Welt gewachsenen, allgemeinen sittlichen Ordnung und Haltung übereinstimmte, die, wie gesagt, noch nicht da ist. So lieb es jedem Volk wäre, nur mit sich allein zu tun zu haben — immer fordern uns die Verhältnisse gebieterisch auf, uns wieder in die Strudel hineinzustürzen und mit mehr oder weniger Glück und Geschick in dem Gischt der Weltpolitik umherzuschwimmen.

Nehmen wir das alles als verheißungsvolles Anzeichen dafür, daß etwas Neues entstehen will, etwas, an dem alle Völker dem Gesetz der Zeit entsprechend teilhaben sollen! Aber die Fahrt auf dieser unbekannten See ist so stürmisch, daß immer wieder die Vorstellung eines Unterganges und einer kaum zu meisternden Lage heraufbeschworen wird. Die Welt lebt in einem riesigen Spannungsfeld unermeßlichen Mißtrauens gegen die alten wie die allerorts sich anmeldenden neuen Werte, gegen Systeme und Ideen aller Art, gegen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, gegen Kultur, Religion, Philosophie, gegen den Mißbrauch des so leicht Scheinerfolge hervorzaubernden Prinzips der Technik und der Organisation. Vor allem ist es der gesamtpolitische Zustand über die Erde hin, der das unbedingte Mißtrauen und das Gefühl einer schweren Erkrankung der Menschheit hervorruft. *Unser Zeitalter ist das Zeitalter ohne Vertrauen.*

Die ungeheuren *äußerlichen* Hilfsmittel des Zeitalters haben die Täuschung hervorgerufen, als könnte man ohne Vertrauen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk mit organisatorischen Apparaturen, psychologistischen und propagandistischen Effekten die große Verstörung auf Erden überwinden. Die Summierung dieser Mittel ohne ständige neue Ausrichtung an den ewigen Werten der Menschenseele und des Volkes ist ja das Kennzeichen des Bolschewismus, und unsere große deutsche Sorge, daß diese Krankheit sich über die Erde ausbreiten könnte, ist daher nur allzu sehr gerechtfertigt. Es liegt leider im Stil des Zeitalters, daß riesige organisatorische Überbauten, ungeheure Apparaturen geschaffen werden, die die politisch-psychologische Wirksamkeit jedes einzelnen Volkes *scheinbar* außerordentlich vergrößern. Und wenn ein Volk mit dieser Selbstmultiplikation beginnt, dann scheinen alle anderen, wenn auch unter der Flagge sehr verschieden lautender Ideen, nachfolgen zu müssen.

Solche Apparate also sind es, die uns überall auf der Erde zwar als nach außen hin wohlgeordnete Maschinen gegenübertreten, denen es bisher aber auf keinerlei befriedigende Weise geglückt ist, *eine höhere Ordnung zwischen den Völkern* vorbereiten zu helfen. Das Problem, auf welche Weise die

Macht des Vertrauens im Völkerspiel wieder wirksam werden könnte, ist noch keineswegs gelöst. Die Völker sind sich fremder als je. Sie besitzen keine Fühlung einer Art, aus der wirklich Vertrauen und Offenheit entspränge. Wenn ein Volk die politische Apparatur mit Ideen und Verlautbarungen, Schlauheiten, Winkelzügen, Plänen, Vertragsvorschlägen beschickt, so werden dadurch ungeheure Gegenbeschickungen im anderen Völkerapparat bewirkt. Apparat arbeitet gegen Apparat, nicht Mensch mit Mensch auf der Grundlage unmittelbar wirksamen Vertrauens, und auch große und vertrauenswürdige Verlautbarungen geraten in die große Mühle und werden entwertet. Kein Wunder, daß man schließlich alles Vertrauen verliert und alle Hoffnung auf Selbsterhaltung nur auf den Ausbau der Maschinerie setzt.

Aber man wird nicht dadurch zu klaren und würdigen Zuständen zwischen den Völkern gelangen, daß man unter immer größerer Vernachlässigung der geltenden sittlichen und unmittelbar menschlichen Wirkungen Apparat an Apparat schaltet, Noten wechselt, eine Völkerpropaganda gegen die andere losläßt. Das seltsamste politische Erlebnis dieser Zeit ist, mitansehen zu müssen, wie in der zwischenvolklichen Politik zahllose politische Szenerien aufgebaut werden, die offenbar unecht sind und dem Gesetz der Zeit noch nicht entsprechen, weil ihnen in den meisten Fällen keine politische Neuordnung von Volk zu Volk nachfolgt. Das Prinzip der mechanischen Multiplikation aller mechanischen und pseudoseelischen Entfaltungen wird auf die Dauer versagen. Nur ein Vorgang epochaler Art, der dem Grundsatz nach dem Vertrauen von Volk zu Volk zu neuem Ansehen und lebendiger Wirkung verhilft, vermag bessere Zustände heraufzuführen.

Aber – wir wiederholen es – das politische und psychologische Feld, innerhalb dessen auf alle Fälle in Zukunft gewirkt werden muß, ist so gigantisch groß und derartig kompliziert, daß in dieser Kolossalität der Apparate und der Zahllosigkeit der Beziehungen für das unmittelbare Wirken der Mächte des Vertrauens wenig Raum geblieben zu sein scheint. Denn das Vertrauen ist ja auf die Persönlichkeit, auf die menschliche Unmittelbarkeit gegründet. Muß nicht angesichts einer so ungeheuren Verwirrung in der Welt die einfache Kraft des Gemütes, welche Vertrauen hervorruft, schlechterdings kapitulieren? Sämtliche Beziehungen im Reiche der Wirtschaft und Politik haben sich auf unsagbare Weise verstrickt und verästelt, die persönlichen und ethischen Werte werden abfiltriert, Techniken jeder Art hindern den persönlichen Einsatz. Wohl liegt es nahe, anderen Völkern gegenüber auf große Führer seines eigenen Volkes als auf Männer des Vertrauens hinzuweisen. Gerade das aber würde Mißtrauen hervorrufen. Und wenn ein Staatsmann von seiner nationalen Plattform aus Anschluß an das Vertrauen der Welt zu gewinnen sucht, so muß leider damit gerechnet werden, daß solches Vertrauen drüben ja gar nicht mehr mit im Spiele ist, und solche Appelle verbleiben dann auf die tragischste Weise wirkungslos.

Ist aber das Vertrauen zwischen den Völkern so erschüttert, daß man nirgends mehr ein verläßliches Gefühl vom geltenden Recht, von Verträgen und der Ehre als der Grundlage allen Handelns empfindet, und zwar auch dort, wo

das Vertrauen noch berechtigt wäre, dann gerät die Welt aus den Fugen. Alles Sittliche gerät ins Gleiten. Im gespenstisch abstrakten Raum einer überorganisierten, überbewußten propagandistisch-psychologistisch (nicht sittlich) geführten Welt, huschen jene Grundwerte, viel berufen, viel beredet, inmitten der Weltnot als unentbehrlich stets herbeigesehnt, doch nur wie wesenlose Gespenster herum, die keine starke Einwirkung mehr auf den Menschengeist und die zu ordnenden Dinge dieser Welt ausüben können. Die Welt ist zerredet und zerschrieben. Die vielen Schiffe auf dem Meere werfen nicht Anker im Vertrauen.

Je nach den nächsten Zweckmäßigkeiten der Politik zaubert für wenige Stunden, Tage oder Wochen jeder Völkerapparat eine beliebige Mischung von Werten hervor, Scheinvertrauen oder übertriebenes Mißtrauen. Blitzschnell werden politische Situationen zwischen den Völkern begründet, um sich dann ebenso blitzschnell als wesenlos und unhaltbar zu erweisen und das Mißtrauen in den abrollenden Weltprozeß zu vermehren. Immer wieder muß es gesagt werden: es fehlt eben die regelnde und führende Macht des Vertrauens, nicht innerhalb eines Volkes, aber von Volk zu Volk. Es ist unaussprechlich tragisch, wie viele Tausende und aber Tausende von Versuchen, Vertrauen zu erwerben, zu erwecken, aufzubauen und zu entwirren, in einem gespenstischen Nichts endigten. Es ist bis heute nicht gelungen, *zu einem Vertrauen unmittelbarer und echter Art durchzustoßen.*

*

Es spricht sich sehr einfach aus, daß wir in einer Welt ohne Vertrauen leben und das Vertrauen wieder in sein natürliches, alle Zusammenhänge förderndes und belebendes Recht eingesetzt werden soll. Aber die Verwirklichung der einfachsten Forderungen pflegt die schwierigste zu sein, eben weil es sich hierbei um die Anrufung innerer und ewig beharrender Mächte handelt, die der Mensch nicht sieht, verachtet oder verleugnet.

Die Wiedereinsetzung des Vertrauens in eine unselig gewordene Welt würde eine neue Epoche einleiten, ja die eigentliche Weltrevolution darstellen. Aus der Steigerung äußerer Apparatur kann kein neues Vertrauen folgen, so wenig, wie eine Rebe in der chemischen Retorte wachsen kann. Aber freilich wird die Entwicklung der äußeren Völkerapparate zunächst noch zunehmen mit der Folge, daß die *Unwirksamkeit* der Methoden, wie sie heute zur Regelung der Verhältnisse von Volk zu Volk benützt werden, endgültig offenbar wird, und zwar sowohl im höheren moralischen und geistigen wie in dem eng davon abhängigen praktischen Sinn. Somit wird die Welt in ihrer Not für die neue Anerkennung des Vertrauens, für eine Vereinfachung und Selbstbesinnung reifer werden.

Wir nähern uns der Zeit, in welcher nicht nur unter der Oberfläche des Völkerdaseins die Selbstbesinnung auf die Unentbehrlichkeit des Vertrauens wächst, sondern worin großen, durch solche Strömung getragenen Männern Worte und Taten gelingen, die der Sehnsucht der Menschen nach einer Welt entsprechen, in der das Vertrauen regiert.

WALTHER PAHL

Von Chinas Wehrkraft

Der blutige Zwischenfall vom 7. und 8. Juni an der weltberühmten Marco-Polo-Brücke südlich von Peiping hat sich zu dem größten Krieg ausgewachsen, den wir seit dem Weltkriege erlebt haben. Man braucht die Aufrichtigkeit der Versicherung Japans, daß man den Krieg nicht gewollt hat, nicht in Zweifel zu ziehen. Daß China, mit inneren Aufbauplänen voll in Anspruch genommen, ihn nicht gewollt hat, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Japan dachte offenbar tatsächlich zunächst nur an eine Strafexpedition. Aus der „Strafexpedition" ist inzwischen ein furchtbarer Krieg geworden, dessen Ende heute, nach vier Monaten, noch nicht abzusehen ist. Der Zwischenfall bei Peiping ist zum Zünder geworden, der die seit Jahren in dem Verhältnis zwischen Japan und China angesammelten Explosivstoffe zur Entladung gebracht hat.

China ist nicht mehr das China von 1930 und 1931. Nach den beschämenden Vorkommnissen bei dem Verlust Mandschukuos hatten die Chinesen zweifellos Anlaß zu der Hoffnung gegeben, daß sich aus diesem „großen Kuchen" noch mehr Stücke herausschneiden ließen. Diesmal entwickelte sich der Zwischenfall zum Krieg auf breiter Front. Ein schnelles Verfahren konnte so lange auf Erfolg rechnen, wie die Kräfte der Zentralregierung von Nanking immer wieder nach innen abgezogen wurden. Gewiß hat der kluge, energiegeladene Staatschef Chiang Kai-schek bis in die letzte Zeit hinein immer wieder gegen die Anarchiegefahr im Inneren ankämpfen müssen. Heute zeigt es sich aber mit aller Deutlichkeit, daß die zähe Aufbauarbeit Chiang Kai-scheks Früchte getragen hat, daß China in den letzten Jahren wesentlich stärker geworden ist. Chiang Kai-schek hat den verbliebenen Reichsrest mit großem Geschick wieder zu einem Ganzen zusammengefügt. Er hat den ehrgeizigen Provinzgeneralen das Handwerk gelegt und die besten Schichten des chinesischen Volkes mit einem Nationalbewußtsein von befeuernder Kraft erfüllt. Und er hat schließlich einen Soldaten geformt, der sich auf die Nation und nicht bloß auf den jeweilig den besten Sold zahlenden Provinzgeneral verpflichtet weiß.

Die Berichte der Beobachter an den chinesischen Fronten bestätigen, daß man den Chinesen nicht mehr, wie das bisher im allgemeinen geschah, als einen unsoldatischen Typ charakterisieren kann. Wie denn überhaupt die Vorstellung, als ob die in China vollzogene Trennung zwischen dem Krieger und dem „überlegenen Menschen", dem feinsinnigen Weisen, in der Verachtung des Soldatenberufs wurzelt, längst einer Korrektur bedarf. Die scheinbare Minderbewertung des Soldaten gegenüber dem kultivierten Beamten ist einmal auf die von den siegreichen Mandschu nach der Eroberung Chinas im Jahre 1644 erlassenen Gesetze zurückzuführen, die den Chinesen das Waffentragen verboten. Dieses Recht blieb den Mandschu vorbehalten. Die Chinesen wehrten sich gegen diese Entrechtung durch die Verachtung der Mandschu-Soldaten. Andererseits hat die

räuberische und erpresserische Politik, die viele Provinzgenerale in den letzten Jahrzehnten mit Hilfe von Privatarmeen betrieben, die Achtung des Chinesen vor dem Soldaten nicht gerade zu erhöhen vermocht. Aber die Abneigung galt nicht dem Soldaten, sondern der Soldateska. Die unselige Tatsache, daß das chinesische Volk lange Zeit hindurch den Kriegerstand nur als Soldateska erlebte, hat seine Wehrfreudigkeit außerordentlich gehemmt.

Chiang Kai-schek ist es aber in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, die schlummernden soldatischen Tugenden in seinem Volk wieder zu wecken und den national-chinesischen Soldaten zu schaffen, der im Jahre 1932 am Tage von Schanghai seine Feuertaufe erhielt, an dem Tage, an dem die berühmte 19. Feldarmee dem Ansturm der japanischen Marineinfanterie widerstand. Die hartnäckige chinesische Verteidigung in den letzten Monaten beweist, daß die Schlagkraft der chinesischen Truppen sich inzwischen nicht unbeträchtlich erhöht hat. Der chinesische Soldat gibt dem japanischen Soldaten an Hingabe und Sterbebereitschaft nichts nach. Dem außerordentlich empfindlichen Ehrgefühl des japanischen Soldaten hat der chinesische Soldat die Glut eines jungen, aber leidenschaftlichen Nationalismus entgegenzusetzen.

China war auf dem Wege zu sich selbst, als der Krieg ausbrach. Daher der unerwartete Widerstand, daher die Entwicklung des „Zwischenfalls" zur großen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den beiden Mächten des Fernen Ostens.

Natürlich konnte China nicht in wenigen Jahren aufholen, was Japan in Jahrzehnten geschaffen hat. Wie verhalten sich die militärischen Stärken Japans und Chinas rein zahlenmäßig zueinander?

Zuverlässige und nachprüfbare Angaben über die Größe des chinesischen Heeres fehlen, so daß man auf Schätzungen angewiesen ist. Sicher ist aber, daß die chinesische Armee der Zahl nach die japanische Armee bei weitem übertrifft. Stehen doch 440 Millionen Chinesen 70 Millionen Japanern im Mutterlande gegenüber. Die Schätzungen über die Größe der chinesischen Armee schwanken zwischen 40 und 160 Divisionen zu je 11000 Mann. Andererseits umfaßt die japanische Friedensarmee nach offiziellen Angaben etwa 230000 Mann. Allerdings nimmt man in sachverständigen Kreisen an, daß Japan über rund 325000 Mann verfügt, abgesehen von den fast 2 Millionen ausgebildeter Reserven.

Einigkeit besteht darüber, daß die japanische Armee der chinesischen weit überlegen ist, sofern man sie mit europäischen Maßen vergleicht. Hinsichtlich der Bewaffnung und Ausbildung dürften nur etwa 150000 Mann der chinesischen Armee den Vergleich mit der japanischen 300000-Mann-Armee aushalten. China hat eben erst in den letzten Jahren, Japan aber schon vor einem halben Jahrhundert den Anschluß an die europäische Wehrtechnik gefunden.

Die chinesische Luftwaffe besteht aus etwa 650 Flugzeugen, denen 2500 Maschinen auf japanischer Seite gegenüberstehen dürften. Die japanische Übermacht an Flugzeugen ist nicht nur rein zahlenmäßig, sondern auch qualitativ gegeben. China verfügt über keine eigene Luftfahrtindustrie, wie denn überhaupt die

Kriegsindustrie Chinas klein und unbedeutend ist. Die Luftwaffe ist aus den mannigfaltigsten ausländischen Typen zusammengesetzt. Ein anderer schwacher Punkt der chinesischen Luftwaffe ist der Mangel an ausgebildeten Mechanikern. Wenn die Chinesen auch gute Flieger sind, so ist es doch unwahrscheinlich, daß sie gegen die Übermacht der japanischen Luftwaffe aufzukommen vermögen.

Was schließlich die beiderseitigen Flottenstärken anbetrifft, so ist hier die Überlegenheit Japans über allen Zweifel erhaben. Mit seinen acht veralteten Kreuzern und sechs Torpedobooten kann China keine Begegnung mit der mächtigen japanischen Kriegsflotte riskieren.

Mit anderen Worten: eine straffe, in Jahrzehnten geschulte, energiegeladene Wehrmacht stößt auf ein großes, aber unfertiges, nur in seinem Kern gerüstetes Wehrgebilde.

Indessen: eine zahlenmäßige Gegenüberstellung des militärischen Aufgebotes nach Truppen- und Waffenstärke gibt noch keine Antwort auf die Frage, wer der Stärkere ist. Die Tatsache, daß China einen neunmal größeren Raum als Japan umfaßt, besagt an sich für die Frage der Übermacht noch nicht viel, auch wenn der chinesische Raum durch seinen Reichtum an Rohstoffen dem japanischen Inselreich weit überlegen ist. Aber kriegswirtschaftliche Kraft kann nicht auf Rohstoffreserven, sondern nur auf wirtschaftlich mobilisierten Rohstoffen gegründet werden. China hat bisher nur einen Bruchteil seines Rohstoffreichtums genutzt. In einer anderen Beziehung kann aber der Großraum, den China bildet, in diesem Krieg entscheidend ins Gewicht fallen. Dann nämlich, wenn die japanischen Truppen tief im Inneren Chinas stehen und ihre Flügel in Gefahr kommen, in der Luft zu hängen — im Norden eine sehr akute Gefahr! Offenbar setzen die Chinesen ihre Hoffnung darauf, daß ihr riesiger Raumkoloß die japanischen Armeen aufsaugt. „Je tiefer Japan ins Innere Chinas vorstößt, um so tiefer werden seine Armeen in den Morast sinken", sagte vor kurzem ein führender Chinese. Dazu kommt die Gefahr von Guerilla-Verwicklungen in der japanischen Etappe. So gewiß es ist, daß die chinesischen Truppen in frontalen Zusammenstößen der japanischen Armee nicht lange standhalten können, so dürften doch eine Reihe von unabhängig voneinander operierenden chinesischen Armeen den Japanern im Etappengebiet beträchtliche Schwierigkeiten bereiten.

Auf jeden Fall muß Japan an möglichst raschen, durchschlagenden Erfolgen interessiert sein. Mit der langen Dauer der Kämpfe vergrößert sich auch die Gefahr, daß China eine wehrpolitische Übermacht zufällt, die sich aus Kräften nährt, die China von außen her zuwachsen. In dem bisherigen Verlauf des Krieges sind Japan entscheidende Schläge versagt geblieben. Die Offensiven bei Schanghai haben den Japanern zwar Geländegewinn gebracht, sie haben aber die chinesischen Truppen noch nicht zur Aufgabe des Raumes von Schanghai zwingen können. Seit Ende August tobt hier ein erbitterter Grabenkrieg, dessen Ende nicht abzusehen ist.

An der zweifelsohne entscheidenden nordchinesischen Front haben die Japaner unter dem Oberbefehl des Generals Graf Terauchi nach anfänglichen Schwierigkeiten brillante Erfolge erzielt. Die japanischen Truppen stehen in allen fünf

nordchinesischen Provinzen. Innerhalb von vier Monaten haben sie hier ein Land von der doppelten Größe Deutschlands erobert. Es dürfte nur noch eine Frage von Wochen sein, bis das ganze Gebiet nördlich des Gelben Flusses sich in den Händen der Japaner befindet. Die Japaner verdanken ihre Erfolge hier offenbar nicht nur ihrer überlegenen technischen Ausrüstung, sondern auch ihrer ausgezeichneten Führung. Auf chinesischer Seite fehlt dagegen ein einheitliches Kommando. Gleich den abessinischen Häuptlingen scheinen die chinesischen Generale überdies eine Strategie gewählt zu haben, die ihre Niederlage nur beschleunigen konnte. Obgleich die ersten Kämpfe bei Peiping deutlich zeigten, daß die Chinesen von befestigten Stellungen aus den Japanern nicht lange widerstehen können, haben sie diese Stellungen auf ihrem Rückzug doch immer wieder eingenommen, um immer wieder in den Flanken gefaßt zu werden. Trotzdem gelang es den Japanern nicht, einen vernichtenden Schlag zu führen. Ein „Tannenberg" konnten sie den Chinesen nicht bereiten. Und das war ihre Absicht in der großen Schlacht, die sich in der zweiten Septemberhälfte nördlich von Paoting entwickelte. Das ändert allerdings nichts daran, daß die japanischen Armeen in einem glänzenden Vormarsch in Nordchina ihre Kriegsziele bereits fast erreicht haben. Nun bleibt abzuwarten, ob sie auch halten können, was sie gewonnen haben und ob sie ihren Nachschub gegen die gefährlichen Guerilla-Raids sichern können.

Es scheint aber gewiß, daß die nordchinesischen Provinzen militärisch vorerst für China verloren sind. Fragt sich nur, ob die Japaner sich mit diesem Ergebnis begnügen werden, oder ob sie sich durch ihre Erfolge zu einem weiteren Vormarsch ins Innere verlocken lassen und Chiang Kai-schek die Gelegenheit geben werden, die von ihm geschickt befolgte Zermürbungsstrategie in großem Maßstabe anzuwenden. In diesem Fall dürften die japanischen Schwierigkeiten außerordentlich zunehmen, zumal mit der längeren Dauer des Krieges sich auch der Druck auf die japanische Wirtschaft erhöht. Schließlich ist zu erwarten, daß den Chinesen mit der Zeit auch Unterstützungen von außen her in Form von Kriegsmaterial und Gold zuteil werden, die ihre Widerstandskraft beträchtlich steigern können. Und wenn gar die Sowjetheere auf dem Plan erscheinen, die in der Außenmongolei und am Amur zum Eingriff bereitstehen?!

Die Fragezeichen könnten noch um viele vermehrt werden. Unter diesen Umständen ist es ein müßiges Beginnen, irgendwelche Voraussagen über das wahrscheinliche Ende dieses Krieges zu riskieren. Soviel ist gewiß: eine chinesische Niederlage wird eine ehrenvolle Niederlage sein, die Niederlage einer Nation, die sich im ersten Aufbruch zu einem „Neuen Leben" befand und für die grausame Härte eines Angriffes mit den Waffen des 20. Jahrhunderts nicht im geringsten gerüstet war. Und China weiß seit Jahrtausenden: „Die fremden Eroberer kommen und gehen; wir gehorchen, aber wir bleiben bestehen."

PAUL FECHTER

Gerhart Hauptmann, der Fünfundsiebzigjährige

Zum 15. November

Ein seltsames Geschick hat uns, die Generation des Expressionismus, den Jahrgang 1880, neben diesem Dichter getroffen. Als er seine ersten Erfolge erlebte, begannen wir draußen im Reich, ferne dem Zentrum, der Kämpfe aufzuhorchen; heranwachsend stießen wir mit ihm, als dem ersten zeitgenössisch modernen Autor zusammen: wir erlebten an ihm die Zeit und uns, kamen an ihm zuerst zu unserm Leben — und lösten uns, Menschen einer Generation, die gegen die vorhergehende schärfer abgesetzt war als irgendeine frühere, zuerst wieder von ihm, wandten uns unseren Göttern zu — um doch immer von neuem dem Dichter zu begegnen, der der erste unserer Jugend gewesen war. Er hatte uns die erste Berührung mit dem allgemeinen Dasein unserer Zeit gebracht: er war es, an dem wir uns zu unserem besonderen Leben und seiner Erkenntnis erhoben hatten: er mußte sich schärfere Auseinandersetzungen gefallen lassen als irgendein anderer — eben weil er so früh und unmittelbar in unsere Welt getreten war. Frank Wedekind, vom Erfolg nicht so begünstigt wie Hauptmann, wurde erst für uns aktuell, als wir schon viel weniger offen im Dasein standen: so blieb denen, die sich ihm dann als dem eigentlichen Sprecher ihrer Zeit auftaten, das Herüber und Hinüber, das Für und Wider viel mehr erspart als bei Hauptmann. Wir haben ihn zuerst geliebt, dann haben wir, eben um dieser Liebe willen, an ihm die Kritik, die Unterscheidung, die Ablösung gelernt — um, mit ihm älter werdend, doch immer von neuem zu ihm zurückzukehren. Nicht nur, weil er der Dichter unserer Jugend, sondern weil er trotz allem der Dichter unserer Lebenszeit, wenn auch nicht unserer Generation war.

Was haben wir eigentlich zuerst an Gerhart Hauptmann geliebt? Seine frühen Stücke, die wir als Schüler in die Hand bekamen, das Friedensfest, der Biberpelz, der Bahnwärter Thiel waren nicht gerade aus Elementen gebaut, die geeignet waren, die unklar romantischen Seelen östlicher Sekundaner zu beglücken. Die Familienkatastrophe der Scholzens fanden wir schrecklich, den Biberpelz ein bißchen langweilig — wir blieben hungrig. Der Bahnwärter Thiel brachte unsern an Dahn genährten Seelen auch nicht allzuviel — nur ein paarmal horchten wir auf, wenn die Kiefern über der Bahnstrecke rauschten, das weite Brausen über die Wipfel ging. Da lebte etwas aus unserem Bereich — eine erste Ahnung der Mark Brandenburg stieg auf, ein später Eichendorff-Nachhall, der uns anrührte. Er blieb, als das Theater mit den „Einsamen Menschen" die erste Bühnenberührung mit dem Schlesier brachte. Das Stück konnte uns selbst unser ausgezeichneter Germanist nicht viel näher bringen, soviel Mühe

er sich gab. Wir waren ihm dankbar, daß er – im Jahre 1897 – im deutschen Unterricht einer östlichen Mittelstadt es wagte, so viel Gegenwart hereinzulassen, daß er die Aufführung und das Drama mit uns durchsprach: wir blieben dabei, daß es eigentlich „Nervöse Menschen" heißen müßte, und daß man um solcher Dinge willen nicht in den Müggelsee gehen dürfe. Er lächelte und riet uns, erst einmal ein bißchen älter zu werden, und wenn wir an die Gespräche zwischen Johannes Vockerat und Anna Mahr dachten – und wie die Bahnhofsglocke von ferne über den Raum des weiten Müggelsees geklungen hatte, dann waren wir im stillen schon geneigt, ihm wenigstens nicht ganz unrecht zu geben. Obwohl wir es nicht wahrhaben wollten.

Aber dann kam der Tag, an dem wir doch kapitulierten. Es war wenig später, war wiederum im Theater – und es gab die „Versunkene Glocke". Zum erstenmal ging der Rausch einer strömenden Wortmusik über uns hin, riß uns mit in die Zauberwelt des Draußen und des Eros, von der die rauschenden Verse der Dichtung erzählten. „Es ist hier schön – es rauscht so fremd und voll" – das waren Klänge aus unserer Welt, und das Märchen, das hier erzählt wurde, handelte von dem Schönsten des Lebens, an dessen Toren wir selber ahnend standen. „Und ständest du nicht da, du köstlicher / mit deinem Rausch und Duft: das Zechgelag / zu dem uns Gott auf diese Welt geladen / es wäre gar zu ärmlich und, mich dünkt / du hehrer Gastfreund – schwerlich deiner würdig." Das blieb im Ohr, das trug fort und fort wie Rautendeleins Verse von dem Krönlein auf dem Hochzeitstisch: zum erstenmal spürten wir in dem Dichter die große Welle des Eros, die die Zeit trug, ließen uns, betört von seinen Worten, verzaubern in den Rausch, aus dem zuletzt die ganze Welt Gerhart Hauptmanns wuchs. Nicht Frank Wedekind war der große Erotiker der Jahrzehnte um 1900: das war Gerhart Hauptmann, und das ist er im Grunde geblieben bis heute, da aus dem jungen der alte, aus dem einst so modernen der ehrwürdig späte Klang aus einer fernen, versunkenen, schönen Welt geworden ist.

★

Dieser Rausch des Eros aber war es, über den Hauptmann zuerst in unsere Welt griff – und auf dem Weg über ihn sind wir ihm immer wieder verfallen. Wir wurden nur zu bald mißtrauisch gegen den Sonnenglockenklang des Märchendramas, das die Knaben widerstandslos mitgerissen hatte: wir lehnten uns auf – und horchten von neuem verzaubert, wenn Sidselills Lied ertönte: „Ich schlage einen weichen Harfenklang." Wir lernten unterscheiden zwischen Rausch und Dichtung; wir wurden vor dem Hannele mißtrauisch selbst gegen das Gefühl des Dichters – und verfielen ihm doch wieder, wenn neue Verse aufklangen wie die des Armen Heinrich. „Und ist ein Taucher dort hinabgetaucht / Und heil zurückgekehrt zur Oberfläche / So ist sein Lachen, wenn er wieder lacht / Lasten von Golde wert."

Wir haben uns schon damals oft gefragt, was uns denn immer wieder zu dem alten Rattenfänger hinzog, so klar wir auch seine Schwächen sahen. Wir sind Wege gegangen, auf denen wir ihm nicht mehr begegneten, haben ihn zuweilen

lange vergessen – und auf einmal taucht ein Wort, ein Klang auf, und die alte Verzauberung ist wieder da. Zum Teil ist's wohl die Bindung der Jugend, Nachhall der Zeit, in der zuerst Dichtung der eigenen Welt mitriß bis zu Tränen der Beglückung; zum andern ist es, daß in diesem Dichter mehr vom Glück des Lebens aus der Welt des Eros lebendig war und ist als in irgendeinem anderen. Frank Wedekind sang das harte Lied der Einsamkeit, das aus dem Grauen des Sexus wächst; Hauptmann trug der panische Glaube an die Welt des Eros bis in seine späten Jahre. Der Dreißigjährige schrieb das Wort des Kollegen Crampton: „Ihr liebt ja wie die Gorillas"; der Sechzigjährige ließ im Ketzer von Soana noch einmal den alten Frühlingstraum vom Leben nur aus der Gemeinsamkeit des Natürlichen aufrauschen. Das Alter kam; dieser Klang blieb dem glücklichen Dichter – Sinn des Lebens und Grundklang allen Daseins für ihn. Er hat dem Leben einmal von diesem seinem eigensten Gefühl her eine Deutung gegeben – in seinem schönsten Werk, dem Märchen um die Gestalt der kleinen Pippa. Da stehen sie alle nebeneinander, die unmündigen Schüler der Liebe, die ungeschickt und blind nach dem Wunderschiffchen in das Land der Sehnsucht tasten; aber nur einer weiß von den wirklichen Wundern des ewigen Traums – und ihm entgleitet das zierliche Kind: die Elemente sind stärker als die Weisheit des Alters. Dem Wissenden fehlt zuletzt der Partner auf der Seite des Lebens.

*

In diesem Glashüttenmärchen hat Gerhart Hauptmann selbst die Antwort auf die Frage gegeben, was wir zuerst und damit immer an ihm geliebt haben. Es war wohl dies, daß er von den letzten Dingen der irdischen Welt mehr gewußt und bekannt hat als ein anderer neben ihm. Es gab stärkere, größere Dichter: es gab kaum einen, der so wie er eigentlich immer aus einer Welt der Sehnsucht nach dem andern geschaffen hat. Andere waren dem Geist, dem Willen näher verbunden als er: das Leben aus dem Sein, das Panische hat in ihm eine Stimme gefunden, ist in seinem Werk Klang geworden. Dieser Klang gehörte zu unserer Zeit: so grüßen wir den Fünfundsiebzigjährigen, der unser ganzes Leben begleitet hat – und heute noch wie einst dem tiefen, dunklen Brausen dieses Klangs lauscht und ihm, wenn es die Gnade will, immer neue Formen und Worte leiht.

PAUL BAUER

Die Bezwingung des Siniolchu

Neben der gewaltigen Masse des Kangchendzönga – der übrigens lange Zeit für den höchsten Berg der Erde gehalten wurde – verschwinden zunächst die Berge, die in seinem Gefolge stehen, der Jannu, der Kabru, der Pandim und all die anderen. Wer sich aber einmal in das unvergleichliche Bild vertieft, das diese Kette von Darjeeling aus bietet, der wird bald gefesselt durch die Eispyramide des Siniolchu, der weit östlich des Kangchendzöngamassivs über die schwarze Zackenkrone der Vorberge herüberschaut. Der erste Blick schon, selbst aus dieser großen Entfernung von 73 km Luftlinie, nimmt den Beschauer gefangen und läßt ihn ahnen, daß hier ein Berg steht, der nicht seinesgleichen hat auf der ganzen Erde.

Im Jahre 1929, als ich mit acht Kameraden, die erste deutsche Himalajamannschaft, zum erstenmal zum Zemugletscher kam, bestaunten wir ihn und kamen aus dem Staunen und Betrachten nicht heraus. Keinem von uns neun Bergsteigern kam der Gedanke, man könne diesen Berg, der kühn und spitz wie ein gotisches Münster aufragt, ersteigen. In unserem Herzen nahm sein Bild einen ganz besonderen Platz ein und unsere Bergsteigerwünsche, die vor keinem anderen Berg je zauderten, traten vor ihm zurück. Wir fühlten, gleich dem weitgereisten Freshfield:

„Allmacht wohnt auf seinem Gipfel in ewiger Ruhe,
abgeschieden, hoheitsvoll und unzugänglich."

Als wir Deutschen zum zweitenmal zum Kantsch zogen (1931), war uns der Siniolchu immer noch das Sinnbild des Unzugänglichen, aber ganz leise wagte sich allmählich doch ein anderer Gedanke hervor; insgeheim betrachtete der eine oder andere den Berg genauer und suchte in seinen Wänden und Graten nach Stellen, wo der menschliche Fuß Halt finden kann. Ausgesprochen wurde es nicht, denn wir standen alle zu sehr im Banne dieses Berges, der Geist einzelner aber arbeitete schon daran, einen Weg zu finden.

Von der Höhe des Nordostspornes am Kantsch, als der Siniolchu schon unter uns lag, sahen wir, daß der mittlere Teil des Westgrates wahrscheinlich begangen werden könnte, und der Gedanke, auf diesem Grad einmal zu stehen, ließ manchen von uns nicht mehr los.

Bei den Vorbereitungen für die Fahrt nach Sikkim, im Jahre 1936, wurde dieser Gedanke zwischen Wien, der 1931 auch mit am Kantsch gewesen war, und mir zum ersten Male laut. Wir tauschten unsere Beobachtungen aus und begeisterten uns an der Idee, diesen schönsten und kühnsten aller Berge – das Sinnbild der Unbezwinglichkeit selbst – zu bezwingen. Wir arbeiteten an diesem Plan bis in alle Einzelheiten, wir deckten ihn jedoch nicht auf, denn er war zu kühn, und wir wußten genau, daß fast alle, die den Berg gesehen hatten – auch

unsere eigenen Kameraden – diesen Plan von vornherein für undurchführbar halten würden. Das geheime, von uns vieren, Wien, Göttner, Hepp und mir, um so heißer begehrte Ziel unserer Fahrt, wurde aber doch der Siniolchu, wobei wir freilich noch keineswegs wußten, ob wir mit unseren Versuchen über das Allererste hinauskommen würden.

Wir hatten daher für unsere Fahrt im Jahre 1936 eine Reihe von kleineren Unternehmungen im Umkreis des Kantsch bis in alle Einzelheiten vorbereitet. Trotzdem stellten wir sie alle zurück, als wir einmal am Fuße des Siniolchu angekommen waren, und beschlossen sofort, solange unsere Kräfte noch frisch und unverbraucht waren, den ersten Versuch auf den Siniolchu zu unternehmen.

*

Wenn die Sonne scheint und der Erfolg den Schritt beflügelt, ist es nicht schwer, ein guter Kamerad und Gefährte zu sein. Uns hat die Sonne meist nur wenige Stunden am Tag beglückt, es gab ganze Wochen, in denen wir sie nie gesehen haben. Tagelang waren wir in Regen und Schneetreiben dahingegangen oder einer mußte durch tiefen Schnee die Spur voraustreten für die anderen. Von all den vielen Plänen, die wir uns zurechtgelegt hatten, waren die meisten jetzt schon undurchführbar geworden, und keine der Unternehmungen, die wir bisher im Gebiet des Zemugletschers unternommen hatten, war uns vollständig geglückt.

Nur wenige Mannschaften hätten dieses Maß von schlechtem Wetter und Mißglücken wohlvorbereiteter Pläne ertragen. Göttner, Hepp und Wien waren aber so prächtige Charaktere, daß uns diese Mißhelligkeiten nur noch fester zusammenschweißten. Es hatte in all diesen Tagen, die wir nun zusammen bereits am Zemugletscher verbracht hatten, jeder dem anderen oft bewiesen, daß er verstehen, Rücksicht nehmen, wortlos helfen und auch wortlos einmal etwas übersehen kann, so daß wir zu einer Gemeinschaft geworden waren, wie sie nur in ganz seltenen Fällen einmal im Leben zusammenkommt.

Am 17. regnete es endlich nicht mehr, die Sonne kam und trocknete uns, wir beschlossen, sofort den Siniolchu anzupacken. Wir hatten es schon überlegt, wie es auch mit nur zwei Trägern im äußersten Falle gehen kann. Wir hatten ja nicht mehr Leute zur Verfügung, es waren uns nur die beiden Sherpas, Nima und Mingma, geblieben. Sie waren allerdings prächtige Burschen, die bis ans Ende der Welt unverzagt und treu mit uns gegangen wären. Mingma war jung, lustig und frech, um ein gutes Stück zu frech für die Gefahren, die die Berge bieten. Nima war älter, er war 1929 schon mit mir am Kantsch. Er war ungemein leistungsfähig, trotz seiner kleinen Gestalt und seiner zierlichen Händchen; er war vor allem sehr intelligent, erkannte die Gefahren sofort, war aber von einer ganz unerschütterlichen Ruhe und Sicherheit, tapfer und unerschrocken, und dabei erfahren mit Steigeisen, Pickel und Seil wie einer der besten Bergführer – beide ruhen sie nun mit ihren Herren im Eis des Nanga Parbat –.

Diese beiden Träger zählten für vier; mit ihrer Hilfe würden wir den Siniolchu wohl angehen können. Am nächsten Tag holten Göttner und Hepp mit

Nima die Lasten, die wir auf der Flucht vor dem Schneesturm am Nepal-Gap-Gletscher hatten zurücklassen müssen. Wien ging mit Mingma hinüber auf den Siniolchugletscher, um eine Last Lebensmittel bereits möglichst weit hinaufzutragen.

19. September 1936. Aufbruch zum Siniolchu. Wieder einmal stolpern wir quer über den Zemugletscher, auf und ab, bald rechts, bald links ausbiegend vor den Kesseln und Schluchten in diesem Meer von Gesteinstrümmern. Aber diesmal sehen wir zum erstenmal etwas, zum erstenmal ist kein Regen und kein Nebel. Schnell kommen Mingma und Nina nach, trotz ihrer schweren Lasten. Wir sind bald auf der Moräne des Siniolchugletschers, biwakieren dort, wo der Schnee beginnt, in einem Tälchen zwischen der Moräne und den östlichen Bergen. Wir sind einigermaßen in Sorge um das Wetter; denn es ist etwas wärmer geworden, und wir brauchen doch so dringend notwendig die Kälte, damit der Schnee trägt.

20. September 1936. Mit dem ersten Licht sind wir bereits unterwegs. Wir brechen, obgleich die Sonne noch nicht da ist, zwischen den Blöcken tief in den Schnee ein. Es ist unglaublich, wie langsam man mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken vorwärts kommt, wenn man bei jedem Schritt bis zum Knie oder darüber im Harscht einbricht. Wie die Sonne höher kommt, wird es noch schlimmer, es kommt die Hitze und Strahlung dazu. Um die Mittagszeit müssen wir einhalten. Wir schlagen ein Lager und hoffen, daß der Schnee morgen besser wird. Vereinzelte Lawinen gehen noch in den Wänden hernieder, im großen ganzen aber sind die Neuschneelawinen der letzten großen Schneefälle schon alle herabgegangen. Wir müssen morgen über den ersten und zweiten Gletscherbruch hinaufkommen. Gewitzigt durch die Erfahrungen von heute, treten wir am Nachmittag in den weichen Firn eine Spur über den ersten Gletscherbruch hinauf, in der wir morgen früh dann hoffen, mühelos ansteigen zu können. Wien und Göttner sind am besten in Form. Sie übernehmen diese Aufgabe.

21. September 1936. Noch in der Nacht wird das Lager abgebrochen, und beim ersten Dämmerschein des Tages, um 4.45 Uhr, brechen wir auf. In der vorgetretenen Spur kommen wir rasch und fast mühelos über den ersten Gletscherbruch hinauf. Hoch ragt zur Linken der Gipfel des Siniolchu in den Himmel, ein phantastisches Bild im Morgengrauen. Doch es ist nicht allzuviel Zeit, um sich in dieses Bild und das Heraufkommen des Morgens in der einzigartigen Umgebung zu vertiefen. Wir müssen heute auch den zweiten Gletscherbruch noch überwinden, wenn es uns gelingen soll, den Siniolchu mit dem geringen Vorrat an Lebensmitteln und Brennstoff zu erreichen. Die Sachen, die wir auf dem Plateau am Fuße des Siniolchu zurückgelassen haben, sind nicht zu finden gewesen, wir haben die Stelle zwar gefunden und abgesucht, aber wir konnten nicht tief genug in den Schnee hineingelangen. Die Schneedecke ist, seit wir bei unserem letzten Versuch genau vor einem Monat hier waren, um gut 2 m gewachsen, ein deutlicher Beweis, was für gewaltige Schneemengen während des Monsums im Sommer auf den Gletschern im Sikkim abgelagert werden.

Wir stapfen über den ebenen Gletscher und beneiden den Wastl, weil er nicht

einbricht. Der Gletscherbruch, der vor uns steht, ist steil, und wir sind uns noch nicht klar darüber, wie wir durch ihn hindurchkommen werden. Wien und Göttner gehen voraus und suchen den Weg, Hepp und ich bringen die Träger nach. Zweimal müssen wir die Träger und die Lasten aufseilen; eine schwere Arbeit bei den Gewichten, die wir mitschleppen. Dann langen wir, die Träger erschöpft und die anderen reichlich müde, auf dem höchsten kleinen Gletscherplateau an, unmittelbar unter der senkrechten Ostwand des kleinen Siniolchu. Jetzt erst sehen wir in die Eisgasse hinein, durch die wir hinaufsteigen müssen zum Siniolchu. Sie ist etwa 300—400 m hoch, unglaublich steil, zu vergleichen etwa mit der Nordwand der Dent' d'Herens. Hier müssen die Träger nun morgen zurückbleiben. Wir werden, mit ganz leichtem Gepäck, Zdarskysack und einem kleinen Metabrenner ausgerüstet, einsteigen.

22. September 1936. Der Morgen ist klar, so recht für einen Angriff auf den Siniolchu geeignet. Der Schnee ist hart. Gegen 5.45 Uhr sind wir fertig, — auch mit dem letzten warmen Essen für die nächsten Tage, und stapfen hinauf. Sowie wir in den nordseitigen Winkel ganz hineingekommen sind, wird der Schnee tief und pulvrig, aber er ist nicht lawinengefährlich. Göttner, als erster, geht kühn die steile Stelle, wo das Eis nur von einer dünnen Pulverschicht bedeckt ist, ohne Stufen hinauf, oft die beste Weise, um eine derartige Stelle zu überwinden; wir sind vorsichtiger und schlagen Stufen. Es ist alles auch schon mehr abgerutscht, wie wir an diese Stelle kommen, dann beginnt ein unsicherer Quergang um einen Eisturm herum, und nun beginnt ein tiefes Spuren im grundlosen Pulverschnee. Alle 20 m müssen wir Atem schöpfen, schließlich aber haben wir diese Abstürze doch überwunden.

Wir stehen nun schon nahe unter der Scharte, halten es aber nicht für ratsam, unmittelbar zu ihr aufzusteigen; denn es ist wie eine sehr steile Rillenfirnwand. Wir queren auf schmalen Terrassen bald nach links, bald ein Stückchen nach rechts, und gewinnen so an Höhe. Wien geht mit einer kleinen Lawine ab, aber man sah von vornherein, daß es nicht sehr gefährlich werden kann. Dann endlich können wir durch die Wächte auf den Grat hinaufsteigen. Wir machen Rast, und da ist auch schon der Wastl bei uns. Es ist unerklärlich, wie der Hund über diese steilen Eiswände hinaufgekommen ist. Wir haben ihn am Beginn der Eisgasse zurückgejagt, aber er scheint uns nun in angemessener Entfernung unbeachtet gefolgt zu sein. Nun müssen wir ihn wohl oder übel mitnehmen. Wir sind etwas bange um ihn, denn der Grat ist sehr steil, stark überwächtet und gefährlich. An der steilsten Stelle des Grates, die fast senkrecht — mit mindestens 70 Grad Neigung — ansetzt, hoffen wir, daß er zurückbleibt und in der Spur zu den Zelten zurückgeht. Aber Wastl weiß sich sehr geschickt mit den Vorderpfoten in den Stufen festzuhalten und kommt uns so tatsächlich auch über diese Stelle hinauf nach.

Das behutsame Gehen auf dem scharfen Wächtengrat erfordert Zeit. Als wir unter der Wächte des Vorgipfels stehen, beginnt die Nacht hereinzubrechen, und wir richten uns dort ein. In einem klaffenden Riß, der unter der Wächte entlang zieht, stampfen wir uns eine Stelle zurecht und hüllen uns in unsere beiden

Mahlzeit im Hauptlager (4500 m) (von links: Bauer, Göttner, Wien)

Zdarskysäcke, Wien und Göttner in den einen, Hepp und ich in den anderen. Zwischen uns steht der kleine Metakocher, und wir bereiten uns noch eine warme Flüssigkeit, sorgfältig den Wind von der kleinen Flamme abhaltend. Tausende von Metern geht es auf beiden Seiten hinab. Die Abstürze zum Passanramtal im Süden sind noch steiler und noch tiefer als die im Norden hinab zum Siniolchugletscher. Unbeschreiblich ist die Größe dieser Nacht, vor allem gewaltig der Kantsch mit seiner überirdischen Höhe. Dort steht der Nordostsporn zum Kangchendzönga hinauf, über den wir uns 1929 und 1931 in Wochen und Monaten emporgekämpft haben. Der Kangchendzönga steht unglaublich hoch über allen anderen Bergen. Auch in der Tiefe der Nacht, als alles Licht verschwunden ist, zieht seine Gestalt immer noch den Blick auf sich.

Die Nacht ist kühl, der Wind kommt von Nordosten her. Er trifft mich, als den linken Flügelmann, am meisten. Zwischen Wachen, Frieren und Schlafen kommen und gehen die Gedanken, die weit umherschweifen und losgelöst sind von Ort und Zeit.

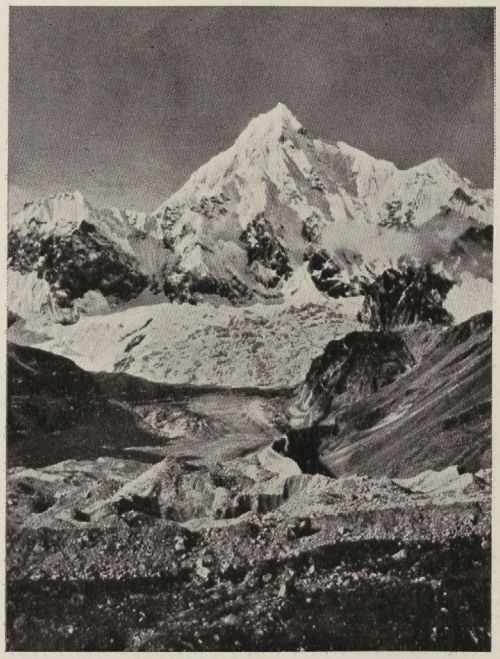
Um 5 Uhr beginnt es zu tagen, der Kantsch bekommt das erste Licht. Wir machen uns fertig, schütteln die Schwere der Nacht aus den Gliedern. Schnell sind wir dann auf dem Vorgipfel, denn die Wächte hatten Wien und Göttner bereits am Abend vorher durchschlagen, während wir den Biwakplatz bereiteten. Die Wächten am Vorgipfel hängen an einzelnen Stellen 6 m weit über. Wir müssen uns zwischen der Steilheit der Abstürze in das Passanramtal und der

Gefahr eines Wächtenabbruches hindurchlavieren und kommen, freilich nach Stunden erst, in die Scharte jenseits des Vorgipfels.

Es ist 8 Uhr geworden. Zum Gipfel des Siniolchu sind es noch gut 450 m Steigung und wohl 1 km horizontale Entfernung und dazu ein sehr schwerer, steiler Grat.

Es wird uns klar, daß wir den Gipfel wahrscheinlich nicht mehr erreichen werden, wenn wir in der bisherigen Weise weiter vorrücken. Von hier aus muß eine Seilschaft, und zwar die beste, ohne Gepäck, einen raschen Angriff auf den Gipfel machen. Die anderen müssen auf den Gipfel verzichten und sich hier bereithalten, um mit der Biwakausrüstung und den Lebensmitteln nachzukommen, wenn es den anderen nicht gelingt, rechtzeitig zurückzukehren.

Wir beide, Hepp und ich, blieben zurück. Göttner und Wien waren am besten in Form. Sie packten den großen Aufschwung an, der unmittelbar nach der Scharte folgt. Es verging viel Zeit, bis sie ihn überwunden hatten. Das letzte Stück sah ungemein ausgesetzt und gefährlich aus; dann entschwanden sie unseren Blicken. Erst kurz vor 12 Uhr wurden sie wieder sichtbar auf dem Gratstück, das am Fuße der Gipfelwand endet. Und dann sahen wir sie in die Gipfelwand einsteigen, ein aufregendes Schauspiel. Wir erlebten es mit ihnen, wie der Schnee haltlos und gefährlich in der steilen Wand liegt, wie die glatten Felsen sie mitten in die Wand hineindrängen. Wir atmen auf, wie sie das feine Grätchen links wieder gewonnen haben und verfolgen es dann doppelt gespannt mit angehaltenem Atem, wie sie von diesem Grätchen durch die Spitze des Gipfeldreiecks wieder hinüberqueren müssen zu einer südöstlich gelegenen Gratrippe. Der erste kommt glücklich dort an; endlich ist es ihm gelungen, einen Spalt in die Wächte zu schlagen. Wir sehen den blauen Himmel durch diesen Spalt hindurchschimmern, dann schwingt sich der erste hinauf auf die Wächte, und damit ist der Gipfel gewonnen. In wenigen Minuten ist der zweite Mann nachgekommen, und einige Minuten später stehen sie auf dem Gipfel. Wien schildert diese denkwürdigen Stunden in seinem Tagebuch folgendermaßen:



Siniolchu (6891 m)
Vom Moränenwall beim Hauptlager aus gesehen

Der Siniolchu mit seinem langen Südgrat
Vom nördlichen Kasturi-Gletscher aus gesehen (Osten)

„Nach der Scharte kommt eine schwierige Stelle, ein 60-Meter-Abbruch, sehr steil, der uns viel Zeit kosten wird. Göttner und ich packen ihn an, wir hatten ausgemacht, daß ich bis zu einem kleinen Absatz führen soll und Göttner dann bis über die Wächte. Mein Teil bis zu dem Absatz entpuppt sich aber als sehr harmlos, eine Spurarbeit in gut tretbarem, tiefem Schnee. Nahezu zwei Seillängen mußte dann Adi in sehr schwerem, steilem Firn hinauf, doch ließen sich leicht gute und feste Stufen treten. Das Schwerste waren die letzten 10 m über dem Grat und der Durchstieg durch die Wächte. Hier mußten die einzelnen Tritte fest ausgebaut werden, denn rechts und links brach der Grat steil ab, im obersten Teil der Zemuseite senkrecht; doch war er breit genug, daß man sich Tritte zurechtbauen konnte.

Der Durchstieg durch die Wächte erforderte noch eine Menge Hackarbeit, dann konnte sich Adi zum Turmgipfel hinaufschwingen. 50 Minuten hat uns dieser Abbruch gekostet. Ich folgte, fand nach dem Durchstieg aber keinen Platz und keine Möglichkeit, um an Adi vorbeizukommen, so unglaublich scharf lief der Grat weiter. Dazu kommt eine Ausgesetztheit, wie ich sie noch an keinem Eisgrat der Alpen gesehen habe. Die Passanramabstürze — auf dieser Seite muß man sich halten, um die überhängenden Wächten zu vermeiden — sind überhaupt das Steilste und Wildeste, was ich kenne, und die Zemuseite ist, sobald man das Gipfelmassiv erreicht, nicht geringer an Steilheit. Zwei oder drei Seillängen

Die Nordabstürze der Siniolchunadel tauchen aus dem Nebel auf. Vom Lager über dem Zumtu-Tale aus gesehen.

arbeiten wir uns hier noch vorsichtig sichernd vor, dann erlaubt uns die Erfahrung, die wir hier nun schon erworben haben, wieder gleichzeitig zu gehen.

Der Grat löst sich bald in größere Terrassen auf, die in Absätzen und steil hinaufführen. Hier liegt wieder Pulverschnee. Obgleich wir aber bis über die Knöchel spuren müssen, kommen wir ganz flott vorwärts. Zum Gipfelmassiv führt eine breite, leicht geneigte Terrasse und daneben ein langes, überwächtetes Gratstück hin. Wir haben uns zu entscheiden, ob wir auf der Terrasse oder über den Grat gehen wollen. Der Grat führt schon ein Stück weit hinauf in den Gipfelhang selbst hinein. So entscheiden wir uns dafür, ihn zu verfolgen. Der Grat ist sehr scharf und überwächtet, ein Stück der Wächte hängt nach der Passanramseite über, während sonst die Wächten stets nach Norden hinausragen. Bis wir auf ihn hinaufkommen, gibt es noch viel zu spuren. Als wir an seinem Anfang stehen und tiefer Schnee uns empfängt, ist der Gipfelhang noch weit. Da er wegen des gänzlich fehlenden Maßstabes auch sehr hoch und in der Aufsicht noch steiler aussieht, befällt uns etwas Kleinmut. Da hilft nur mechanisches Weitermachen; jeder spurt eine Seillänge; am tiefsten Punkt des Grates eine Rast mit Erfrischungen; dann spuren bis zum Ende des Grates; nun sieht der Gipfelhang aus der Nähe kurz und harmlos aus. ‚Den hama, Adi!' — ‚Jawoi, Karlo, da feit se nix!'

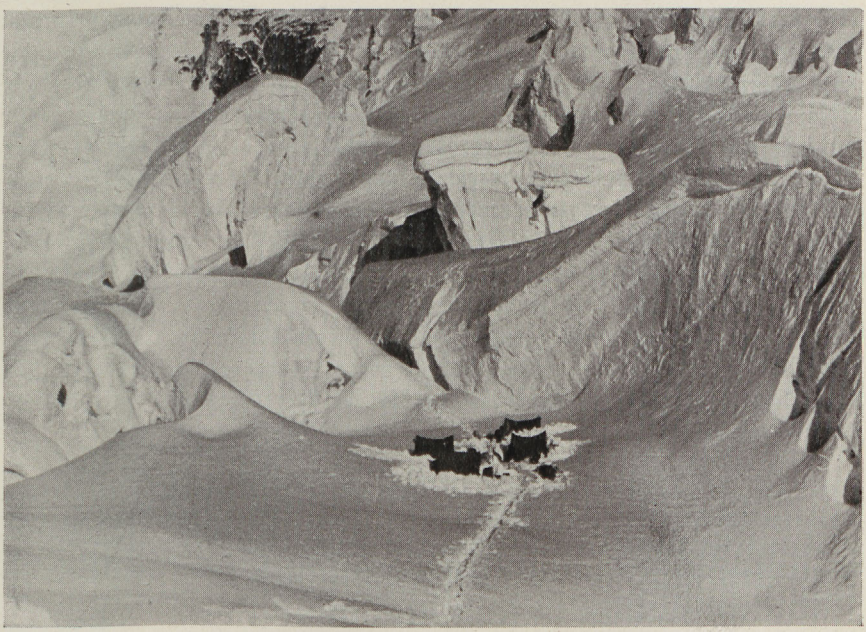
Es ist 12 Uhr, als wir in den steilen verfirnten Hang einsteigen. Wir behalten unsere Ordnung, daß jeder eine Seillänge vorausgeht, bei. Adi steigt zuerst ein, es lassen sich Stufen treten. Bei einem Versuch aber, eine Rippe rechts zu gewinnen, kommt er zu Schnee, der auf Felsen liegt. Ich steige in der Rinne nun weiter, über ihn hinaus, und so kommt auch er wieder auf sicheren Grund. Die dritte Seillänge führt uns bis unter den großen Felsen, die vierte in peinlicher Querung in dünner Firnauflage über Eis unter ihm durch und die fünfte bald wieder in sehr steilem Firn zu einer Art Firnkegel über den Felsen.

Nun gewinnen wir ein Firngrätchen, das bis unter die Gipfelwächte leitet.

Eine etwas verlängerte Seillänge fällt mir zu. Adi bleibt die Stelle vorbehalten, wo eine Querung nach rechts beginnt zu einer Stelle, wo ein Wächtendurchstieg möglich erscheint. Die Querung über den unheimlich steilen Hang ist peinlich, es liegt Pulverschnee auf Eis und aus einem schlechten Stand heraus muß die Wächte durchhackt werden. Doch kann sich Adi bald am Pickel hinaufziehen. Ich folge, und an ihm vorbei betrete ich den unheimlich steilen Südhang, der zum Gipfel hinaufführt und in die Gipfelwächten übergeht. An einer achten Seillänge geht's über den steilen, aber harten Firn hinauf. Die erste Erhebung, die vom Aufstieg aus immer als der schneidige Gipfel erschien, bleibt links liegen, über eine zweite Erhebung geht es hinweg, der höchste Punkt, eine weitüberhängende Wächte, ist nicht zu betreten.

Was uns hier umgibt, ist das Wildeste vom wilden Teil des Himalaja, der rillendurchfurchte Südgrat, die unglaublichen Nordabstürze, steilstes Eis auf unheimlich glatten Felsen, dazu der steile und ausgesetzte Platz, auf dem wir stehen. Die Eindrücke dieser Wildheit sind ungeheuer. Wir tauschen einen Jodler mit unseren Freunden unten in der Scharte, das Hakenkreuz und der englische Wimpel wird am Pickel befestigt und durch die Luft geschwenkt, ein Händedruck, und dann geht es schleunigst wieder hinunter. Die Sonne wendet und scheint nun gerade in die Spur am Gipfelhang hinein, wir müssen hinunter, bevor alles erweicht.

Um 14 Uhr durchsteigen wir im Abstieg wieder die Wächte, zwei Seillängen



Das berüchtigte Lager II

an dem großen Felsen vorbei erheischen peinliche Vorsicht, doch sind wir in weniger als anderthalb Stunden am Beginn des Grates angelangt. Hier gibt es eine kurze Rast; das Wolkenmeer hat sich nun gleichmäßig gehoben, nur die höchsten Spitzen schauen noch heraus. Am schönsten ist wieder der Kantsch im Gegenlicht. Als wir den Gipfelhang hinter uns haben, sehen wir Bauer und Hepp ihren Platz in der Scharte verlassen und über den Vorgipfel absteigen. Wir gehen genau in der Spur zurück. Soweit die Gratstücke mit ihren Hängen nach Westen schauen, ist der Schnee weich und pappig, bildet Stollen an den Füßen und verlangt Vorsicht. Der 60-Meter-Abbruch ist ganz gut im Abstieg, in dem Steilhang sind gute Stufen getreten. Wie groß ist unsere Freude, als wir eine gefüllte Wasserflasche auf der Scharte vorfinden, die die Freunde hier mit dem Kleppermantel geschmolzen und uns zurückgelassen haben.

Es ist 17 Uhr. Auch der Weg über den Vorgipfel ist nun leicht, da die Freunde die Stufen sorgfältig für uns getreten haben, solange der Schnee weich war. Nun ist er hart und wir können mehr auf die herrliche Umgebung achten, als auf den Weg, vor allem auf den Kantsch und auf die phantastischen roten Wolken im Süden. Ziemlich genau auf den Tag sind wir vor fünf Jahren am Sporngipfel des Kangchendzönga umgekehrt. Um 18 Uhr, gerade als die Nacht hereinbricht, sind wir am Biwakplatz angelangt. Auch die zweite Nacht ist klar, doch die übermüdeten Glieder sind nicht einverstanden mit der zusammengekauerten Zwangslage im Zeltsack, es ist ein langes Warten, bis es Tag wird."

Trotz Kälte, Müdigkeit und Hunger war es eine wundervolle, glückliche Stimmung, die uns erfüllte. Wie war es doch gewesen, als wir diesen Berg zum erstenmal sahen. Vor acht Jahren, als die erste Nacht, die wir drunten in dem Moränentälchen am Zemugletscher verbrachten, gewichen war, erschien denen, die beim Tagesgrauen zum Bach hinuntergingen, über dem hohen Moränenwall ein Gebilde, überirdisch anmutend wie die höchste, von Geistern fern in den Äther hineingebaute Zinne einer Gralsburg. Wir standen gebannt in der jungfräulichen Stille des Hochgebirgsmorgens, es wurde uns bewußt, daß wir inmitten weiter, unberührter Räume eines geheimnisvollen Landes stehen und es schien uns für Minuten, als ob wirklich das Übersinnliche dort Gestalt angenommen habe. Etwas von dem, was wir suchen und ersehnen und doch nur ahnen und nicht voll erfassen können, schien hier in reinster Klarheit verkörpert zu sein. So stand dieser Berg auch heute noch vor uns; daß wir seinen Gipfel erreicht hatten, erschien uns wie eine Gnade, erfüllte uns mit Glück — und was wir dabei gesehen und erlebt, es vertiefte die Ehrfurcht, die wir vor der Natur und ihren Schöpfungen empfinden.

Erstdruck aus dem im Verlage Knorr & Hirth, G. m. b. H., München, demnächst erscheinenden Werke: „Auf Kundfahrt im Himalaja", herausgegeben von Paul Bauer, nach den Tagebüchern von Hartmann, Pfeffer, Hepp, Frankhauser und Wien, mit Bauers Bericht über die Bergungsfahrt im Sommer 1937. Mit 70 Abbildungen und mehreren Karten.

OTTO HEUSCHELE

Große Soldaten als Meister des Wortes

Es wäre ein Irrtum, die Leistung unserer großen Soldaten an anderer Stelle suchen zu wollen als in erster Linie auf dem ihnen eigenen Felde der Tat, sei es nun die Tat des Schlachten und Feldzüge entscheidenden Feldherrn oder die Leistung des soldatischen Organisators und Erziehers. Wenn wir trotzdem hier den Versuch machen, unsere großen Soldaten als Meister des Wortes zu betrachten, so darum, weil wir erkannt haben, daß viele von ihnen den Weg zur Sprache fanden und dabei eine eigenpersönliche, sprachschöpferische Kraft bewährten, durch die sie im weitesten Sinne stilbildend und damit erzieherisch wirkten. Denn wer immer sich der Sprache bedient, wirkt formend und bildend, wobei daran erinnert werden muß, daß es umgekehrt auch die Sprache ist, die die Menschen, die sich ihrer bedienen, bildet, wie das schon Fichte bemerkte, als er in der vierten seiner Reden an die deutsche Nation sagte, daß „weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen". Ähnliche Gedanken hat Paul Fechter an dieser Stelle in seinem bedeutsamen Aufsatz „Dämon Sprache" berührt. Wenn er dort sagt: „Daß die Sprache je länger desto mehr ein Menschen und Schicksale bestimmender Faktor des Lebens geworden ist, für alle und nicht nur für die, die beruflich im Umgang mit Worten stehen, ist noch kaum näher untersucht worden", so führt uns dieser Satz mitten in unseren Versuch hinein, der zeigen will, wie die Sprache der deutschen Soldaten nicht nur eine eigene, also aus der typisch deutschen soldatischen Haltung herausgewachsene Sprache ist, sondern wie sie eben vermöge ihrer besonderen Artung ins Leben der Nation wirkte.

*

Das deutsche soldatische Schrifttum, in dem sich diese Sprache bewährt, ist kaum übersehbar. Es reicht, geschichtlich gesehen, von den ersten Dienstvorschriften und Kriegsartikeln des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu den großen Werken, in denen Soldaten dieser Gegenwart Bekenntnis ablegen. Befehle, Ansprachen, Denkschriften von Feldherren und Offizieren gehören diesem Schrifttum ebenso an wie die umfangreichen Werke, in denen Soldaten über das Wesen ihres Berufes, des Krieges und der Kriegführung schrieben; die Darstellung und Schilderung von Feldzügen und Schlachten, von soldatischen Persönlichkeiten ebenso wie die Denkwürdigkeiten und Briefe derer, die als Soldaten lebten und wirkten. Überblicken wir dieses Schrifttum, so spüren wir unmittelbar eine Verwandtschaft aller dieser Äußerungen. So groß der Unterschied zwischen einer Regimentsordre Friedrich Wilhelms I. und den Aufsätzen oder Studien eines Moltke oder Schlieffen ist, so sehr empfindet doch der, der aus

der Sprache auf das Wesen dessen, der sie spricht, zu schließen vermag, eine Verwandtschaft, deren Grundlage die soldatische Haltung ist, die sich hier in Gang und Fügung der Sprache äußert.

Greifen wir zu der unvergeßlichen Ansprache Friedrichs des Großen vor der Schlacht bei Leuthen, so erfahren wir, wie nie zuvor und nur selten hernach, Eigenart und Kraft dieser Sprache. Seine Worte, ausgesprochen in einer Stunde entscheidenden Schicksals, emporgestiegen aus der Tiefe einer von Leid gestählten, aber nicht gebrochenen Seele, geformt von einem großen Charakter, haben den ehernen Klang der Schlacht vorweggenommen. Sie beschwören die Männer, sie flößen ihnen Kraft und Glauben ein, sie mahnen und befehlen, sie fordern und erheben, aber sie drohen und vernichten auch. Sie schaffen einen geistigen Raum. Mit diesen kurzen Sätzen, in denen jedes Wort notwendig ist, hat sich Friedrich der Große eine Art Selbstbildnis in der Sprache geschaffen, in ihnen ist aber auch Wesen und Sendung des deutschen Soldatentums umschlossen. Der Rhythmus seiner Sprache, der Klang und Ton seiner schlichten, aber von ungeheurer Kraft erfüllten Worte klingt weiter durch die Sprache der deutschen Soldaten bis in diese Gegenwart.

Nun ist aber die Sprache nicht etwas, das man übernehmen kann, um es zu besitzen und zu benützen. Man übernimmt die Sprache und wird schon von ihr geformt oder aber man formt sie selbst nach dem eigenen Willen. Sprache ist eine Lebensmacht, deren Gewalt unübersehbar ist. Das gilt nicht zuletzt von d e r Sprache, die berufen ist, stellvertretend für Taten und Handlungen zu stehen: der Sprache der Soldaten.

*

Daß das eigentliche Schrifttum der deutschen Soldaten im Zeitalter des deutschen Geistes, das Klassik, Romantik und Idealismus umschließt, beginnt, ist kein Zufall, sondern eine jener Notwendigkeiten, die das deutsche Schicksal bestimmten. Es ist bekannt, wie stark die großen Soldaten Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz und Boyen dem deutschen Geiste verpflichtet sind. Die inneren Beziehungen dieser Männer der Tat zu den Männern des Geistes wurden wiederholt dargestellt. Die geistigen und sittlichen Kräfte, die aus dieser Berührung in die Welt des deutschen Soldatentums eindrangen und diese Welt bestimmten, können nicht hoch genug gewertet werden. Wichtiger aber als diese Tatsache des Kräfteaustausches ist die der charakterlichen Formung, die die Soldaten durch den Umgang mit dieser Geisteswelt fanden. Dieses charakterliche Moment aber ist der wichtigste Faktor der Sprachbildung. Denn Sprache bildet sich nicht aus dem Geiste derer, die sich ihrer bedienen, sondern formt sich aus ihrem Charakter. Man hat, und dies mit Recht, darauf hingewiesen, wie sehr die Sprache dieser Soldaten der Sprache der Klassik oder Romantik verwandt ist. Aber durch die Feststellung einer solchen Verwandtschaft wird ihre eigentümliche Kraft und Macht noch keineswegs erklärt. Diese klassisch-sprechenden und -schreibenden preußischen Offiziere sind zwar ohne die Sprache der zeitgenössischen Dichter und Geistesführer nicht denkbar, ebensowenig aber ist ihre Sprache denkbar ohne ihre menschliche und charakterliche Haltung, ohne die Arbeit, die sie an sich selbst

leisteten. Die Sprache der Soldaten ist durch diese Arbeit erst ihre eigene Schöpfung geworden.

Scharnhorst selbst hat nur wenige bedeutende Schriften hinterlassen, aber er war es, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit Clausewitz zu dem großen Erzieher und Präger des deutschen soldatischen Geistes und der diesen Geist tragenden und verkündenden Sprache machte. Immer wieder haben sich große Soldaten seitdem dankbar zu Clausewitz als ihrem Lehrer und Meister bekannt. Mit Recht ehren wir in ihm den größten Philosophen des Krieges und gültigsten soldatischen Erzieher aller Zeiten. Immer wieder wurde die Sprache seiner Werke, vor allem seines großen Lebenswerkes „Vom Kriege" als klassische Sprache gefeiert. Aber lange, ehe dieses Werk geschrieben wurde, erkannte Scharnhorst in seinem Freunde und Schüler den, der die größte Gewalt über die Sprache besitze. Gerade diese Sprache Clausewitz' war es, die — es wäre falsch zu sagen unabhängig von dem gedanklichen Inhalt seines Werkes, eher muß man sagen neben und mit diesem Inhalt — auf die Menschen wirkte. Denn erst dadurch, daß Clausewitz sich die Sprache für seinen Inhalt schuf, konnte dieser sichtbar und wirksam werden. Die knappe, zuchtvolle, von innerem Feuer und verhaltener Leidenschaft, von lebendiger und gesammelter Kraft erfüllte Sprache war und ist es, die die Leser seines Werkes ergreift. Sie spricht nicht nur den Geist und die Seele an, sie bewegt das Herz, sie formt den ganzen Menschen. Der Dichter Rudolf G. Binding hat einmal davon gesprochen, wie ihn das Buch „Vom Kriege" berührte, und seine Worte sagen am gültigsten, was Unzählige mit diesem Buche erlebten und noch erleben: „Dieses Buch wurde die Bestätigung einer geheimen, bisher nie ausgesprochenen Begierde in mir, die sich darin gefiel, das Wagnis des Letzten, des Äußersten, des Endes, des Unterganges sich vorzustellen und mit diesem Letzten, mit diesem Äußersten, mit diesem Untergang zu rechnen. Mit ihm zu rechnen wie mit einer Erfüllung des Lebens. Mit ihm zu rechnen wie mit einer Bewährung, ohne die man nicht bewährt war. Mit ihm zu rechnen zugleich in der Bescheidung, daß man ihm trotzdem vielleicht niemals begegnen würde. Dies ist für mich das größte und härteste Erlebnis geworden, das ich aus einem Buche empfangen habe. Ich hatte mich bis zum Ausbruch des großen Krieges zu bescheiden, dieses Erlebnis eines anderen in mir zu tragen, ehe ich es zu meinem eigenen machen durfte."

Dies ist der Widerhall auf den Anruf, der aus Kapiteln wie: „Kriegerische Tugend des Heeres", „Der kriegerische Genius", „Moralische Größen" und vielen anderen uns anspricht. In derselben Sprache hat Clausewitz schon im Jahre 1812 jene berühmt gewordene Bekenntnisdenkschrift geschrieben, die sein Glaubensbekenntnis in einer Form wiedergibt, die zum Vollkommensten zu zählen ist, was je in deutscher Sprache ausgesprochen wurde.

Ähnliches gilt für die Sprache Gneisenaus. Von ihm sind wenige literarische Werke auf uns gekommen, aber seine Denkschriften und Briefe verraten ihn als den Meister einer eigenen Sprache, so daß wir bedauern müssen, daß er uns nicht mehr hinterlassen hat. Die beiden Denkschriften zum Volksaufstand von 1808 und 1811 künden am eindringlichsten von dieser Sprache: „Welche

unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adelige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft."

In diesen Sätzen finden wir den Feuergeist wieder, als den uns die Zeitgenossen Gneisenau schildern, als den seine Taten von der Verteidigung Kolbergs bis zum Siege bei Waterloo ihn zeigen. Selbst der nüchterne König Friedrich Wilhelm III. wurde von der Kraft dieser Sprache angesprochen und schrieb verärgert oder enttäuscht an den Rand einer dieser Denkschriften: „Als Poesie gut", worauf Gneisenau mit jenem berühmt gewordenen Wort erwiderte: „Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet."

Mit den Werken von Clausewitz, Gneisenau und Boyen hat die Sprache der deutschen Soldaten die ihr eigene klassische Prägung erhalten. Diese zucht- und charaktervolle Sprache, hinter der die männlichen, aber durchaus vergeistigten Gestalten der Offiziere selbst sichtbar werden, konnte nicht mehr verhallen. Sie wurde von Soldaten und Nichtsoldaten gehört, sie trug Kräfte in den geistigen Raum der Nation hinein, die nie mehr verschwanden und die mittelbar und unmittelbar, bewußt und unbewußt auf die Menschen wirkten. Das gilt vor allem für das Werk „Vom Kriege", das erst nach Carl von Clausewitz' Tod von seiner Gattin (welch ein ergreifendes Gleichnis spricht daraus!) herausgegeben wurde.

*

Helmut von Moltke war einer der ersten der nachfolgenden Generation, der Clausewitz' Erbe in seiner Größe erkannt hat. (Moltke war ebenso wie Verdy du Vernois, Colmar v. d. Goltz und Frhr. v. Freytag-Loringhoven Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau".) Er, der alle Voraussetzungen für das geistige Soldatentum mitbrachte, hat sich in dieses Werk versenkt und hat sich von ihm formen lassen. Als Moltke dann selbst zur Feder griff — es war lange, ehe er Feldmarschall und weltberühmt war — schrieb er eine Sprache, die zwar ihre Schule verriet, die aber trotzdem eine eigene und sogleich eine fertige Sprache war. Früh schon wurde ihre Verwandtschaft mit der Sprache Goethes erkannt, aber die Sprache Moltkes ist mehr als nur eine von Goethe übernommene Sprache, in der Verwandtschaft der Sprachform drückt sich eine innere Verwandtschaft aus. Da waltet in den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" aus den Jahren 1835 bis 1839 eine Fähigkeit zu sehen und zu

beobachten vor, die meisterlich ist, diese Fähigkeit aber verbindet sich mit einer Anmut, in der wir auf jeder Linie das schlichte und zarte, aber in seiner Zartheit so starke Wesen Moltkes wiedererkennen. Moltke, der in seinem täglichen Leben so Schweigsame, war im geschriebenen Wort ein vorzüglicher Schilderer und Erzähler; es ist, als habe sich die gesammelte Sprachkraft in seinen wohlgewählten Worten und trefflich gefügten Sätzen zur entscheidenden Wirkung entfalten wollen. Hält man die militärgeographischen Schriften Moltkes gegen die nicht minder gültigen Roons, die zum Teil ähnliche Themen behandeln („Militärische Länderbeschreibung von Europa 1837"), so zeigt sich ohne Schwierigkeit der Charakterunterschied beider: hier der zarte und stille Beobachter Moltke, der alle innere Bewegung in sich gebändigt hat, dort der klare Beobachter und mit leidenschaftlicher Kraft der Sinne das Geschaute umfassende Roon, dessen Sprache, obwohl nicht minder knapp und schlicht als die Moltkes, doch in ihrer härteren Rhythmik die innere Spannung verrät, die Roons Wesen kennzeichnet. Sichtbarer noch wird der Gegensatz der beiden Naturen, die sich eben durch diesen Gegensatz so gültig ergänzen, in der Sprache ihrer Denkschriften und Briefe.

Geformt von der Sprache der großen Soldaten der Befreiungskriege haben die beiden Erhalter, Erweiterer und Vertiefer der soldatischen Tradition sich aus der Tiefe ihres menschlichen Wesens, aus der Weite ihrer geistigen Welt und durch die Kraft ihres Charakters eine persönliche Sprache gebildet, die fähig war, ihre eigensten Gedanken wie ihren geistig-sittlichen Willen der Zeit, zu der sie immer mehr in Gegensatz gerieten, und der Zukunft, die sie formen halfen, zu übermitteln. In einer Epoche, da die Sprache bereits durch Naturalismus und Liberalismus zersetzt wurde, schrieben sie eine durch Zucht und Charakter geadelte Sprache, die, weil sie in sich gesammelt und gefestigt war, fälschlicherweise oft als kalt und kühl bezeichnet wurde. Daß die Sprache Moltkes in dem von ihm geschaffenen Großen Generalstab erziehend und stilbildend wirkte, zeigen aber nicht nur die dort geschaffenen Werke, sondern ebenso die geistige Haltung der in ihm zur gemeinsamen Arbeit zusammengefaßten Männer.

Auch Generalfeldmarschall von Schlieffen, der die soldatische Tradition aus dem 19. ins 20. Jahrhundert führte, hat sich als Meister sprachlicher Gestaltung bewährt. Seine zwei Bände „Gesammelte Schriften" bieten viele außerordentliche Beispiele seiner von leidenschaftlichem Feuer und klaren Gedanken erfüllten Prosa. Seine Sprache ist zwar unruhiger und bewegter als die Moltkes, in ihrem gebändigten Schwung und Rhythmus wie ihrem verhaltenen Pathos ist sie der Prosa Schillers verwandter als der Goethes. Die hinreißende Schilderung des Feldherrn in Schlieffens bedeutsamer Schrift „Cannae" erinnert an die Sprache, die wir aus Gneisenaus Denkschriften kennengelernt haben. Geistige Leidenschaft, sittliche Kraft und erlebter Idealismus haben Schlieffens Prosa ihre Gestalt gegeben.

Neben Schlieffen wäre aus dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts vor allem Freiherr von Freytag-Loringhoven und General von der Goltz als Meister einer eigenen Sprache zu nennen, während Generaloberst von Seeckt

die Tradition dieses klassisch-soldatischen Spracherbes nach dem Weltkrieg fortführte und erweiterte. Obgleich er kein Freund großer und vieler Worte war, war er doch ein Sprachschöpfer hohen Ranges. Seine von innerer geistiger Kraft gespannte und erfüllte Sprache verrät ihn, wo immer wir ihr begegnen, als einen klaren Denker und klassischen Deuter soldatischer Gedanken. Er wußte um das Geheimnis, das im Worte schlummert, und hat es darum mit Ehrfurcht und Strenge benützt. Während er in seinem Buch „Moltke" ein klassisches Bild des Meisters schuf und damit gleichzeitig ein Bekenntnis zu ihm ablegte, zeigt ihn sein Werk: „Gedanken eines Soldaten" als zukunftweisenden Erzieher und Führer, als einen Dankenden und Bekennenden, der hier in wirrer Zeit ein überzeitliches Vermächtnis niedergelegt hat.

*

Als der Weltkrieg ausbrach, stellten die ersten, so knappen und klassischen deutschen Heeresberichte, für die der Generalquartiermeister von Stein verantwortlich zeichnete, eine letzte Vollendung der deutschen Soldatensprache dar. Hier war eine äußerste Einfachheit und Klarheit erreicht, die aber durch die in ihr gesammelte Kraft und Zucht von großer Wirksamkeit war. Wir erinnern nur an jene unsterblich gewordene Zeile aus dem Heeresbericht vom 11. November 1914: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie." Schlichter und endgültiger konnte von dieser weltgeschichtlichen Stunde nicht gesprochen werden. Diese knappe, zuchtvolle und von verhaltener Kraft gespannte Sprache wurde in einer Zeit gesprochen, in der bereits eine maßlose Entwertung und Zersetzung der Sprache eingesetzt hatte, in der die einen ihre Sprache mit leerem Schmuck und Prunk zierten, in der andere sie durch rhetorisches Pathos ohne Kraft wirksam zu machen suchten, während sie wieder andere durch naturalistische und expressionistische Experimente zu neuen Wirkungen zwingen wollten. Hier war wahrhaft die Sprache nicht nur der Ausdruck des Charakters, sondern auch der Richter des Charakters.

Aber diese von den deutschen Soldaten gesprochene Sprache war nicht ohne Zucht und Arbeit geschaffen worden. Sie war das Ergebnis einer Schulung und Erziehung, die ohne Unterbrechung und wesentliche Erschütterung von den Tagen Scharnhorsts bis zum Ausbruch des Weltkrieges reichte und, so hoffen wir, auch in die Zukunft dauern wird. Die Männer, die diese Sprache schrieben, haben an sich gearbeitet, die Frucht solcher Arbeit zeigt sich in ihrer menschlichen Haltung, die vorbildlich und verpflichtend wurde, sie zeigt sich in ihren Taten und Handlungen, aber auch in ihrer Sprache. Gerade weil sie nicht berufsmäßig mit der Sprache zu tun hatten, ist diese Erscheinung doppelt bedeutsam. Ein klassisches Beispiel dafür bieten nicht zuletzt die Lebenserinnerungen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, der wahrhaft kein Mann der vielen Worte war, der aber in seinem Werke in schlichter und klarer Knappheit Wort an Wort und Satz an Satz gefügt hat, der sich eine Sprache schuf, die in ihrer soldatisch-straffen, einfachen und schmucklosen Fügung von einem Rhythmus beherrscht ist,

der nichts anderes als den Ausdruck seines lauteren Charakters darstellt. Gerade diese inneren Kräfte des Charakters, der Zucht und Klarheit sind es, die seinem Werke eine hohe menschliche Würde und eine wahrhaft adelige Schönheit, eine Geschlossenheit und Endgültigkeit verleihen und es in menschlicher wie in sprachlicher Beziehung vorbildlich und verpflichtend machen.

*

So haben sich unsere Soldaten eine Sprache geschaffen, die in ihrer Gesamtgestalt ein Spiegel ihres Wesens ist, die im Einzelnen aber die persönliche Prägung ihrer Schreiber zeigt. Klare und entschlossene Gedanken, große und erhebende Gefühle erscheinen in schlichten Worten. Diese Männer prunken nicht mit ihrer Sprache, aber sie meistern sie kraft ihres klaren Geistes, ihres starken Herzens und ihrer lauteren Seele. Sie treten hinter ihren Gegenstand zurück und wollen nichts anderes sein, als was sie als Soldaten immer sind: Dienende. Ein Menschentyp und ein Berufsstand, dessen Beruf es nicht ist, schöpferisch die Sprache zu gestalten, hat sich dennoch aus der Fülle seiner schöpferischen Kraft eine eigene Sprache gebildet, durch die er nicht nur innerhalb der Armee, sondern im gesamten geistigen Raume der Nation stilbildend, das aber heißt lebenformend, wirkte. Die Sprache der Soldaten, aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen und dem Zeitalter des deutschen Geistes herausgewachsen, hat in weitem Maße wieder auf die Sprache der Nation formend gewirkt. Sie hat Kräfte und Mächte in unser Volk getragen, die im einzelnen noch kaum erkannt wurden, aber unsichtbar an der Gestaltung des Volkes mitgewirkt haben. In dem ungeheuren Prozeß der Formung der Nation durch die Sprache darf dies nicht übersehen werden. Daß unsere großen Soldaten als Meister des Wortes neben unsere Dichter, Denker und Erzieher treten, ist kein Zufall, sondern eine deutsche Notwendigkeit. Sie, deren erste Aufgabe die Verteidigung des Volkes, seines Lebensraumes und seiner Kultur ist, haben selbst wesentliche Beiträge zur Kultur geliefert, sie haben durch ihre Sprache erziehend und bildend gewirkt. Das Erbe, das wir so übernommen haben, verpflichtet uns aber, die deutsche soldatische Tradition, die auch eine geistige Tradition ist, gerade auch als solche gültig und fruchtbar fortzuführen.

Generaloberst Hans v. Seeckt

(1866–1936)

Die Stellung des Heeres im Staat und das Verhältnis von Volk zur Wehrmacht sind für das öffentliche Leben von oft entscheidender, stets bezeichnender Bedeutung gewesen, sind es heute und können es in verstärktem Maß morgen wieder sein.

*

Wie der Staat, so ist auch das Heer nicht um seiner selbst willen da, sondern sie sind beide Formen, in denen sich der Wille eines Volkes zum Leben und Bestehen zeigt.

*

Die erste Pflicht des Heeres gegenüber dem Staat liegt in dem Streben nach eigener größter Leistungsfähigkeit, in der Steigerung seines inneren und äußeren Wertes; denn damit steigert es zugleich Macht und Ansehen des Staates. Das Heer hat die Pflicht, sich in das Gesamtgetriebe des Staates einzufügen und sich dem Staatsinteresse unterzuordnen.

*

Bei richtiger Auffassung vom Wesen des Heeres, als dem reinsten und sinnfälligsten Abbild des Staates selbst, muß dieser erkennen, daß er im Heer sich selbst ehrt, daß mit dem Ansehen des Heeres das der Staatsautorität steht und fällt. Wenn vom Heer zu verlangen ist, daß es sich solcher Anerkennung würdig zeigt, so ist vom Staat zu erwarten, daß er dem Heer und seinen Vertretern die ihnen gebührende Stellung in der Öffentlichkeit sichert und sie gegen Angriffe schützt.

*

Die Grundlage menschlicher Größe ist nicht der Intellekt, nicht das Wissen, sondern der Charakter. Aus ihm stammt das Können, die Tat; er ist das Entscheidende beim Soldaten, beim Feldherrn. Wie die Kriegskunst keine Geheimwissenschaft, sondern das Ergebnis logischen Denkens, so ist auch das Feldherrntum die Summe menschlicher Charaktereigenschaften.

Ich will versuchen, mit wenigen Worten das Bild des Feldherrn zu umreißen, wie seine Gestalt überzeitlich ist. Die Tatkraft steht in erster Linie, der Wille zum Sieg, der Untätigkeit mehr scheut als den Fehlgriff bei der Wahl der Mittel. Die Verantwortungsfreudigkeit für den Entschluß und zugleich das Verantwortungsgefühl für den Einsatz. Die Selbstlosigkeit, die nur an das Ziel, nicht an den Nachruhm denkt. Das Selbstgefühl des zum Befehl Berufenen und die Bescheidenheit gegenüber der höheren Gewalt. Das Maßhalten im

Erfolg und das Ausharren im Unglück. Liebe und Fürsorge für jeden, der seiner Führung anvertraut ist, und die Treue für den Kameraden.

*

Schlagworte sind tödlich. Das gilt ganz besonders im militärischen Leben, in dem jeder Lehrsatz die Frucht kühlen und klaren Denkens sein sollte, weil seine Anwendung über Tod und Leben entscheidet. Verantwortungsgefühl sollte in militärischen Fragen vom ungeprüften Nachbeten populärer Schlagworte fernhalten.

*

Bei aller Bewertung der Bildung muß die Erziehung voranstehen, weil das Können vor dem Wissen geht, weil dieses Können sich aus dem Sein entwickelt, weil bei jeder Leistung der Charakter entscheidet — und das ganz gewiß beim Offizier — und weil der Charakter durch die Erziehung geweckt, gefestigt, entwickelt wird. Der Charakter entscheidet.

*

Der Weg zum Befehlen führt über das Gehorchen; darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Vergessen wir aber nicht, daß der Offizier ein Herr sein muß. Dieses Herrengefühl muß geweckt, entwickelt und gestärkt werden — eingepflanzt durch Beispiel und Erziehung, wo es nicht mitgebracht ist. Nur dem wirklichen Führer folgt die Menge willig, nur dem Offizier, der ein Herr ist, folgt der Soldat.

*

Das Wesentliche ist die Tat. Sie hat drei Abschnitte, den aus dem Gedanken geborenen Entschluß, die Vorbereitung der Ausführung oder den Befehl, die Ausführung selbst; in allen drei Stadien der Tat leitet der Wille. Der Wille entspringt dem Charakter, dieser ist für den Handelnden entscheidender als der Geist. Geist ohne Willen ist wertlos, Willen ohne Geist ist gefährlich.

*

Wissen, wie z. B. das aus dem Studium der Kriegsgeschichte gewonnene, ist nur dann von lebendigem, praktischem Wert, wenn es verarbeitet, wenn aus der Fülle der Einzelheiten das Bleibende, das Wichtige gewonnen und dem eigenen geistigen Schatz einverleibt ist, und die Gabe dazu hat nicht jeder.

*

Wer Meister werden will, muß durch die Lehrlings- und Gesellenschule gegangen sein, und nur geniale Begabung ersetzt Lücken in dieser Laufbahn.

*

Das schwierigste, widerspenstige und dankbarste, treuste und verräterischste Material ist der Mensch; mit ihm arbeitet vor allem der Feldherr wie jeder Regierende. Vor kurzem entdeckte eine jugendliche Militärliteratur den „Feldherrn Psychologos". Die Binse ist eine perennierende Pflanze, und Binsen-

wahrheiten gelangen periodenweise zu neuer Blüte. Als ob wahre Regierungs- und Feldherrnkunst je ohne Psychologie denkbar gewesen wäre! Sie ist die schwerste der Herrscherkünste, die wichtigste und vielleicht seltenste der Feldherrngaben; ihre Ausübung trägt in Beurteilung der Masse und des Einzelnen die Erfolge, aber auch die größten Irrtümer und Enttäuschungen in sich. Sie darf nicht nur vom Standpunkt dessen beurteilt werden, der sich falsch behandelt glaubt. Das Urteil über ein Führertum liegt in seiner Auswirkung auf die Masse; aber die Masse hat kein Recht auf ein Urteil.

*

Aus der Aufgabe heraus setzt sich der Handelnde das Ziel, gleichviel, ob er diese Aufgabe sich selbst stellen konnte — und welcher Handelnde war je ganz frei! — oder ob sie ihm Umstände und höherer Befehl zuwiesen. Das Ziel seines Handelns wird er stets sich weiter stecken, als er es im eigensten Innern für erreichbar hält; er wird dem Glück auch einen Spielraum geben; aber es nicht über diesen verständigen Spielraum hinaus auszudehnen, erfordert weise Beschränkung und Kunstgefühl. Hier liegt die feine Grenze zwischen dem kühnen Feldherrn und dem Hasardeur.

*

Das Material, das der zum Handeln Berufene zum Unterbau seines Entschlusses gebraucht, werden Gehilfen ihm zutragen; er wird für Einzelheiten den Rat sachverständiger und erfahrener Männer hören, und bis an die Grenze des letzten Entschlusses folgt ihm vielleicht der eine Vertraute. Es ist ein Kennzeichen des wahren Führers, ob er Ratschläge anhören und sie verwerten, selbst befolgen kann, ohne doch die Freiheit verantwortungsvollen Handelns zu verlieren.

*

Kein Handelnder, kein Befehlender hat mit Fassung des Entschlusses und seinem Befehl zur Ausführung genug getan; er bleibt für die Durchführung in seinem Geist, für die Verkörperung seines Willens bis zum letzten Augenblick verantwortlich.

Aus Generaloberst v. Seeckt, „Gedanken eines Soldaten" (Leipzig, K. F. Koehler).

PAUL FECHTER

Diesel

In der wunderbaren Ausstellung der Nationalgalerie im vorigen Jahre, die die Bildnisse der großen Deutschen aus zehn und mehr Jahrhunderten vereinte, hing ein Porträt aus den 90er Jahren. Bildnis eines sitzenden Mannes in einem dunklen Anzug, das Gesicht fast im Profil, die linke Hand in der Tasche, die Rechte, eine lange Hand mit langen, schlanken Fingern, hing lose über das übergeschlagene Knie hinab. Ein mathematischer Schädel, weit nach hinten ausgebaut, eine hohe Stirn unter dunkelm, leicht gelocktem Haar: eine schmale, spitze Nase, auf der vor suchenden, beinahe horchenden Augen ein goldener Klemmer saß. Ein dunkler, spitz auslaufender Schnurrbart, eine schmale, kleine Fliege unter der Unterlippe: so saß dies Gesicht über dem großen, weißen Ausschnitt der Weste. Man fragte sich, wer dieser Mann wohl sein könnte — und was. Es war etwas vom Wirtschaftler in dem Gesicht und etwas vom Naturwissenschaftler, etwas von einem Bankmenschen und zugleich etwas von einem Mann der Phantasie, von einem unbürgerlichen Menschen der Kunst — ohne daß man von dem Gesicht eines künstlerischen Menschen hätte sprechen können. Man suchte im Katalog — und las: „Rudolf Diesel, geb. 18. März 1858 in Paris, gest. 30. September 1913 auf der Überfahrt nach England. Ingenieur, Erfinder des nach ihm benannten Motors."

Man suchte dieses Bild mit seinem merkwürdig faszinierenden Reiz bei jedem Besuch der Ausstellung von neuem auf — und bedauerte, über diesen merkwürdigen, nervös lebendigen Mann, der da saß, nicht mehr zu wissen. Man erinnerte sich dunkel seines Todes, wußte von seinem Werk, kannte seinen Sohn Eugen; man hätte gern mehr von diesem Rudolf Diesel erfahren, dessen Name auf Tausenden riesiger Lastkraftwagen über alle Landstraßen getragen wurde und der hier im Bilde saß, stumm, seltsam, merkwürdig — einer von denen, deren menschliches Teil alle Bildqualitäten des Porträts vergessen ließ.

Rudolf Diesels Sohn Eugen muß vor diesem Porträt seines Vaters Ähnliches empfunden haben. Ein Jahr nach dem Abschluß der Bildnis-Ausstellung legt er jetzt, im Verlag der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg einen stattlichen Band vor: „Diesel — der Mensch — das Werk — das Schicksal." Auf rund 500 Seiten versucht er, die Fragen zu beantworten, die im Betrachten jenes Porträts von Alexander Fuks aus dem Jahre 1898 auftauchten, erzählt er vom Leben und Wesen dieses Mannes, der mit seiner Erfindung tiefer als irgendein anderer in das Leben der Völker eingegriffen hat.

Es ist ein merkwürdiges Beginnen, wenn ein Sohn es unternimmt, der Welt von seinem Vater zu berichten. Er erbaut ja nicht nur ein Denkmal, er soll ein Leben mit allen Verstrickungen, Schwächen und Schwierigkeiten erzählen, wenn anders er eine wirkliche Biographie geben will. Eugen Diesel hat die Form und die Haltung gefunden, die nötig sind, um eine solche Aufgabe mit Form und Haltung zu lösen. Er hat die Gestalt des Vaters aus der menschlichen Nähe abgerückt in die Distanz einer geschichtlichen Erscheinung: er spricht nur ganz selten

von seinem Vater, gemeinhin nur von Diesel, Rudolf Diesel. Er hat es fertigbekommen, dies Leben und seine Leistung so zu sehen, wie es ein blutsmäßig nicht Beteiligter sehen würde: er hat der naheliegenden Versuchung widerstanden, sich selber neben den Vater zu stellen. Er berichtet sachlich aktenmäßig-historisch: nur gegen den Schluß hin, der die Katastrophe bringt, klingt die menschliche Beziehung sehr gefaßt, sehr gebändigt und zurückgehalten auf: da spürt man das starke Gefühl, das diesen Sohn, obwohl er die Laufbahn des Vater noch bei dessen Lebzeiten verließ, innerlich doch an ihn gebunden hat. Im übrigen erlebt man nur das groß gesehene, groß gezeichnete Bild eines seltsamen Lebens — und in diesem Bericht das gleiche wie vor dem Porträt von Alexander Fuks. Eugen Diesel gibt den Text zu diesem Bildnis, die Deutung und Umschreibung des phantastisch abenteuerlichen Mannes, der da sitzt, mit suchenden, horchenden Augen nach seinem Ziel tastend, ein Wirtschaftler und ein Naturwissenschaftler, ein Bankmensch und ein Mann der Phantasie, ein unbürgerlicher Mensch abseits der Kunst, der die Maschine konstruierte, die unser Leben am stärksten verwandelte.

Eugen Diesel erzählt die Geschichte dieser Erfindung und die Geschichte ihres Erfinders. Er erzählt das Leben seines Vaters — und wie dieser Vater sein Leben an eben dieses Ding, an die Konstruktion dieses Motors gesetzt hat. Mit einem ungeheuren Material an Akten und Tatsachen baut er beides auf; er gibt eine vorbildliche Biographie, eine Geschichte des Lebens und ein Wesensbild des Menschen zugleich — und gibt ein Bild der Zeit um die Jahrhundertwende, gesehen von der technisch-geistigen Entwicklung aus, wie wir es bisher nicht besaßen. Er stellt seinen Vater zwischen die Generationen, neben den Großvater, in dem die Phantasie den direkten Weg ins Metaphysische sucht, und neben die eigene Generation, die über die wirkende Arbeit hinaus Klarheit und Deutungswillen zu vereinen sucht. Er gibt indirekt in dieser Lebensschilderung auch ein Bild von sich, das Bild eines Menschen, der die Gefahren des Erbes, das er mitbekommen hat, nur zu deutlich sah und vom Erkennen, von der bewußten Haltung zur Welt der allzu tätigen Phantasie einen Damm entgegenzubauen suchte. Den Großvater Theodor, Rudolf Diesels Vater, trug die Welt seiner Träume in das Reich des Spiritismus und eines magischen Katholizismus: der Vater opferte sein Leben dem Traum eines technischen Werks und einer Beherrschung des Daseins mit den finanziellen Erfolgen dieses Werks; der Sohn sah das Ende und ging früh schon aus dem Reich der modernen Phantastik, der Technik, hinüber in die tragfähigeren Gefilde der Philosophie, des Denkens. Drei Generationen beantworten die Frage des Lebens mit drei völlig verschiedenen Versuchen einer Antwort.

*

Das Buch Eugen Diesels liest sich wie ein spannender Roman. Es schildert die entscheidende Entwicklungsphase der modernen Technik von einer Gestalt aus und umreißt einen der entscheidenden Menschen als Typus der Schöpfer dieses unseres technischen Zeitalters. Diesel beginnt mit der Vorgeschichte der Familie, zeigt das Elternhaus seines Vaters in Paris, erzählt die Flucht dieser Deutschen im Jahre 1870 nach London, die lange Fahrt des zwölfjährigen Rudolf nach Augsburg zu den Verwandten, um dann das Interesse mehr und mehr allein auf

seinen Helden zu konzentrieren. Er läßt die frühreife Begabung Rudolf Diesels aufstrahlen, die allen finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz sehr rasch sichtbar wird und schildert dann den Weg der Erfindung, die wechselnden Schicksale, das Auf und Ab des Erfolges — all das, was zugleich immer Schicksal Rudolf Diesels ist. Er zeichnet sein Charakterbild mit liebevoll vorsichtigen Händen und läßt doch langsam und vorsichtig dahinter das Bild des Dämons erstehen, der dieses Dasein beherrschte und wunderlich ergreifend noch aus dem bürgerlich gedämpften Porträt von Fuks herausleuchtet. Er erzählt die Geschichte einer Erfindung — und gibt die Geschichte eines von ihrer Idee Besessenen, eines Mannes, dem die Verwirklichung seines Motors und die Fundierung seines Lebens mit Hilfe dieser Erfindung alles war. Er berichtet von technischen und finanziellen Kämpfen, von ungeheuren Schwierigkeiten und von immer neuer Überwindung dieser Schwierigkeiten: er entwirft die Gestalt eines Mannes, der — so wenig das Wort passen mag — faustisch um die Verwirklichung seiner Idee von einer Maschine ringt, und zeigt, wie dieser Mann trotz aller Siege und Erfolge zuletzt am Finanziellen, am fehlenden Ausgleich zwischen dem technischen und dem wirtschaftlichen Erfolg seiner Arbeit zugrunde geht. Ein Leben zieht vorüber, das eisern den Aufstieg zum Großbürgerlichen erzwingt — und zerbricht, als es dies Ideal wirtschaftlich nicht gestalten kann, diese Lebensform wieder zusammenfallen sieht.

Die Schlußkapitel des Buches von Diesel sind die erregendsten. Der Sohn hat den Kampf des Vaters gegen den Zusammenbruch, den er schon erwachsen miterlebte, mit einer Kraft geschildert, die man dichterisch nennen muß. Der Bericht über den Bau des Münchner Hauses, die Schaffung der fürstlichen Umwelt und die bewußte Fundierung des Millionärdaseins durch Rudolf Diesel geht über die Biographie hinaus zu den ersten Ansätzen eines Romans des genialen Erfinders: die tragische Wendung brachte die Wirklichkeit mit dem freiwilligen Ende Rudolf Diesels auf der Überfahrt nach England. Eugen Diesel schildert diese Katastrophe mit vorbildlicher Zurückhaltung — und mit einer Kraft der Stimmung, die ihm aus dem Mitgelebthaben zuwächst. Wie erst das Lebensgebäude Rudolf Diesels unbemerkt von der Familie zusammenbricht, wie dann seine Kraft versagt und er, der tausend schlimmeren Widerwärtigkeiten getrotzt hat, schweigend aus dem Leben geht — es den Seinigen überläßt, den Weg aus der Welt allzu großbürgerlicher Phantasie in bürgerliche Wirklichkeiten zurückzufinden — das ist mit einer unpathetischen Intensität geschildert, die vorbildlich ist. Wie die Söhne nach der Nachricht von der Katastrophe versuchen, ein Bild ihrer Existenzlage zu bekommen, und sich dabei ständig vom grellen Licht der Weltöffentlichkeit bestrahlt fühlen, das ist bei aller Knappheit mit ganz starker Kraft geschildert und bleibt haften.

Das Buch Diesels ist weit mehr als ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte der modernen Technik: es ist eine der wesentlichsten Lebensschilderungen unseres biographienhungrigen Säkulums, ein Buch, das weit über die Kreise der technisch Interessierten hinaus Leser finden wird, weil es ein entscheidendes Zeitalter in einer seiner entscheidendsten Schichten mit einer Energie durchleuchtet, die wohl nur die persönliche Beziehung zu einem Gegenstand geben kann.

ALFRED BRAUCHLE

Dr. med. Samuel Hahnemann

Aus dem in Kürze erscheinenden großen Werke von Dr. med. Alfred Brauchle: „Naturheilkunde in Lebensbildern" geben wir mit Genehmigung des Verfassers die Lebensgeschichte Hahnemanns wieder. Das Werk beginnt bei Hippokrates und endet bei den Lebenden; es enthält neben den fesselnden Lebensgeschichten sehr ausführlich dargestellt die Behandlungsarten der naturheilkundlich eingestellten Ärzte und Laienbehandler.

Unter den Romanen, die das Leben schrieb, unter den Leidensgeschichten von Menschen, die sich heroisch für ihre Ideen einsetzten, steht obenan die Geschichte vom Leben des Arztes Samuel Hahnemann, des Begründers der Homöopathie. Christian Friedrich Samuel Hahnemann wurde am 10. oder 11. April 1755 in Dresden geboren. Seine Kinderjahre fallen also in die Zeit des Siebenjährigen Krieges, in dem Dresden wiederholt einen Hauptpunkt der Kämpfe bildete. Er war das dritte Kind des Kunstmalers Christian Gottfried Hahnemann; seine Mutter, Johanna Christiana geb. Spieß, war die einzige Tochter eines sächsischen Ober-Regiments-Quartiermeisters. Hahnemanns Vater war als Kunstmaler bei der Meißner Porzellanmanufaktur angestellt.

Bei der außerordentlichen Vielbewegtheit von Hahnemanns Leben wollen wir für die ersten 35 Jahre die von ihm selbst am 30. August 1791 niedergeschriebene kurze Biographie benutzen, obgleich festgestellt worden ist, daß Hahnemann in dieser Biographie eine ganze Anzahl Plätze, in denen er sich während seines Umherziehens niederließ, überhaupt nicht aufgeführt hat.

Sein Bildungsgang wurde wesentlich dadurch beeinflußt, daß der Rektor der Meißner Fürstenschule, Magister Müller, sich seiner außerordentlich annahm; die Grundlage zu seinen umfangreichen Kenntnissen fremder Sprachen verdankte er dem Magister Müller.

Ostern 1775 bezog Samuel Hahnemann die Universität in Leipzig. Er erhielt von seinem Vater zwanzig Taler. Er schreibt hierzu: „Es war das letzte Geld, das ich seitdem noch aus seiner Hand erhielt. Er hatte bei seinem kärglich zugemessenen Einkommen noch mehrere Kinder zu erziehen. Genug zur Entschuldigung des besten Vaters!"

Seinen Unterhalt bestritt er durch Stundengeben sowie durch Übersetzungen aus der englischen Sprache.

Während seiner Studienzeit hatte er das Bestreben, „Körperbewegung und geistige Anstrengung in ein besseres Gleichgewicht zu bringen, als auf der Fürstenschule". „Ich vergaß nicht, so wie ehedem, meinem Körper durch Übungen, Bewegungen und freie Luft diejenige Munterkeit und Stärke zu verschaffen, bei der nur allein fortgesetzte Geistesanstrengung mit Glück bestehen kann."

Seine Ausbildung als Arzt war in Leipzig sehr gering, da dort keine „Anstalt zur praktischen Arzneikunde", also weder eine Klinik noch ein Krankenhaus, zur Verfügung standen. Deshalb wanderte er mit zusammengesparten geringen Mit-

teln nach Wien, das damals als die Hochburg für medizinisches Studium galt und wo unter Leitung von Quarin das Spital der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt als Musteranstalt für ganz Europa bestand.

Quarins Freundschaft verschaffte dem gänzlich mittellosen Hahnemann die Verbindung mit dem Gouverneur von Siebenbürgen, Baron von Brukenthal, der ihn unter günstigen Bedingungen nach Hermannstadt als Hausarzt und als Aufseher seiner ansehnlichen Bibliothek engagierte. Hahnemann schreibt: „Hier hatte ich die Gelegenheit, noch einige andere mir nötige Sprachen zu lernen und einige Nebenwissenschaften mir zu eigen zu machen, die mir noch zu fehlen schienen." Er praktizierte fast zwei Jahre lang in Hermannstadt, erwarb sich einige Mittel und ging dann nach Erlangen, um dort den Doktorgrad zu erwerben. Zu seinem Aufenthalt in Erlangen bemerkt er: „Herr Hofrat Schreber lehrte mich noch, was mir an der Kräuterkunde mangelte. Am 10. August 1779 verteidigte ich meine Dissertation und erhielt darauf die Doktorwürde."

Es beginnen nunmehr Hahnemanns eigentliche Wanderjahre, die ihn zunächst nach Hettstädt, Dessau und Gommern führten. Von dem Aufenthalt in Gommern schreibt er: „Es hatte an diesem kleinen Orte noch nie ein Arzt existiert, man hatte keinen Sinn für ihn. Doch fing ich da zuerst an, etwas mehr die unschuldigen Freuden des Hauses neben den Süßigkeiten der Geschäfte zu genießen, in Gesellschaft der gleich beim Antritte dieses Amtes geehelichten Gefährtin meines Lebens, Henriette Küchlerin, Stieftochter des Herrn Apothekers Häselers in Dessau."

In seiner Selbstbiographie erwähnt Hahnemann dann nur noch den Aufenthalt in Dresden und Leipzig. Bekannt ist jedoch, daß er sich samt seiner Familie noch aufgehalten hat in Gotha, Georgenthal, Molschleben, Göttingen, Pyrmont, Wolfenbüttel, Braunschweig, Königslutter, Hamburg, Altona, Mölln, Machern, Eilenburg, Dessau, Torgau. Der Grund zu diesem Umherziehen ist wohl allein darin zu erblicken, daß Hahnemann versuchte, einen Ort ausfindig zu machen, wo er von den Einnahmen des Arztes hätte leben können. Dies wollte ihm jedoch nirgends glücken; vielleicht war er auch selbst schuld daran, weil er damals noch nicht das Zutrauen zu seiner ärztlichen Kunst besaß, und so mußte er immer wieder und überall den Lebensunterhalt durch Übersetzungsarbeiten gewinnen. Fast zigeunerhaft zog er mit seiner immer größer werdenden Familie — seine Frau gebar ihm elf Kinder — in einem Wagen von Ort zu Ort. Wie fest er aber bestrebt war, endlich ein dauerndes Unterkommen zu finden, ist daran zu erkennen, daß er häufig sofort mit seinen letzten Mitteln ein Haus erwarb, immer in der Hoffnung, daß nun das Wanderleben ein Ende haben würde.

1805, in Torgau, trat endlich eine mehrjährige Unterbrechung des Wanderlebens ein. Die Furcht aber, daß Torgau als Festung bei den kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich eine Rolle spielen könne, veranlaßte ihn im Jahre 1811, wieder einen Wohnungswechsel vorzunehmen. Er hatte zunächst an Göttingen gedacht, ging aber nach Leipzig, ohne zu ahnen, daß er gerade dort zwei Jahre später weit mehr als in Torgau dem Kriegsgetümmel nahe sein würde. Am 4. Dezember 1811 kündigte er für Anfang April 1812 die Eröff-

nung eines „Institutes für promovierte Ärzte" an, „worin ich ihnen die ganze homöopathische Heillehre nach dem Organon in allen Punkten und Hinsichten erläutern, vorzüglich sie aber praktisch vor ihren Augen bei Kranken anwenden und so die Zuhörer in den Stand setzen werde, diese Heilmittel in allen Fällen selbst anwenden zu können. Ein Kursus von 6 Monaten wird selbst für mittelmäßige Köpfe hinreichen, sie völlig in diese hilfreichste Heilkunde einzuweihen".

Gemeldet scheint sich niemand zu haben. Hahnemann hielt jedoch im Wintersemester 1812 Vorlesungen an der Universität vor einer zahlreichen Zuhörerschaft. So bildete sich um ihn eine junge Gemeinde von Schülern, die in engstem persönlichem Verkehr mit ihm standen.

Da ihm das Leben in Leipzig von seinen ärztlichen Kollegen und von den Apothekern außerordentlich erschwert wurde, entschloß er sich 1821, nochmals den Wohnsitz zu wechseln. Er übersiedelte nach Köthen, wo er am 10. August 1829 unter Anteilnahme der homöopathischen Gemeinde der ganzen Welt sein 50jähriges Doktorjubiläum feiern konnte.

Am 31. März 1830 starb nach fast 48jähriger glücklicher Ehe seine Frau in ihrem 67. Jahre.

Nach menschlichem Ermessen hätte das Leben des bereits 75jährigen Mannes nunmehr in einem ganz geruhsamen Lebensabend enden müssen. Bei Hahnemann kam es jedoch anders. Am 8. Oktober 1834 traf in dem kleinen, stillen Köthen Mademoiselle Marie Melanie d'Hervilly ein, um bei Hahnemann Beratung in einem Krankheitsfall zu suchen. Der Greis und die damals 35jährige Französin traten sich näher. Am 18. Januar 1835 feierten sie in Köthen Hochzeit! Am 7. Juni 1835 reiste Hahnemann mit seiner jungen Frau nach Frankreich ab. Durch seinen Weltruf und durch die außerordentliche Geschicklichkeit seiner Frau gelang es Hahnemann, in Paris rasch Fuß zu fassen und einen großen Patientenkreis zu finden. Als reicher Mann ist Samuel Hahnemann, der in seinem Leben alle Entbehrungen kennengelernt hatte, in seinem 88. Jahre am 2. Juli 1843 gestorben. Er selbst soll ausgesprochen haben, daß seine Lebenskraft verbraucht sei; die näheren Umstände seines Todes sind nicht bekannt, da Frau Melanie zunächst Wert darauf legte, Krankheit und Ableben ihres Mannes möglichst wenig öffentlich bekannt werden zu lassen. Neun Tage behielt sie die einbalsamierte Leiche ihres Mannes bei sich zu Hause. Fast heimlich wurde der Sarg an einem regnerischen Morgen zum Friedhof von Montmartre gebracht; Frau Melanie hatte die Bestattungsstunde als ihr Geheimnis bewahrt. Der Sarg wurde in dieselbe Gruft niedergelassen, in die sie schon zweimal Tote, die ihr nahegestanden hatten, verbracht hatte. Zuoberst stellte man den dritten Sarg, den Hahnemanns! Das Grab blieb ungepflegt, keine liebende Hand schmückte es mit einem frischen Kranze.

Frau Melanie Hahnemann starb am 27. Mai 1878 im 78. Jahre. Sie fand ihre Ruhestätte links neben der Grabstätte, in der sie drei Männer beerdigt hatte. Am 24. Mai 1898 fand die Ausgrabung der Leichen Hahnemanns und seiner Frau und deren Überführung von Montmartre nach dem Père Lachaise statt.

Wenn man Samuel Hahnemanns Lebensarbeit würdigen will, darf man nicht, wie dies noch oft geschieht, sein „similia similibus" an die Spitze stellen oder gar das gesamte Wirken dieses Gelehrten mit ein paar Ausführungen über Homöopathie abtun wollen. Wie wir schon am Lebensgang des ungewöhnlichen Mannes und an seiner umfangreichen schriftstellerischen Tätigkeit nachwiesen, hat sein Denken, Wollen und Wirken zwar einen Gipfelpunkt in der Homöopathie gefunden, man darf über diesem Schlagwort jedoch nicht vergessen, daß von Hahnemann Bedenken, Anregungen und Untersuchungen ausgingen, die sich ganz abseits von der homöopathischen Heilmethode segensreich auswirkten und noch heute auswirken.

Hahnemann kommt zunächst das Verdienst zu, daß er schon als ganz junger Arzt die Verschiedenartigkeit der einzelnen Droge nach ihrer Herkunft, Lagerung, Alter erkannte und damit auch die Verschiedenartigkeit in der Wirkung auf den Kranken feststellte. Er hat wohl als erster den Zweifel aufkommen lassen, ob die in den damaligen Apotheken vorhandenen Arzneimittel überall den gleichen Wert und die gleiche Wirksamkeit besäßen — ja, ob man von ihnen überhaupt die beabsichtigte Wirkung erwarten könne.

Von diesem Zweifel aus ging er dazu über, selbst die Drogen zur richtigen Jahreszeit zu sammeln und in bester Form aufzubewahren. Er stellte die ideale Forderung, daß der Arzt das Rezept aus seinem eigenen Vorratsschranke herstellen müsse; eine Forderung, der er selbst gewissenhaft nachkam, die ihm aber nicht nur die Gegnerschaft der Ärzte, sondern vor allem auch die der Apotheker eintrug.

Sehr bald hatte er auch die Unzulänglichkeit der damaligen Rezeptur erkannt, die darauf hinausging, eine größere Anzahl verschiedener und in ihrer Wirkung sehr unterschiedlicher Drogen in einem „Heilmittel" zu mischen und dann abzuwarten, ob der Kranke sich nach Gebrauch einer oder mehrerer Flaschen dieser „Medizin" erhole. Hahnemann ging dazu über, nicht nur mit einer einzelnen Droge auskommen zu wollen, sondern er stellte die Forderung, daß nach einmaliger Einnahme dieses Mittels erst einmal die Wirkung abgewartet werden müsse, so daß der Arzt also bereits nach zwei oder drei Stunden, aber nicht wie bisher nach acht Tagen oder sogar Wochen in der Lage sei, die Behandlung zu ändern. Dabei war ihm durchaus bekannt, daß trotz gleicher Krankheitserscheinungen die Natur der einzelnen Kranken viel zu unterschiedlich ist, um bei dem einen sicher mit dem gleichen Mittel auskommen zu können, das dem anderen geholfen hat. Die Individualisierung des Kranken, die die Naturheilkunde pflegt, war also auch für Hahnemann höchstes Gebot.

Einen weiteren Schritt tat Hahnemann, indem er die These aufstellte, daß man die Wirkung der Arznei zunächst nicht beim Kranken, sondern beim gesunden Menschen (möglichst an sich selber!) feststellen müsse, um zu gültigen Schlußfolgerungen gelangen zu können. Er und seine zahlreiche Familie haben neben der Tätigkeit als Pflanzensammler und Drogenbereiter dem „Versuche am gesunden Leibe" gedient. Besonders bekanntgeworden ist ja der Versuch, den er während der Übersetzung von Cullens „materia medica" seinem Körper zumutete, indem

er „etliche Tage zweimal täglich jedesmal 4 Quentchen gute China" einnahm – und als Folge die besonders charakteristischen Symptome des Wechselfiebers feststellen konnte. Dr. Altschul, ein akademischer Vertreter der Homöopathie in Prag, sagt zu diesem Versuche Hahnemanns: „Nicht leicht war jemals ein Kranker so erfreut über seine schnelle Heilung, als Hahnemann über sein schnelles Erkranken nach diesem Versuch. Hahnemann ahnte hier ein Gesetz, das in den Wirkungen einer Substanz auf Gesunde ihre Heilkraft für die ähnlichen Krankheitssymptome erkennen lehrte, denn er konnte nicht zweifeln, daß hier mehr als ein bloßer Zufall obwaltete."

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Hahnemann sowohl auf dem Gebiete der Hygiene als auch auf dem der Diät in seiner Zeit bahnbrechend wirkte. Wenn von ihm selbst auch aus seinem Greisenalter berichtet wird, daß er kräftige Rindfleischbrühe, Schöpsenfleisch, sehr süßes Kompott und Kuchen bevorzugte, und daß er außer grünen Bohnen, Blumenkohl und Spinat kein Gemüse zu sich genommen habe, so darf doch nicht übersehen werden, daß er bei seiner außergewöhnlichen Gesundheit wohl wider besseres Wissen die Entbehrungen vergangener Jahrzehnte auszugleichen trachtete, daß er jedoch in Krankheitsfällen eine Diät verordnete, die unseren Anschauungen nahesteht. Wasserbehandlung empfahl er häufig als Unterstützung seiner homöopathischen Mittel, für ausreichende Licht- und Luftverhältnisse sowohl im Krankenzimmer als auch in den Krankenhäusern und Schulen war er besorgter als, mit Ausnahme Hufelands, all die anderen Ärzte seiner Zeit. Hahnemanns sehr beachtenswerter Vorschlag zum Städtebau blieb leider unbeachtet.

Hahnemanns für den Hausgebrauch, also nicht nur für Ärzte geschriebenen Werke, „Freund der Gesundheit" und „Handbuch für Mütter" oder „Grundsätze der ersten Erziehung der Kinder" seien hier erwähnt, da sie viele auch heute noch beherzigenswerte Winke enthalten.

Besondere Rücksichtnahme wollte Hahnemann den Geisteskranken gewidmet wissen, die er für heilbar hielt, sobald man sie nicht, wie damals üblich, schlimmer als wilde Tiere behandelte. An einem Beispiel – dem für unheilbar erklärten Geheimen Kanzleirat Klockenbring aus Hannover – konnte er nachweisen, daß er mit liebevollem Verständnis diesen Kranken geheilt hatte. Leider blieb Klockenbring der einzige Patient, und Hahnemann mußte seine „Heilanstalt für wahnsinnige Personen der höheren Stände" in Georgenthal bei Gotha bald wieder schließen.

Wer war nun der Meister, der das „similia similibus curentur" dem althergebrachten „contraria contrariis" entgegenstellte? Ein Mann, dem man wegen seiner Unstetigkeit den Titel „Arzt-Zigeuner" gegeben hat; ein Arzt, der lange Jahre sich und seine Familie lieber von den Einnahmen aus Buchübersetzungen nährte, als sich in Kenntnis seines unzureichenden Wissens an die Behandlung von Kranken heranzugetrauen; ein Eisenkopf, der später seine besten Schüler erbarmungslos verstieß, sobald sie sich im geringsten Abweichungen von seiner Lehre erlauben wollten; ein Vater, der sich und seine Familie dazu hergab, nicht nur alle den Kranken nötigen Pflanzen selbst zu sammeln, sondern ihre Wir-

kung in den verschiedensten Dosierungen am eigenen Leibe auszuprobieren; zum Schluß ein Greis, der mit fast 80 Jahren leichtbeschwingt all sein Hab und Gut in Deutschland verteilt, um einer jungen Französin nach Paris zu folgen; ein einziger, dem es gelang, in solchem Alter noch Liebe und Geld zu gewinnen.

Wie erging es nun seiner Lehre? Nach der, länger als ein Jahrhundert währenden, leidenschaftlichen Ablehnung durch die Wissenschaft erwarb sich das größte Verdienst um die wissenschaftliche Beachtung der Homöopathie Geheimrat Professor August Bier, der damalige Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik in Berlin durch einen Aufsatz: „Wie sollen wir uns zur Homöopathie stellen?", den er in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift 1925" erscheinen ließ. Hier unterwarf Bier die homöopathischen Grundvorstellungen nicht nur einer vorurteilslosen Würdigung, sondern er konnte auch auf ganz beachtliche Erfolge mit homöopathischen Medikamenten in seiner Klinik hinweisen. „Es ist also doch etwas an der Homöopathie! — Entscheiden zu wollen, wieviel daran ist, wäre vermessen von mir, dazu müßte ich eine größere Erfahrung darüber besitzen. Ich glaube aber, behaupten zu können, daß viel an ihr ist, daß wir sehr viel aus ihr lernen können und daß es nicht weiter angeht, daß die ‚Schulmedizin' sie totschweigt oder verächtlich auf sie herabsieht. — Ich weiß, daß ich mit diesen Ausführungen in ein Wespennest stoße, aber ich bitte meine Fachgenossen, ehe sie über den verruchten Verräter an der Wissenschaft schelten — — zu prüfen!"

„Als ich seit dem Jahre 1920 anfing, die Quellenwerke der Homöopathie zu studieren, mußte ich mir sagen, daß ich mir viel Irrtümer, viel Umwege und Irrwege erspart hätte, wenn ich mit diesem Studium dreißig Jahre früher begonnen hätte!"

Auf dem „Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden 1937" sprach Dr. Stiegele, der Leiter des homöopathischen Krankenhauses in Stuttgart, erstmalig vor dem Forum der Wissenschaft über homöopathische Kernprobleme. Damit war eine verhängnisvolle Entwicklung abgeschlossen, die Hufeland seinerzeit zu verhindern suchte und die zu einer Entfremdung zwischen wissenschaftlicher Medizin und Homöopathie geführt hatte.

In Washington, in Paris, in Leipzig, in Dessau, in Köthen stehen Denkmäler Hahnemanns. In Nordamerika, in Ungarn, in Britisch-Indien gibt es homöopathische Universitäten. In Deutschland gibt es einige homöopathische Krankenhäuser, zahlreiche Polikliniken und eine Dozentur für Homöopathie in Berlin, die Dr. Bastanier inne hat. Für die Verbreitung homöopathischer Lehren unter den Ärzten sind eingesetzt die „Deutsche Zeitschrift für Homöopathie" und die „Allgemeine homöopathische Zeitung".

Der Internationale homöopathische Kongreß 1937 in Berlin, den der Reichsminister Rudolf Heß eröffnete und an dem auch Geheimrat Bier, von allen Teilnehmern auf das begeistertste begrüßt, teilnahm, zeigte der ganzen Welt, daß wir am Anfang einer entscheidenden Durchforschung und Weiterentwicklung der homöopathischen Lehre stehen.

Joachims Traum (Kapelle des Enrico Scravegno, Padua)

MECHTHILD BABINGER

Giotto

Italien feiert in diesem Jahre den 600jährigen Todestag eines der größten Repräsentanten seiner Kunst, des Mannes, den schon seine Zeitgenossen den Vater der italienischen Malerei nannten, „der die griechische Kunst ins Lateinische übersetzt habe".

Er lebte in jener Zeit des Umbruchs, als das Mittelalter — eine schon schwindende Epoche — noch die höchste künstlerische Form und Gestaltung seiner Ideale

fand. Er war Zeitgenosse Petrarcas und Pisanos und Freund des großen Florentiners, der dem geistigen Gehalt der mittelalterlichen Welt in seinem erhabenen Gedicht ein Denkmal wie für die Ewigkeit setzte.

Als Hirtenjunge, der seine Schafe mit Kohle zeichnete, soll der große Cimabue den jungen Giotto gefunden haben. Überaus schnell war der Aufstieg des jungen Genies. Schon im Alter von 22 Jahren wurde er nach Rom berufen, nachdem er vorher bereits die Oberkirche von Assisi mit Fresken geschmückt hatte. Wenig

Marias Besuch bei Elisabeth (Unterkirche in Assisi)

wissen wir über die eigentliche Lebensgeschichte des Meisters, was um so erstaunlicher ist, als kaum je ein anderer schon bei Lebzeiten solch restlose Anerkennung fand und seine Zeitgenossen so mitfortgerissen hat. Seine öffentliche Stellung und Wirksamkeit können wir uns nicht groß genug denken: die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Städte des damaligen Italien, die Fürsten, die Klöster beriefen ihn wetteifernd; er arbeitete unter anderem in Ravenna, Ferrara, Padua, Verona und Neapel und kehrte hierauf nach Florenz zurück, wo man ihn in ehrenvollster Weise zum Bauherrn des Domes bestellte. Seinem Ruhm als Maler und Architekt fügte er auch noch den des Bildhauers hinzu, so die Reihe jener großen Meister eröffnend, die bis auf Michelangelo das Gesamtgebiet der bildenden Kunst beherrschten.

Kopf des Christus und Judas aus „Der Kuß des Judas"
(Kapelle des Enrico Scravegno, Padua)

Seine Hauptwerke der Malerei sind die Fresken der Unterkirche in Assisi, die von Padua und von Santa Croce in Florenz. Diese Fresken, gleichsam eine leichtverständliche, an die Kirchenwand geschriebene Predigt in lebhaft erzählenden

Bildern, wie sie der erregbare Geist der Nation verlangte, sind die Anfänge der großen Monumentalmalerei, die in Verbindung mit der Architektur die italienische Kunst bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts beherrschte.

Als erster gibt Giotto statt der starren byzantinischen Malerei, die der altchristlichen Mosaikkunst entstammt, inneres Leben und die subjektive Stimmung des Gemütes. Im hohen Maße dichterisch ist seine Darstellung; er versteht es, einen

Christuskopf aus dem „Letzten Gericht"

ganzen Vorgang zu erzählen, indem er den charakteristischen Moment dramatisch darstellt und uns einen Blick in das Seelenleben der handelnden Personen tun läßt. Dabei ist alles in Zeichnung und Modellierung nur in großen Zügen angezeigt, im allgemeinen mehr mit wunderbarem Instinkt dem Leben abgelauscht als durch strenges, tief eindringliches Naturstudium durchgebildet. Es ist eine Kunst, die nirgends auf sinnliche Reize ausgeht, aber durch gewaltige Betonung des Wesentlichen in der einfachen Schlagkraft der Komposition stets den Gegenstand ins Herz trifft.

Bei seinem Tode hinterließ er die Kunst völlig umgewandelt. So stark war der plötzliche Ruck, mit dem er die Malerei emporgerissen, daß sie fast ein Jahrhundert auf dem Platze blieb, den er ihr erobert hatte.

Drei allegorische Figuren aus dem „Letzten Gericht"
Photo: Mechthild Babinger

Rundschau

Herbst des Mißvergnügens. Die Nachrichten der letzten Tage künden von militärischen Entscheidungen in Ostasien. Die Japaner haben sowohl in Shanghai wie im Norden Erfolge gehabt, und die Lage der chinesischen Truppen um Shanghai herum erscheint gefährdet. Aber sofort haben chinesische Gegenbewegungen eingesetzt und ein Nachlassen des chinesischen Widerstandswillens ist nicht spürbar. So sind die errungenen Erfolge noch keine Entscheidungen. Es erscheint durchaus möglich, daß es der chinesischen militärischen Führung gelingt, durch Ausbau neuer Stellungen und das Auffangen der sich zurückziehenden geschlagenen Truppen die Japaner vor neue, nicht leicht zu überwindende Hindernisse bei ihrem weiteren Vormarsch zu stellen. Es ist nicht anzunehmen, daß in Bälde das blutige Ringen in Ostasien sein Ende findet. Man darf insonderheit auf die Brüsseler Neun-Mächte-Konferenz, die noch um weitere Teilnehmer nach der Absage der Japaner erweitert werden soll, nicht die Hoffnung setzen, daß sie über papierene Beschlüsse hinaus einen Weg finden wird, dem Blutvergießen ein Ende zu bereiten. — Nicht viel besser sind die Erfolgsaussichten des Nicht-Einmischungsausschusses. Hier ging in den letzten Wochen die Waage, auf der angeblich das Schicksal des spanischen Volkes gewogen werden sollte, so schnell auf und ab, daß die Berichterstattung Mühe hatte, den wechselnden Möglichkeiten zu folgen. Einer hergestellten Einigkeit folgte sehr bald neue Uneinigkeit, immer unter tatkräftiger Mitwirkung des Moskauer Vertreters. Es ist nicht anzunehmen, daß die Spannungen sich bald verringern, da immer stärker in die spanische Frage die Interessen der Mittelmeermächte hineinspielen und zeitweilig selbst die Frage der Rückziehung der Freiwilligen in den Hintergrund drängten.

Die jüngsten Erfolge des Generals Franco in Nordspanien werden es ihm ermöglichen, seine Streitkräfte vor Madrid zu verstärken, so daß die militärische Entscheidung nähergerückt ist als in den letzten Monaten. Aber da man in London vorerst nicht mit endgültigen Beschlüssen, hinter denen die Tat steht, rechnen darf, können sich die Kräfteverhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel erneut verschieben, und das Wüten des Bürgerkrieges geht weiter.

Auch sonst haben sich die Gefahrenpunkte für den europäischen und den Weltfrieden nicht vermindert. Man wird besonders aufmerken müssen, ob nicht durch Veränderungen in den Staaten der Kleinen Entente auf dem Balkan wieder neue Unruhe aufflammt. — Hervorgehoben sei, daß Mussolini in seiner Rede am 28. Oktober sich mit großem Nachdruck für die Berechtigung der deutschen Kolonialforderungen eingesetzt hat. Solche Klarheit und Entschiedenheit sehen wir bei den Regierungen der westlichen Demokratien nicht. Man weicht im Gegenteil anscheinend wiederum Entscheidungen aus, weil man vor der eignen Courage Angst bekommt. Aber gerade dieses Schwanken trägt dazu bei, die gedrückte Stimmung aller europäischen Völker zu verstärken, weil die Unsicherheit, ob der Frieden erhalten bleibt, ob nicht doch an irgendeinem gefährlichen Punkte ein neuer Weltbrand sich entzünde, weiter besteht. Der Sehnsucht der Völker würde

es entsprechen, wenn im nebeligen Herbst unter der eingebrachten Ernte auch endlich Garantien eines dauerhaften Friedens sich befänden.

Ein Preisausschreiben. Nach einer Meldung des Tschechoslowakischen Preßbüros vom 7. Oktober 1937 hat der Präsident der Republik, Dr. Eduard Benesch, dem Schutzverband deutscher Schriftsteller in der C. S. R. 5000 Tschechenkronen gestiftet. Der Widmungsurkunde nach ist dieser Betrag für einen Herder-Preis bestimmt, der für die beste Arbeit „im Sinne der demokratischen Ideologien Herders" zuerkannt wird. Monsieur Benesch prends son bien où il le trouve. Dabei greift man leicht einmal in den falschen Topf. Johann Gottfried Herder, der geistige Vater des Nationalismus, der Schutzpatron der Minderheitenrechte, der Überwinder der Aufklärung ein Demokrat im Sinn des Herrn Dr. Benesch? Den Bearbeitern der gestellten Aufgabe empfehlen wir ein recht genaues Studium von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und als Kennwort seinen Ausspruch: „Daß edle Männer für ihr Vaterland sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden, undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken: daß endlich gotterfüllte Weise aus edlem Durst für die Wahrheit, Freiheit und Glückseligkeit unsres Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armut und Not willig übernahmen und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig waren, verschafft oder befördert hätten; wenn dieses alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollsten Bestrebungen der Selbstbestimmung sind, die in uns liegt: so kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als Ärzte heilsam aufzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte. Eben diese wenigen aber waren die Blüte des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen."

Berliner Theater. Der Berliner Theaterwinter hat mit bemerkenswerter Frische eingesetzt. Neben einer meisterhaften Aufführung von Lessings „Emilia Galotti" (Kleines Haus), Schillers „Wallenstein" an einem Abend (Schauspielhaus), einer sehr beschwingten Aufführung von Shakespeares „Viel Lärm um nichts" (Deutsches Theater), womit den Klassikern ihr vorläufiger Anteil gesichert wurde, kamen von jüngeren zeitgenössischen Autoren zu Worte Richard Billinger mit seinem Schauspiel „Der Gigant" (Schauspielhaus), in dem er in neuer Form — es wurde der Vergleich der Ballade gebraucht — das Thema Stadt und Land mit Billingerschen Verwicklungen abhandelt, Franz Woertz mit seiner politischen Komödie „Öl ins Feuer" (Kammerspiele), Otto E. Groh mit dem Schauspiel „Die Fahne" (Theater in der Saarlandstraße) und Hans Fitz mit dem Lustspiel „Das Hahnenei" (Lessing-Theater). Das Problem der Ehe erfuhr eine Beleuchtung von vielen Seiten: von dem furchtbaren Alb des Strindbergschen „Totentanz" mit Paul Wegener (Theater am Kurfürstendamm),

frivoler und leichter in der Komödie einer Ehe von dem Engländer E. P. Montgomery „Zweigespann" (Theater in der Saarlandstraße) und elegant durch Franz Hercges „Blaufuchs" (Komödienhaus). Von älteren Autoren wurde zum 70. Geburtstage von Max Halbe sein Schauspiel „Jugend" aufgeführt (Theater in der Saarlandstraße), von Hermann Burte gab es sein frühes Stück „Herzog und Henker" (Deutsches Theater). In die Reihe des dramatischen Nachwuchses sind der gute alte Victorien Sardou mit seiner „Fedora" (Renaissance-Theater) und Alexander Dumas fils mit der unsterblichen „Kameliendame" (Kleines Haus) aufgenommen worden. Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen!

Balearen. Der „unverdiente Wertzuwachs" ist zwar ein Begriff des Grundstücksmarktes, macht sich aber auch häufig genug in der Politik bemerkbar. Die Machtverlagerung im Mittelmeerraum wird in der revolutionierenden Gewichtsverschiebung sichtbar, die sich heute im Stützpunktsystem der Mittelmeermächte vollzieht. Man mag über die Widerstandskraft Maltas im Zeitalter der Luftstrategie denken, wie man will, jedenfalls ist der seit mehr als einem Jahrhundert kaum in Frage gestellte Anspruch Maltas auf die beherrschende Schlüsselstellung im Mittelmeer heute bestritten. Malta bekommt Konkurrenz! Vor einigen Monaten ist die kleine, 200 Kilometer von Malta entfernte italienische Insel Pantelleria auf der politischen Mittelmeerkarte „aufgetaucht", will sagen: der von Italien in Angriff genommene Ausbau Pantellerias zu einem starken Stützpunkt für Unterseeboote und Flugzeuge hat diese Insel, die inmitten der etwa 135 Kilometer breiten Rinne zwischen Sizilien und dem afrikanischen Festland liegt, plötzlich in die Scheinwerfer der Mittelmeerpolitik gerückt. Offenbar denkt Italien daran, dieses Felseneiland zu seinem Malta zu machen, das heißt im Ernstfalle als einen Sperriegel zu benutzen, um das östliche Becken des Mittelmeeres vom westlichen zu trennen. Im östlichen Mittelmeer hat die bisher von den Engländern sehr vernachlässigte Insel Cypern einen großen strategischen Wertzuwachs erfahren. Die machtpolitische Aktivierung Cyperns gehört zu den wichtigsten Maßnahmen Großbritanniens im Rahmen seiner Bemühungen, seine Stellung im Mittelmeer an die neue, durch die Schaffung des italienischen Imperiums gegebene Lage anzupassen.

Im westlichen Becken des Mittelmeeres haben jetzt im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um die Zukunft Spaniens die Balearischen Inseln bei den Strategen der widerstreitenden Mächte eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit gefunden. Das Gerücht, nach dem Franco die Absicht haben soll, auch die nördliche Baleareninsel Minorca seinem Herrschaftsbereich einzufügen — die beiden anderen Inseln Mallorca und Ibiza befinden sich schon seit Beginn des Bürgerkrieges in seinen Händen — veranlaßte französische Kreise zu der Drohung, daß man einen solchen Versuch durch die französische Okkupation der Insel vereiteln werde. Obwohl Italien immer wieder feierlich versichert, daß es keinerlei Annektionsabsichten in Spanien hege, hat die italienische Fluglinie von Rom über Mallorca nach Mellila (Spanisch-Marokko) und Cadiz den Franzosen offenbar einen ziemlichen Schrecken eingejagt. Die Empfindlichkeit Frankreichs

wegen des Schicksals Minorcas wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die natürliche Lage diese Insel zu einem strategischen Stützpunkt ersten Ranges bestimmt. Liegt sie doch genau in der Mitte zwischen Marseille und Algier, den Endpunkten der imperialen Straße Frankreichs über das Mittelmeer. Die seestrategische Bedeutung Minorcas ist schon vor mehr als 2000 Jahren von Majo, dem jüngeren Bruder Hannibals, erkannt worden. Er machte Minorca zu seinem Stützpunkt in dem karthagischen Entscheidungskampfe mit den Römern und gründete hier um 220 v. Chr. den Hafen Majo, das heutige Port Mahon. Dieser beste Hafen der Balearen ist in allen Mittelmeerkriegen hart umkämpft worden. Im Jahre 1708 (Spanischer Erbfolgekrieg) wurde Mahon von den Engländern besetzt und stark befestigt. 1756 schlugen französische Seestreitkräfte die britische Flotte unter Admiral Byng vor Mahon. Admiral Byng mußte diesen Verlust mit seinem Tode büßen. 1762 eroberte England Mahon zurück, um es im Jahre 1783 endgültig an Spanien abzutreten. (Gegen den Willen Nelsons, der lieber Malta als Minorca aufgeben wollte!) Frankreich glaubt heute in einer von Franco mit italienischer Unterstützung durchgeführten Besetzung Minorcas eine Maßnahme erblicken zu müssen, die seine Routen nach Nordafrika bedroht. In der Tat beherrscht Minorca den Raum, den die französischen Truppentransporte aus Nordafrika im Falle einer Mobilmachung passieren müssen. Der geplante Ausbau Port Mahons zu einer mächtigen Flotten- und Luftbasis würde seine Schlüsselgewalt im westlichen Mittelmeer außerordentlich erhöhen.

Otto Wirz. Der 60. Geburtstag dieses traditionsbeschwerten Einzelgängers, der Konstrukteur für Wasserkraftmaschinen in einem Institut der Technischen Hochschule Darmstadt, Turbineningenieur in einer Zürcher Fabrik, schweizerischer Artilleriehauptmann, Theoretiker der Ballistik und endlich Musikkritiker in Bern war, ehe er sich mit drei gedankenschweren, in Romanform gekleideten Werken eine gewichtige Stelle in der Entwicklung der deutschschweizerischen Dichtung der Gegenwart sicherte, ist eine gute Gelegenheit, den viel zu selten genannten Namen niederzuschreiben: als Glückwunsch und als Erinnerung für die Leserschaft, die allzuoft geneigt ist, Dichter zu übersehen, die nicht Jahr um Jahr mit Neuerscheinungen auf dem literarischen Markte stehen. Recht eigentlich ist Otto Wirz bisher nur mit einem kleinen Buche als „reiner Künstler" vor die Öffentlichkeit getreten, mit einer Geschichte von noch nicht sechzig schmalen Seiten, die den mehrdeutigen Titel „Späte Erfüllung" trägt. Späte Erfüllung ist nach mehr als zwanzigjähriger Frist der Liebe zweier nicht gewöhnlicher Menschen beschieden, die durch Ungeschick und Hemmung in der Jugendzeit voneinandergetrieben wurden, weil einzig das unkontrollierbare Gefühl mit seinen abrupten Äußerungen und Ausbrüchen sie aneinander band, während erst die Reife geruhig erworbener Welterfahrung den Inhalten ihres Empfindens Form zu geben vermag. Späte Erfüllung scheint zugleich ein fast autobiographisch zu wertendes Stichwort: das Bekenntnis des Dichters Otto Wirz zum stillen Wachsenlassen, zum ruhigen Warten auf die rechte Stunde, die ernste Erkenntnis, daß das Herz vom Kopf, der Drang von der Form in Schach gehalten werden will. Diese Erfüllung durch

das Regulativ des reifen Verstandes, der dem Gefühl nichts nimmt und es durch Zucht eher verstärkt als schwächt, ist besonders bedeutungsvoll, wenn sie sich in einer mit überlegen-heiterer Anspruchslosigkeit vorgetragenen Erzählung offenbart, die derselbe Dichter geschrieben hat, dem wir die „Gewalten eines Toren", die „geduckte Kraft" und den Roman vom „Prophet Müller – zwo" danken. Denn diese Bücher waren ja weit davon entfernt, Form und Reife zu lehren: sie forderten die Entfernung des Menschen von allen Bindungen des Lebens, sofern er der Tiefe des „Geheimnisses" teilhaft werden wollte. Im Bewußtsein, daß „Grauen besser ist als Finsternis", ließ Otto Wirz einst den Helden seines ersten Romans die Flucht aus der Welt der Sicherheit antreten, die durch Skepsis („Flucht aus der Klugheit"), Negation und Abstreifen aller Hüllen des Lebens in der Gesellschaft des Menschen in das Reich der einfältigen Torheit, das Reich der Gnade führte, wo der Mensch „entworden" ist und den Ruf der Gottheit hört. Aber dort, wo der Mystiker von der „unio" stammelnde Aussagen macht, erwacht in Wirz der Techniker, der in dem Worte Kraft die religiöse nicht ohne die physikalische Bedeutung hört. Deshalb spricht er von der „geduckten Kraft" im Menschen, von den Möglichkeiten, die in ihm schlummern und die – wenn sie zum Ausbruch kommen – unnatürlich, das heißt: wider die bekannten Naturgesetze sind. Die geduckte Kraft äußert sich „spielerisch", erklärt Wirz; wo sie sichtbar wird, erscheint sie als „Hysterie", sie treibt die Welt nicht weiter, sie ist nicht sinnvoll, so gewiß es dem Menschen nicht gegeben ist, über sich hinauszuwachsen. Nur einmal in der Weltgeschichte ist geduckte Kraft in echter Weise manifest, nur einmal die mystische unio Wahrheit, der Mensch Gott geworden: in der Erscheinung Christi. Mit dieser Wendung des dritten seiner großen Romane ist Wirz aus der Welt der Spekulation zurückgekehrt in das begrenzte Reich der Menschen, damit hat er als Dichter seine späte Erfüllung gefunden. Als erstes Ergebnis der Bescheidung und der Reife hat er uns die köstliche Novelle geschenkt: jetzt beginnt sein Weg als überlegener und klarer Gestalter.

Religion und Propaganda. Als die Japaner in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Umstellung auf die europäische Zivilisation vollzogen, wurde an oberster Stelle eine Zeitlang erwogen, ob es genüge, Wissenschaft, Wirtschaft, Technik, Heerwesen, Diplomatie usw. den Formen des Westens anzupassen, oder ob zu alledem auch noch die abendländische Religion in Kauf genommen werden müsse. Das Christentum der verschiedenen Konfessionen hat aber dann in seiner irdischen Gestalt die japanischen Beobachter offenbar nicht von seiner Unerläßlichkeit überzeugt, und es geschah nichts weiter, als daß ihm der innere religiöse Wettbewerb um die Seelen der einzelnen Menschen zugestanden wurde. In dieser Richtung freilich haben die großen Kulturen des Ostens ja immer eine fast lässige Toleranz gezeigt, deren letzte Ursache wohl in dem Bewußtsein zu suchen ist, daß der asiatische Mensch jeglicher Form der Überredung (und zwar auch der, wo persuadere den Accusativ cum Infinitiv regiert) von Haus aus versiegelter gegenübersteht. Um seiner Ruhe und Sicherheit gefährlich zu werden, muß man dann vielleicht schon wie der Islam mit

Feuer und Schwert erscheinen; während die neuzeitliche christliche Mission eben immer bloß Gottespropaganda im Alltag geblieben ist, nicht aber den zu bekehrenden Menschen zugleich in jene unerläßlichen Erschütterungen versetzte, die Gott oder das ihm korrespondierende Dunkel in der Seele des Gottlosen überhaupt erst existent machen. Aus dieser vielleicht nicht völlig bewußt gemachten, aber gefühlten Erkenntnis, daß bloße Worte und unmittelbare Verkündigungen in der heutigen Welt (innerhalb wie außerhalb der christlichen Länder) immer schlechter verfangen wollen, hat nun die gegenwärtige Religionspropaganda besonders in den angelsächsischen Ländern einen neuen Weg eingeschlagen, welcher den gewissermaßen emotionellen Bekehrungsmethoden früherer Zeitalter wiederum näherzurücken scheint. Man will das Bild und das Schauspiel stärker zur Erweckung religiöser Haltungen heranziehen und ist deshalb zu einer folgenreichen Sanktionierung des Films geschritten, der ja heute in allen Ländern die höchstfrequentierte Schaubühne geworden ist. Der amerikanische Film zielt, wo er ernsteren Charakter trägt, jetzt schon fast durchweg nicht nur auf moralische, sondern auf ausgesprochen religiöse Beeinflussungen des Massenmenschen hin, wofür „San Franzisko" nur ein besonders gelungenes Beispiel darstellte. Die anglikanische Kirche wagt aber zur Zeit auch noch den nächsten, vielleicht folgerichtigen Schritt. Wie wir hören, sind in vielen englischen Gotteshäusern Tonfilmapparaturen eingerichtet worden, und es soll wöchentlich in ihnen ein filmischer Gottesdienst abgehalten werden, von dem man sich eine allgemeine Belebung des Kirchenbesuches verspricht. — Vielleicht beurteilen wir nun von unseren deutschen Verhältnissen her, die uns jüngst eine bessere, innerlichere Form der Religionsbelebung am Kirchenbesuch der letzten Jahre deutlich gemacht haben, diese Maßnahmen zu kontinental und konservativ. Hat sich aber nicht doch der gewiß auch für die Kirche unerläßliche Propagandagedanke in dieser Form zu selbständig gemacht? Die Frage rührt in der Tat am ganzen schwierigen Problem religiöser Propaganda, das wiederum mit der gewiß „allmenschlichen" Sendung des Christentums zusammenhängt. „Gott selber kann nicht ohne weise Menschen leben", hat Luther gesagt, was in unserem Zusammenhang so viel bedeutet, daß der Mensch auf Gott hin vorbereitet und „weise" gemacht werden muß, daß sein Geist bis in die äußerlichsten Bezirke des Verstandes von ihm erfahren, auf ihn hin erzogen und belehrt werden muß. An Kaspar Hauser oder dem Buschmann der Kalahari könnte auch Gott, um es philosophisch auszudrücken, nur im „Ansichsein", nicht im „Fürsichsein" wirklich werden. Dinge, von denen zu einem Menschen nicht gesprochen, die ihm nicht aktiv vermittelt werden, blassen ins Nichts hinüber, und wenn es sich nun wirklich so verhalten sollte, daß die moderne Welt mit ihren Menschenmassen und Massenmenschen nur mehr optisch reagiert, mag vielleicht der einzige Umweg, der ihr wenigstens einen Schatten des Heils zuführt, über das Bild und das Schauspiel gehen. Fragt sich nur, ob dieses Zugeständnis an ein zahlenmäßig ökumenisches Prinzip nicht zuletzt doch sein eigenes Ziel verfehlt. Denn so notwendig einerseits die Vorbereitung, Belehrung, die oberflächlichere oder tiefere religiöse Unterweisung auch ist, sie hat ihre Grenze, wo sie wiederum gerade in ihr Gegenteil umschlagen und die trotz

allem undeterminierbare Gnade eher verfehlen als nahebringen kann. Das gilt gewiß auch vom Wort und der Verkündigung, und es hat sich am großen Beispiel des Weltkrieges gezeigt, wie eine zu salbungsvolle und selbstsichere religiöse Vorbereitung der als „Christen" hinausgezogenen Kämpfer weit mehr Gottlose als Gläubige erzeugen konnte. Es gilt aber in erhöhtem Maße von Bild und Schauspiel, die trotz ihrer momentan tieferen Lebenswirkung doch der Wirklichkeit noch um eine ganze Dimension ferner stehen als das Wort und der abgezogene Gedanke, weil in ihren Emotionen die Lust immer wieder tiefer als das Leid gedacht ist und dadurch bestenfalls nur ein ähnlicher Schein jenes Dramas hervorgebracht wird, dem der wirkliche Mensch auf seinem Lebenswege nicht entgeht. Wir meinen daher, daß man die Erschütterungen von gelegentlichen großen Ausnahmen, wie San Franzisko, abgesehen, doch wohl lieber Gott selber überlassen und sich an der rechten, schlechten Missionierung genügen sollte.

Das britische Volk – das Volk Israel? Daß die Engländer in starker Übereinstimmung des gesamten Volkes sich für das auserwählte Volk, das zur Führung der ganzen Welt berufen ist, halten, hat man oft gehört. Wie real man aber diese Wurzel nationaler Kraft auf eine verblüffende These zu gründen versucht, ist doch nicht männiglich bekannt. Wir finden in den „Times" vom 1. Oktober 1937 ein Inserat von der Länge und Größe einer Seite, das uns darüber nähere Auskunft gibt. Flankiert von den Bildern des Generals Allenby of Megiddo und Lawrence of Arabia wird in großen Lettern die Frage gestellt: "Does the possession of the Promised Land rightfully belong to Britain?" Die Beantwortung dieser als lebenswichtig für die Briten bezeichneten Frage ist sehr aufschlußreich und von einer bestrickend einfachen und rührenden Logik. In biblischem Ton und unter immer wiederholter Bezugnahme auf Prophezeiungen der Bibel und auf Stellen aus der Genesis wird der Nachweis geführt, daß das britische Volk das Volk Israel ist. Ein britisches, nicht ein jüdisches Heer hat Palästina im Jahre 1917 erobert. Nach der Prophezeiung der Bibel, daß Jerusalem aufhören werde, „von den Heiden unter die Füße getreten zu werden", als Folge seiner Befreiung, ergibt sich nach der Ansicht des Times-Inserenten, daß die Befreier keine Heiden gewesen sein können. Da nun die Briten keine Heiden sind, so müssen sie Israel sein. Die Britisch-Israel-Bewegung zielt dahin, das nationale Erwachen und das Innewerden des Tatbestandes: Briten = Israel zu beschleunigen. Abraham, der Vater der britischen Rasse, erhielt wiederholt das Versprechen: „Alles Land, das du siehst, will ich dir geben und deinem Samen für immer." Nach einer Spanne, begrenzt durch die Jahre 1918 v. Chr. bis 1918 nach Christi Geburt hat das Volk Israel – das ist das britische Volk – wiederum Besitz vom Gelobten Lande genommen, denn die Briten sind Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels – also keine Arier. Die Bibel sagt – und die Geschichte bestätigt es – daß die Bewohner des nördlichen Königreichs Israel in die assyrische Gefangenschaft geführt wurden. Damals änderten sie ihren Namen von „Haus Israel" in „Haus Isaak". Dieses Volk Israel oder vielmehr das Haus Isaak wanderte unter dem Namen Beth-Sak, Sacae oder Sachsen quer durch Europa zu den britischen Inseln. Die Angeln, die Jüten

und die Dänen, alle waren Teile der sächsischen Rasse während der Wanderung. Anscheinend nur auf Grund von Prophezeiungen und ihrer Erfüllung und wegen eines Namenanklanges S a x o n s an I s a a k gilt es dem Inserenten als bewiesen, daß die angelsächsische Rasse das Volk Israel ist, beladen mit der erhabenen Aufgabe, auf Erden die Voraussetzungen für das Königreich Gottes zu schaffen. Das südliche Königreich Juda kam in die babylonische Gefangenschaft, die nur ein Rest überlebte, der nach Palästina unter Esra und Nehemia zurückkehrte und das Volk der Juden bildete, das im Jahre 70 n. Chr. über die Erde verstreut wurde. Scharf wird unterschieden zwischen der Wanderung Israels nach den britischen Inseln und der jüdischen Zerstreuung. Aus dieser Feststellung werden nun die entsprechenden Folgerungen gezogen. Bei aller britischen Sympathie — das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird übrigens in die Gemeinschaft des Volkes Israel einbezogen — ist die zionistische Forderung ein Mißverständnis. Die Juden, als der Rest des Volkes Juda, haben keinen Rechtsanspruch auf Besitz des Gelobten Landes; den hat nur das britische Volk, das alle Stämme des ganzen Israel repräsentiert. Die Souveränität Palästinas ist e i n e und unteilbar. Sie ist ein Teil der Erbschaft des Thrones von David, das ist der britischen Krone. Palästina muß ein britisches, nicht ein jüdisches Dominion werden. Nur dann ist es möglich, die widerstreitenden arabischen und jüdischen Ansprüche in Harmonie miteinander zu bringen. Wenn erst offiziell anerkannt ist, daß das britische Volk das Volk Israel ist, wohl unterschieden von den Juden, sind die Schwierigkeiten im Widerstreit der Araber und Juden nicht mehr unüberwindlich. Großbritannien hat durch den alten Bund zwischen Gott und dem Volk Israel und durch die Befreiung Palästinas gemäß der Prophezeiung den vollen Rechtsanspruch auf das Heilige Land als ein geheiligtes Unterpfand für die Zivilisation. Denn das Gelobte Land ist immer angesehen worden als das Symbol des kommenden Königtums Gottes, bestimmt zu umfassen alle Völker in einem universellen Königreich. Palästina ist der Schlußstein des Friedens im Nahen Osten und muß der Mittelpunkt des Rechts und des Friedens für die ganze Welt werden. Also haben die Briten als das auserwählte Volk Israel den Anspruch nicht nur auf Palästina, sondern auf die Weltherrschaft. Quod erat demonstrandum!

Fragt man nun, wer steht denn hinter dieser These?, so erfährt man, daß der Herausgeber der Zeitschrift „The National Message", der offiziellen Wochenschrift der „British-Israel-World Federation", vereinigt mit „The Banner of Israel" und „The Covenant People" in ganz England bekannt ist, ohne doch mit seinen Anhängern, zu denen viele der in England nicht seltenen Einzelgänger, Pastoren, viele Frauen, Admiräle, Generäle, „retired Colonels" gehören, allzu seriös genommen zu werden — trotz der stattlichen „Roll of Honour", die mit der Queen Viktoria beginnt. Mit einem Lächeln aber kann man über diese Bewegung nicht hinweggehen. Man würde Möglichkeiten irrationaler Antriebe in der britischen Realität und ihre Mobilmachung zu bestimmten Zeiten unterschätzen, und zum anderen verfügen die Kreise, die hinter dieser Bewegung stehen, zweifellos über nicht unerhebliche Mittel. Vorläufig registrieren wir diese interessante Angelegenheit unter der Spitzmarke: „Was es nicht alles gibt!"

JOSEF MARTIN BAUER

Die barocke Kerze

Novelle

(1. Fortsetzung)

Das war – vielleicht – der letzte Sommer, den Friedbert Johannsen in Aurisbrunn verbrachte bei den Bauern, beim Most in der Mühle und zumeist beim Kaufmann Leibelt, der zu jener Zeit eine wunderschöne barocke Votivkerze besaß.

Im Sommer darauf blieben die Betten, die von der Gommerin sorgfältig bereitet und an der Sonne gelüftet worden waren, zugedeckt und unbeschlafen.

In einem Brief, kurz und beinahe unfreundlich, gab der Herr Generalstaatsanwalt zu wissen, daß er sich nicht sehr wohl fühle und die Notwendigkeit eines Badeaufenthaltes der Schönheit des dörflichen Lebens vorziehen müsse. Das war kurz und bündig der Bescheid, der im Dorf ebenso bekannt wurde wie sonst die Nachricht vom Eintreffen des Sommergastes.

So entging der Gommerin für dieses Jahr die nette Einnahme, aus der sie sonst ihre Nebendinge bestritten hatte, für die ein Mann oft kein Verständnis aufbringt. Darum auch war sie unwillig und machte vor den Leuten ihrem Ärger damit Luft, daß sie die Schuld an dem Ausbleiben des Gastes auf die junge, überspannte Frau schob, bis der Mann das Unglück damit noch vollmachte, daß er Gertrud vor seiner eigenen Frau in Schutz nahm und mehr gute Dinge von ihr erzählte, als er selbst glaubte. Das gab ein wenig Unfrieden in Gommerhof, aber als der Herbst kam, war dieser sinnlose und unnütze Streit hinfällig. Die Zeitung hatte eine Notiz gebracht, der Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen sei aus gesundheitlichen Gründen in den dauernden Ruhestand getreten, weit vor Erreichung der Altersgrenze. Bei dieser Gelegenheit würdigten die großen Zeitungen sein Wirken und seine Verdienste, und aus diesen Zeilen klang schon der tödliche Ernst, dem sich niemand entziehen konnte.

„Die arme junge Frau!" klagte die Müllerin.

„Und sie war so hübsch, wie selten eine Frau!" stellte der Müller fest, der gern ihren Arm ein wenig gestreift hatte, wenn er ein Glas Most für die Frau Generalstaatsanwalt auf den Tisch stellte. Nun kam wohl auch sie nicht mehr, wenn ihr Mann so schwer krank war.

Als die Nachrichten sich dichter und drohender ballten, fuhr der Kaufmann Leibelt, der sich mit Stolz und Recht den Freund des hohen Herrn nennen durfte, in die Stadt, um den Kranken zu besuchen. Aus dem Reichtum seiner Altertümerstube nahm er einen venezianischen Kruzifixus mit, der so klein war, daß eine Handfläche ihn bedecken konnte, und so wertvoll, daß Leibelt nur dem Todkranken zuliebe sich von diesem Stück trennen wollte.

Arm, krank, wachsgelb fand er den Mann, den er ohne Stolz zu jeder Zeit seinen Freund genannt hatte, totenfahl in den Kissen, auch nur Mensch, wenn ihn auch eine flaumweiche Decke verhüllte, und auch nur elend jetzt, obgleich er

sein Leben lang anderen das Elend diktiert hatte für Unrecht, Verbrechen oder Irrtümer gegen die Ordnung des Zusammenlebens. Schweigend ging der Arzt aus und ein, weinend beschrieb Gertrud Johannsen den ungeheuren brennenden Durst, den sein Leiden immerzu verursachte, still schob eine Schwester den Besucher zurück, eben als er dem Kranken die venezianische Kostbarkeit in die hohle gemuldete Hand gedrückt hatte.

„In weniger als zwei Tagen", flüsterte der Arzt draußen im Gang dem Besucher ins Ohr, „wird Herr Johannsen tot sein. Er hat die Pflicht ernster genommen als sein Leben, es war zu spät, als er kam. Besuchen Sie ihn bitte nicht mehr! Er wird sie morgen bereits nicht mehr erkennen."

Da erbat sich Leibelt von Gertrud noch die Freundlichkeit, daß sie ihm unter allen Umständen Bescheid geben sollte, wenn sich so oder so der Zustand ihres Mannes verändern würde. Vier Stunden später war er wieder in Aurisbrunn, und wo er gegangen war, da erzählte man flüsternd hinter der vorgehaltenen Hand weiter, der Sommergast, der gute Johannsen, der Herr Generalstaatsanwalt Johannsen liege im Sterben und werde einen dritten Tag nach diesen zweien, die ihm höchstens noch gegeben seien, nicht mehr erleben.

Staub und träge Luft lag in dem Zimmer hinter dem Laden, als Leibelt Hut und Rock abwarf und sich in den Backenstuhl fallen ließ, auf dem er vor gut einem Jahr seinem Freund Johannsen liebenswürdig Platz geboten hatte, Abend um Abend. Nun also gab es keinen Freund Johannsen mehr, nun mußte Friedbert sterben, weil die Leber zerfiel und der gelbe Schimmer an den Schläfen und in den Nasenwinkeln nicht getrogen hatte.

Diese mächtige Votivkerze, dieses Meisterstück barocker Wachszieherkunst, hatte Johannsen ihm noch abkaufen wollen. Viel Geld hatte er dafür geboten, immer wieder hatte er die Rede auf dieses Stück gebracht, aber nie hatte Leibelt sich davon trennen können, nicht gegen ein Vermögen, weil er doch seine Schätze um ihrer selbst willen, nicht um ihres Wertes willen liebhatte.

Er zog die Nägel aus dem langen Behältnis und wickelte wie damals Hülle um Hülle ab, bis die Kerze — heute war sie schöner, als sie ihm je erschienen war — blank und lang und mächtig auf dem Tisch lag. In den bloßen Händen wog er das Stück, tändelnd beinahe, des bitteren Bildes vergessend, das er vor Stunden gesehen hatte, und ersichtlich freute er sich in diesem Augenblick des Besitzes. Freunde nannten sie sich, ja, ja, Freunde, obgleich sie nach Stand und Art so verschieden waren, daß kaum etwas Gemeinsames sie verband als eben dieses eine, die Liebe zu alten Dingen, in denen eine Zeit lebt und lebendig gebannt werden kann, wenn ein Mensch nur ihr Leben zu deuten weiß.

Freunde —?

In dieser Nacht raffte sich der Kaufmann Leibelt zu einem heldenhaften Entschluß auf.

Behutsam steckte er die Kerze auf einen schweren zinnernen Leuchter, der seit Jahren müßig in der Ecke stand. Er löschte das Licht im Zimmer und zündete die barocke Kerze an, die mit jedem Zentimeter, der nun verbrennen sollte, ihm lieb und teuer war wie kaum ein anderes seiner Wertstücke.

Sie waren doch Freunde, der Kaufmann Leibelt und der Generalstaatsanwalt Johannsen, der nun im Sterben lag.

Der Docht spie, und die Flamme spritzte. Es wollte nicht brennen und wehrte sich, und schleichend fiel den Mann noch einmal der Wunsch an, das Feuer und sein Wollen möge besiegt werden von dieser kleinen Widerspenstigkeit der Kerze, das Feuer möge erlöschen mit einem feuchten Knistern und dem schwelenden Nachbrand des Dochtes. Dann aber wurde der bessere Mensch Sieger, und die Hand wischte sorgsam die Dochtmulde aus, damit nicht der Staub oder ein Rest von niedergeschlagener Feuchtigkeit das Feuer am Weiterbrennen hindern konnte. Die Flamme wurde voller, sie wurde vom Windzug hochgedehnt und erschien selbst wie ein Stück handweiches Wachs, gelbrot und satt, während unten am Rand der Flamme schon ein blauer Schimmer sichtbar wurde, der den guten, sicheren Brand bedeutete.

Wie lange es wohl dauern mochte, bis ein Zentimeter der großen Kerze verbraucht war?

Leibelt berauschte sich an dem düsteren, wunderlichen Erlebnis dieser Nacht. Es freute ihn schließlich, daß er den menschlichen Menschen mit seinen Wünschen und Nebengedanken überwunden hatte. Helfen freilich konnte er nicht, auch wenn er zehn solcher Kerzen abbrennen ließ, aber vielleicht gereichte es ihm zur Beruhigung und dem Freund zu gutem Dienst, wenn so mit dem Rest des Lebens auch der letzte Rest eines großen Wunsches hinschmolz, sinnlos vielleicht, wenn der Mensch schon von allen Wünschen geschieden war, aber tröstend und begütigend trotz allem, wo der Mensch ein Licht brauchte, daß es zum frommen Trug durch wachsgelbe Lider noch einen Schein von Rot und Leben zeichne.

Johannsens alter Backenstuhl stand leer. Leibelt selbst hatte sich, um wach zu bleiben, auf einen Scherenstuhl gesetzt, der ihm keine Rückenlehne bot, und sah nun dem Licht zu, wie es fast unbewegt hinbrannte und einen Faden Rauch zog von der Decke bis zur Flammenspitze, als würde der Faden aus dem zarten, kaum sichtbaren Knäuel von oben nach unten gesponnen. Drüben, wo sonst der Freund seinen Platz gehabt hatte, lag ein Buch aufgeblättert, und niemand mehr blätterte darin weiter in die Seiten hinein. Leibelt hatte die Ellbogen auf die Knie gelegt und sank nun langsam immer weiter vornüber, bis er mit einem Ruck wieder hochfuhr aus dem Halbschlaf, der ihn doch nicht mehr losließ und mit wirren, tollen, blutroten Bildern ihn einschläferte und hochriß. Denn die Kerze brannte, und Leibelt war nicht gewohnt, bei Licht zu schlafen, und gar im Scherenstuhl.

Die magere Flamme schien, von Leibelts Platz aus gesehen, in einer zarten Schale von Opal zu stehen. So klein war die Macht der Flamme, daß sie das Wachs nur im nahen Umkreis verzehrte und einen dünnen, hohen Rand stehen ließ wie eine Schale von durchscheinendem Opalglas. Und doch reichte das Licht, um den Raum zu erhellen, bis der Morgen vor den Fenstern stand und dieses arme Licht lächerlich werden ließ vor dem matten, gar nicht deutlichen Schein des Tages.

Früher als sonst, beim Morgengrauen eben, ging Leibelt an seine Arbeit,

und wieder packte ihn der Wunsch, die Kerze zu löschen, damit sie nicht noch weiter niederbrenne. Aber diese lange Nacht hatte kaum eine Fingerbreite von dem mächtigen Stück Wachs abgebrannt, und länger als noch einen Tag und noch eine Nacht dauerte es wohl nicht mehr. Dann durfte Herr Leibelt die geizig behütete Kerze löschen und sie wieder verbergen in vielen Umhüllungen, so wie es dem hohen Wert des kostbaren Stückes entsprach.

Auf der Straße traf Leibelt schon am sehr frühen Morgen die Gommerin, die auch eine schlechte Nacht verbracht hatte, weil die Gedanken an den lieben Herrn Johannsen sie nicht losließen. Hier beredeten die zwei Leute den Fall mit allem Ernst, und Frau Gommer, handfest in allen Dingen, berechnete sogleich, daß sie den Morgenzug in die Stadt noch erreichen konnte. Denn sie wollte ihren Herrn Johannsen noch einmal besuchen, ehe er starb.

Zur gleichen Stunde, als der Kaufmann Leibelt in Aurisbrunn die barocke Kerze anbrannte, machte Friedbert Johannsen seine großen, fahlen Augen auf und suchte mit den Blicken im weiten Zimmer die gequälte junge Frau, daß sie am Bettrand Platz nehmen und still bei ihm sitzen sollte.

„Gertrud!"

Die Frau trat leise ans Bett und verstand den Wink der matten Hand.

„Da setz dich zu mir und bleib! Du sollst nicht fragen, du mußt nicht weinen, du hast mich glücklich, sehr glücklich gemacht in der Zeit, die man leicht nach Stunden zählen könnte, weil sie so kurz war."

Gertrud setzte sich zu ihm und legte die Decke leichter und tupfte mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn des Mannes. Dann saß sie still, denn der Mann hatte ihre Hand gefaßt und die Augen geschlossen und schlief nun wohl wieder. Sie durfte und wollte die Hand nicht mehr aus der seinen lösen, wenn sie ihn nicht wecken wollte. Dem Erwecken aber folgte immer das grausame Bewußtsein der Krankheit, das nüchterne Begreifen des Zustandes, für den es nur noch eine Lösung gab, den Tod.

Sie saß, aufrecht, weil sich ihr keine Rückenlehne bot, am Rand des Bettes, und wie der Kaufmann Leibelt, der diese Nacht in schlechtem Schlaf verbrachte, sackte sie immer wieder zusammen und riß sich immer wieder auf, immer neu von solchen Bildern geplagt, die in Rot gemalt waren und zum Ende alle Wände des Zimmers bedeckten. Der Mann aber schlief, und sein Atem ging nun ruhiger, vielleicht schon dem Ende zu, das keine Erregung mehr kennt, oder vielleicht doch dem Guten zu, das der Arzt nicht mehr zu hoffen wagte.

Lang und freudlos war die Nacht, und der Morgen, den Gertrud mit allen Wünschen herbeisehnte, wagte sich spät erst ganz vorsichtig herauf.

Da, beim Tagwerden, löste sich der feste Griff, der Gertruds Hand die ganze Nacht umschlossen gehalten hatte, der Kopf des Kranken kam in Unruhe, der Körper bewegte sich in ein paar festen Zuckungen, und langsam öffnete Friedbert mit einemmal seine Augen, die Helle und Leben hatten, mehr als gestern, mehr als je seit langen Wochen.

„Gertrud, ich glaube, wir haben zuviel Angst gehabt. Gestern war es sehr schlimm, aber nun habe ich geschlafen, und ich bin nicht mehr so krank."

Die Frau zwang sich bei soviel Vertrauen zu einem Lächeln, und wenn sie auch selbst nicht glaubte, so freute sie sich doch seines Glaubens und bestärkte ihn mit einem Lächeln, das nach Glauben aussehen sollte. Aber der Mann schaute mit vollständig klaren Augen in den Tag, er fragte nach der Zeit, nach dem Tag im Kalender, er verlangte die Post, die Gertrud ihm vorlas, und nur dort, wo sie ihm den Bescheid vorlas, daß seinem Ersuchen um Versetzung in den Ruhestand stattgegeben worden sei, zog ein hartes, seiner selbst spottendes Lächeln über das fahle Gesicht. Diese Krankheit hatte ihn gezwungen, die Gnade der Ruhestandsversetzung zu erbitten, und nun wurde er wieder gesund, um als gesunder Mensch ohne Arbeit, ohne Betätigung, ohne den gewohnten Kreis großer Aufgaben zu sein.

Gegen zehn Uhr läutete es draußen, und Friedbert Johannsen nahm schon wieder genug Anteil an den Dingen des Lebens, um Gertrud nach dem Besucher zu fragen.

„Friedbert! Frau Gommer ist da, unsere liebenswürdige Wirtin von Aurisbrunn!"

Breit und füllig schob sich die Gommerin an das Bett heran.

„Sie machen ja schöne Sachen, Herr Johannsen! Der Leibelt hat mir heute früh alles erzählt, da mußte ich doch einmal nachschauen, ob das alles wirklich so ernst ist. Aber schlimm ist es doch nicht? Sehr schlimm wird es nicht sein. Sie haben Farbe, Sie haben frische Augen, Sie werden sich schon wieder durchrappeln, Herr Johannsen. Man läßt auch so eine junge, so eine hübsche Frau nicht allein auf der Welt zurück. Passen Sie nur recht auf, Frau Johannsen! Kamillentee geben und einen Aufguß von Tausendgüldenkraut! Und immer achtgeben, daß im Zimmer kein Zug entsteht! Das ist sonst der Tod."

So plauderte sich die Gommerin alles von der Seele, was sie gut meinte, und sie übte der jungen Frau gegenüber ehrlich Kritik an der allzu leichten Decke, die zwar eine Daunendecke war, aber zu leicht für einen schwerkranken Menschen. „Schwitzen müssen die Kranken, wissen Sie, Frau Johannsen! Schwitzen ist immer gut."

„Aber der Arzt hat gesagt, wir sollen ihn nicht ins Schwitzen kommen lassen", wagte Frau Gertrud schüchtern zu entgegnen. Da machte die Gommerin die Sache kurz und einfach: sie nahm die Daunendecke vom Nebenbett und legte sie auch noch über die andere Decke, damit es dem Kranken warm wurde. „Schwitzen ist immer gut, Frau Johannsen."

Friedbert Johannsen war fieberfrei und ganz bei klaren Sinnen. Er plauderte mit Frau Gommer über das Dorf und seine Leute, er trug ihr Grüße auf für die Müllersleute und besonders für den Kaufmann Leibelt. Als Gertrud einwarf, daß Leibelt doch gestern selbst hier gewesen sei, schüttelte Johannsen ungläubig den Kopf, aber langsam erinnerte er sich wieder, denn nicht alles war Fiebertraum, was als verlorene Erinnerung ihn immer umgaukelte. Laut und lärmend, als hätte man keinen Kranken im Haus, verabschiedete sich die Gommerin, aber weil ihre Wünsche so ehrlich waren wie ihre etwas laute Art, darum lachte der Kranke hinter ihr eine Weile her, weil sie ihm etwas von

den Sommererinnerungen des schönen Dorfes in das Krankenzimmer getragen hatte.

Über den Bescheid, den Frau Gommer aus der Stadt mitbrachte, war Leibelt sehr verwundert, denn gestern noch hatte er selbst den sicheren Tod in den Augen des Freundes gelesen. Nein. Das konnte die Gommerin ihm nicht erzählen. Das hatte er selbst gesehen, und dieser Tod heuchelte nur, ehe er ein letztes Mal und endgültig zugriff. Vielleicht aber konnte man da, in diesen letzten klaren Stunden, in denen es nach Genesung aussah, mit dem Freund noch mancherlei besprechen, was zu regeln war, vielleicht wollte Johannsen ihm noch etwas sagen, was er gestern im Irresein des Fiebers nicht mehr hatte bedenken können. Es war in jedem Fall gut, wenn sich Leibelt noch einmal aufmachte und den Freund, nachdem eine zeitweilige Besserung eingetreten war, wieder besuchte.

Erst dann, als Leibelt den Generalstaatsanwalt an diesem nächsten Tag wirklich so vorgefunden hatte, so gebessert, so klar bei Sinnen, so freundlich wie in seiner besten Zeit, erst da war der Freund zufrieden und hatte wieder Zeit, sich über alles, was in den zwei Tagen gewesen war, Rechenschaft zu geben. Aber er verstand es nicht.

Er löschte nach seiner Rückkunft aus der Stadt die brennende Kerze und legte sich in dieser Nacht zufrieden schlafen, beglückt über die Nachricht, deren Bestätigung er erfahren hatte, froh darüber, daß er dem Freund ein schönes, ein edles Opfer gebracht hatte. Im Sommer einmal, wenn die Eheleute Johannsen wieder ins Dorf kamen, konnte er dem Mann ja erzählen, daß er einmal die Kerze angezündet habe, irgendwann, bei einem ernsten, feierlichen Anlaß.

Sonderbar war und blieb es, daß Johannsen sich aus diesem Verfall der Kräfte noch einmal hochgerafft hatte zum Leben und zum Glauben an das Leben.

Sonderbarer war es, daß am Tag darauf eine Nachricht aus der Stadt durchsickerte: der Herr Generalstaatsanwalt sei nach der merklichen Erholung gestern abend wieder sehr ernst erkrankt, und seitdem sei sein Zustand hoffnungslos. Leibelt mußte darüber eine Bestätigung erhalten. Er hatte sich die Adresse des Arztes aufgeschrieben, er rief an und erhielt den Bescheid, den andere ihm schon gerüchtweise zugetragen hatten. So ernst klang die Stimme des Arztes, daß kein Zweifel mehr blieb, und in diesem Ernst suchte Leibelt wieder die Kerze hervor, um sie anzuzünden. Schon war das freie, glatte Stück Wachs kürzer geworden, es war nur mehr ein Raum von drei Fingerbreiten bis zu den auslaufenden Endstücken des wächsernen Zierats, der von da an die ganze Kerze deckte, aber wenn es um des Freundes willen geschah, dann mochte es weiter geschehen, daß die Kerze in Tagen und Nächten niederbrannte.

Ein irrer, törichter Gedanke flackerte durch Leibelts Gehirn, als er das Streichholz unter den gekrümmten Docht hielt.

So wahnsinnig, so verwirrend war dieser Gedanke, daß der Mann in einem hin auflachte und erbleichte.

Mit einer zornigen Bewegung, weil ein Wehren in Gedanken zu schwach erschien, stieß Leibelt diese Mutmaßung des Irrsinns zurück. Aber in dieser Nacht ging von dem stillen, rötlichen Brand der Kerze keine Ruhe aus und kein

lösendes, erlösendes Gefühl. Leibelt wollte nicht wieder auf dem Scherenstuhl schlafen, darum ging er die Treppe hinauf und suchte sein Bett auf, um weiter weg zu sein von dem Licht, das er auf dem schweren Leuchter in die Mitte des Zimmers gestellt hatte. Schlafen freilich, ruhig und mit weichen Träumen schlafen konnte er trotzdem nicht. Viermal mußte er sich über die Treppe nach unten tappen und im Altertümerzimmer nachsehen, ob nicht irgendein Stück alter Paramentenstickerei in erreichbarer Nähe der Kerzenflamme sei. Viermal schlug die Flamme lang auf beim Öffnen der Tür. Ein Geruch von verschweltem Docht und von Wachs, das nicht völlig geläutert wurde, lag in der Luft. Es war der Geruch eines Sterbezimmers.

Auf diesen nächtlichen Wegen, im Hindösen, im Schlaf, der nie ganz Besitz ergriff vom müden Menschen, durchquerte immer wieder der tolle Gedanke alles andere traumschläfrige Denken, und zerschlagen wachte Leibelt am Morgen, als die Sonne schon hoch stand, zum Tagewerk auf.

Dieses Tagewerk mußte, wenn auch die Kunden sich schon wartend im Laden drängten und vom Mädchen bedient werden mußten, damit beginnen, daß der Freund um des Freundes willen den städtischen Arzt anrief.

Aber umsonst, der Arzt war nicht zu sprechen.

Er war um elf noch nicht zu sprechen, um drei Uhr noch nicht, und erst gegen Abend erfuhr Leibelt in ein paar reichlich unfreundlichen Sätzen, daß es mit Friedbert Johannsen seit gestern abend wieder besser stehe. Ein weiterer Rückschlag würde zu seinem Tod führen.

Und da lächeln die Leute halb spöttisch, halb mitleidig über den Kaufmann Leibelt, der Altertümer sammelt aus bäuerlichem Besitz und in allem ein recht schrulliger Kerl ist!

Lächeln durften sie wohl, aber das Grauen durften sie nicht in die Glieder bekommen, wenn sie ihm begegneten, und zum Grauen, zur großen Angst wäre wahrlich mehr Anlaß gewesen als zum Lächeln.

Von diesem Gespräch an wußte oder ahnte Herr Leibelt, daß ihm durch das Narrenspiel eines Zufalls die Macht in die Hand gegeben war — —

Aber nein! Nein! Es durfte ja gar nicht sein, auch wenn es ihn mit dem Stolz des Wahnsinns erfüllte!

Durch den Zufall war ihm mit der barocken Kerze die Macht in die Hand gegeben, das Leben des Freundes zu erhalten oder auszulöschen, ganz nach seinem Willen. So verstand er wenigstens das alles, was er bis zu dieser Stunde beobachtet hatte. Durch die Kraft einer nicht alltäglichen Freundschaft waren sie sich verbunden, und nur eines stand seit dem letzten Sommer zwischen ihnen: der Wunsch nach dem Besitz der schönen Kerze. Das Leben hatte im Freund diesen Wunsch, dieses Begehren zurückgedrängt bis zum Vergessen, aber dieses schöne Stück war wohl jeder Begierde und jedes eigensüchtigen Wunsches wert, wenn nicht allein der sichtbare, der greifbare Wert darin lag, sondern das Geheimnis einer nicht mehr menschlichen, nicht mehr begreiflichen Macht.

Narrheit war alles! Nackter Wahnsinn!

Aber wenn es die eigene unwägbare Kraft nicht war, dann war es das Spiel

eines mehr als eigenartigen Zufalles, daß Leibelt sich plötzlich als Herr fühlte über Leben und Tod seines Freundes Friedbert Johannsen, der so lange in ein gesundes Leben hineinleben durfte, solange Leibelt für ihn die Kerze brannte, und sogleich wieder in die Ohnmacht des Sterbenmüssens absank, sobald die Kerze gelöscht wurde.

Mag sein, daß es diese wunderliche Verkettung außerirdischer Kräfte nicht gibt. Mag sein, daß der Tod dem Kaufmann Leibelt eine Narrenposse gespielt hat, weil Herr Leibelt ja immer schon alle Dinge des Lebens aus einem wunderlichen Gesichtswinkel gesehen hat. Fest stand unter allen Umständen und Zweifeln, daß dem Brennen und Erlöschen der Kerze entsprechend auch das Leben des Freundes aufleuchtete oder dem Erlöschen nahegebracht wurde.

Aus dieser Erkenntnis erwuchs für Leibelt die bestimmte, die frevelhafte Absicht, mit seiner Macht, die anderen so lächerlich erschien, dem Tod zu trotzen. Wenn es darum ging, dann gab es kein zögerndes Festhalten des wertvollen Stückes. Wenn es um den Freund und sein Leben ging, dann war das Opfer der Kerze kein Opfer.

Prickelnd spürte Leibelt in jedem Nerv die spannende Kraft, im Augenblick dieser tollen Erkenntnis sah er nicht einmal die Ohnmacht, die zugleich darin lag, die ihn lächerlich machte, selbst wenn er in allem sonst recht behielt. Denn mehr als fünfzig Tage und fünfzig Nächte konnte diese große, klobige Kerze nicht brennen, dann war sie zu Ende, dann war dem Mann, der soviel Großes von sich selbst glaubte, die Macht wieder entwunden, so selbstverständlich wie sie über ihn gekommen war.

Jetzt, in diesem Augenblick war diese Überlegung gar nicht einzubauen in die Rechnung, denn die Macht überkam und überrannte den Mann, der daraus den Mut nehmen wollte, einer Ewigkeit zu trotzen.

Ganz kurz mußte er den Docht immer halten, dann blieb die Flamme klein und verzehrte das Wachs nur langsam. Und es war wohl gut, wenn während dieser ganzen Zeit, die nun bevorstand, kein Mensch außer ihm die Altertümerstube betrat, damit nicht eine andere Hand leichtfertig das Licht ausdrückte, um die schöne, kostbare Kerze zu schonen. So ordnete Leibelt also an, daß niemand mehr das Zimmer betreten dürfe. Er selbst nahm seine Kontenbücher und die dicken Ordner mit Geschäftsrechnungen heraus, er fand im Laden wohl eine Ecke, die Platz bot zum Schreiben und zur Ablage der Schreibsachen.

Dies alles tat er so nüchtern und ruhig, als ginge es um die albernsten und alltäglichsten Dinge. Was er wußte und besaß, das durfte ein anderer Mensch nicht einmal ahnen, sonst verlor die Macht ihre Wirkung und seine Hand die Sicherheit. Er war wohl sehr geschäftig in dieser Zeit, aber darüber war niemand sehr verwundert, weil er doch gute Leute im Haus hatte, die sein Geschäft auch in seiner Abwesenheit treu und ehrlich versorgten. Was er über einen fremden Mann erfahren hatte, das wollte er an Friedbert selbst bestätigt sehen, darum fuhr er am Montag und wieder am Mittwoch und am Samstag schon wieder in die Stadt, den Freund zu besuchen, unverfänglich mit ihm zu reden, seine Krankheit zu erforschen und die eigene Macht daran zu prüfen.

Gertrud war wohl der einzige Mensch, der etwas von den letzten Zusammenhängen zu ahnen oder weither zu verspüren schien. Großäugig und verwundert begrüßte sie den Kaufmann aus dem Dorf. Sie verfolgte mit einer noch kindlich anmutenden Neugier jedes Wort, jede Handbewegung, sie sah die Unrast in seinem Gesicht und spürte, daß diese ruhigen, für einen ländlichen Kaufmann zu hellen und zu empfindsamen Hände mehr in der Gewalt zu halten vermochten als die Hände eines andern Menschen. Woher sie dieses Wissen nahm, blieb ihr unklar. Nur spürte sie, daß sie sich an diesen Menschen lehnen und halten durfte, ohne in ihrem Glauben eine Enttäuschung zu erleben. Und im Türstock, wenn Leibelt sich bereits zum Weggehen anschickte, fädelte sie noch ein Gespräch ein.

„Herr Leibelt, Sie kennen meinen Mann schon viel länger als ich. Sie können vielleicht auch seinen Zustand besser beurteilen. Finden Sie die Krankheit sehr ernst?"

„Ja", sagte Leibelt, und diese trockene, böse Antwort schnürte ihm die Kehle, daß er unter den Hemdkragen greifen und ihn lockern mußte.

„Aber sehen Sie — wir sind doch noch so kurz verheiratet."

„Man müßte alles tun" — sagte Leibelt mit verhaltener Stimme — „sein Leben zu erhalten."

„Und wissen Sie etwas, das gut wäre, sein Leben zu erhalten?"

Sie schaute forschend in seine braunen Augen, und er wunderte sich selbst, daß er diesem Blick standhielt. Gertrud fragte ihn so wissend aus, daß er an sich halten mußte, wenn er nicht alle Karten aus der Hand geben und ihr gestehen wollte, daß er daheim das waghalsige Spiel mit dem Leben trieb und den Tod fernhielt. Still und verhalten, zuweilen durch ein Wort etwas von der Kinderfröhlichkeit dieser ersten Zeit aufweckend, so daß es Klang und Farbe bekam, erzählte sie von den schönen paar Jahren, von seiner kindlich gütigen Art, die er für sie erst finden und erfinden mußte, wenn er der anderen Art des Weibes und der Jugend gerecht werden wollte, und sie wußte, daß er mit einem zarten Einfühlen in ihr Leben die Altersspanne immer zu überbrücken verstanden hatte.

„Ja, ja" — meinte Leibelt kopfnickend — „er ist ein kluger, ein guter Mensch."

Gertrud beachtete es nicht, daß er sich eben verbesserte, weil ihm selbst das Rühmen von Johannsens Klugheit nicht gefiel. Und doch blieb vor ihm gerade dieses Wort stehen, er konnte es nicht mehr wegwischen, und wenn er von der Klugheit seines Freundes sprach, dann lag darin etwas wie ein verhaltener Vorwurf. Es war bestimmt nicht so gemeint, aber als das Wort gesprochen vor ihm stand, unhörbar, wo es einmal verklungen war, und doch irgendwie noch greifbar als störendes, aufwühlendes Teil der Unterhaltung, betrachtete und zerfaserte er dieses Wort und wurde sich immer mehr bewußt, daß er mit dem Unterton des Vorwurfs dem Freund eine Klugheit vorgehalten hatte, die verwerflich war. Hatte denn nicht Friedbert Johannsen gerade mit dieser Klugheit die Ehe an der Seite eines um so viele Jahre jüngeren Menschen erträglich gemacht?

„Was haben Sie denn?" unterbrach ihn plötzlich Gertruds Stimme in seinen weitläufigen Gedanken.

„Nichts. Ich habe gar nichts. Ich muß an das gleiche denken, was Sie eben gedacht haben, an Friedbert, an seine Krankheit, an — —."

„Nicht mehr weitersprechen, Herr Leibelt! Bitte, nicht mehr!"

Gertrud war so schön in ihrer Not, daß der Besucher seine Augen lange auf ihr ruhen ließ, um diese Schönheit ganz zu erfassen.

Drinnen im Schlafzimmer rief der Kranke nach seiner Frau, und Gertrud überhörte es, nicht weil sie in Gedanken von ihm weg war, sondern weil eben alles so verdichtend sich um ihn konzentrierte, daß dies allein schon bare Wirklichkeit war und sein Ruf nur dieses sein eigenes Lebensbild aufstörend durchbrach. Als Friedbert noch einmal rief, verabschiedete sich Gertrud hastig von dem Freund ihres Mannes, der nun schweigsam die Treppen hinunterstieg und unter seinen vielen wirren Gedanken plötzlich einen neuen, sonderbareren und häßlicheren entdeckte, dem er ausweichen wollte, so oft er an ihn heranzukommen wagte.

Klar gegen sich selbst gewappnet und diesmal seiner sicher kam Leibelt drei Tage später wieder und freute sich ehrlich, daß er den Kranken im Bett sitzend vorfand, zwar bleicher als sonst, aber nicht mehr so wachsgelb, daß ihn sogleich die Besorgnis deswegen anfiel. Das hatte also alles seine Richtigkeit. Daheim in der Altertümerstube neben dem Laden brannte die Kerze Zentimeter um Zentimeter ab, der Kranke war nicht mehr krank, seit die Kerze brannte, und vielleicht gab das Leben die große, die gültige Lösung dadurch, daß es den Mann völlig gesund werden ließ, bis die Kerze abgebrannt war und ihre zauberhafte Kraft verloren hatte mit dem letzten Rest von Wachs, der in der zinnernen Tropfschale zusammensickerte und endlich zerrann. Leibelt saß als froher, glücklicher Mann neben dem Genesenden, stolz auf seine Macht und froh über den Freundschaftsdienst, der nicht mehr in die Waagschale zu legen war, seit dieser kleine, bescheidene Dienst dem Freund das Leben retten konnte.

So sicher war Leibelt seiner selbst, daß er neben dem Krankenbett sich mit Gertrud in eine scherzende Unterhaltung einließ, die dem bleichen Mann Freude und Aufheiterung sein sollte. Denn Freude ist mehr wert als die Hilfe des besten Arztes. Mit einem freundschaftlichen Händedruck nahm er Abschied von Friedbert, und gleich freundschaftlich war die Hand, die sich der jungen, schönen, mädchenhaften Gertrud bot.

Überwunden aber war der sonderbare Gedanke damit nicht. Auf der Heimfahrt zwar begleitete den Mann noch das Lachen, das durch die große Krankenstube geschwirrt war. Daheim jedoch, als Leibelt durch das farbige Fenster in der Tür zum Laden Licht auf den Boden fallen sah, überraschte ihn mit jäher Plötzlichkeit der tolle Gedanke wieder, und nach diesem Tag besuchte er seinen Freund nur noch ein einziges Mal. Da aber war er ein ruheloser, nervöser Mann, der dem Kranken keine Freude ins Zimmer zu tragen vermochte.

Sein eigenes Unglück war es, daß er gerade an diesem Tag die Frau des Freundes nicht antraf. Sie war, um einen Tag auszuspannen, zu ihren Eltern gefahren und sollte erst am späten Abend zurückkehren. Weil sie nicht im Haus

und im Zimmer war, hatte Leibelt Raum und Zeit zu ungeformten Vorstellungen, in denen Gertruds Schönheit noch schöner und ihre Jugendlichkeit nicht so gewichtig und ihre natürliche Anschmiegsamkeit noch anschmiegsamer wurde. Ungereimt, weil er sehr nervös war, fiel ihm plötzlich der Gedanke zu, daß Friedbert Johannsen mit ihm seinerzeit nur aus ganz eigensüchtigen Gründen Freundschaft geschlossen habe, aus dem einen Grund nur, weil er ein gleich leidenschaftlicher Sammler alter Kunstwerke war und in dem Zimmer hinter dem Kramladen vieles fand, was es sonst kaum noch zu finden gab. Der Gedanke schon, wenn er sich auch nur einen Augenblick lang verhielt, war ein Unrecht, aber Leibelt weitete dieses Unrecht aus und prägte es noch härter, als er das kranke Gesicht des anderen erforschte in der Absicht, darin etwas zu finden, was seine ehrliche Freundschaft, seine an der jungen Frau bewiesene Lebensklugheit und seine offenbare menschliche Güte als Maske, als Lüge, als stetige Unwahrhaftigkeit ausdeuten ließ.

Und gerade an diesem Tag mußte Johannsen, weil er wieder Berührung gefunden hatte mit allen Dingen des warmen Lebens, die Unterhaltung wieder auf jene schöne barocke Kerze hinlenken.

„Deine Kerze, weißt du, alter Leibelt, deine schöne Kerze! Einmal habe ich dir viel Geld dafür geboten. Heute möchte ich sie vielleicht nicht mehr kaufen wie damals, wenn ich sie auch noch ebenso gern besitzen möchte. Es gibt zuweilen Festtage im Leben, ganz wenige nur, aber diese Tage dann um so schöner und heiliger — Tage, an denen man so eine Kerze zum Lichtgeben anzünden möchte, nur dieses eine Licht auf einem zinnernen Leuchter mit einer großen Tropfschale, und unter dem Licht dieser Kerze den Tag feiern, weil er festlicher ist als alle anderen. Am übernächsten Sonntag ist unser dritter Hochzeitstag. Viel Übles ist in diesen paar Jahren schon zwischen uns gekommen, aber ich lebe wieder und werde wieder gesund, und meine junge Frau würde sich freuen wie ein Kind, wenn ich mit ihr zusammen beim Schein einer solchen Kerze den Abend begehen möchte, sprechen mit ihr und lesen und weiterspinnen, was die wenigen Jahre begonnen haben. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, alter Leibelt?"

„Doch! Doch! Natürlich verstehe ich dich."

„Es ist schon gut. Wir haben uns immer verstanden."

Damit legte sich Johannsen in die Kissen zurück und schlief, den Besucher nicht mehr achtend, schnell ein.

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Der Generationswechsel in Frankreich

Gegenwart ist kein abgeschlossenes System, das in sich ruht und rundet, ausgefüllt von Personen und Einrichtungen bleibender Art. Sie ist die dramatische Begegnung des Gewesenen und des Künftigen auf der offenen Bühne des Lebens. Neue Kräfte treten unaufhörlich ins Spiel und versuchen, das Bestehende in den Hintergrund zu drängen. Gewaltig ringen die Ansprüche der Verjüngung gegen die Widersprüche der Veraltung, die sich nicht mit einer Handbewegung abtun lassen. Der gegenwärtige Zustand ist immer eine Spannung, die in dem Mit- und Untereinandersein verschiedener Generationen erzittert.

Was an vorhandenen Ideen und Leistungen Gegenwart zu heißen verdient, tritt uns nirgends in so gesammelter Eindringlichkeit vor Augen wie in der modernen Weltausstellung, die einen Überblick über den jeweiligen Stand des gesamten Kulturschaffens bietet. Ein Zeitraum von siebenunddreißig Jahren, also fast genau ein Menschenalter, liegt zwischen der jetzigen und der vorigen Pariser Weltausstellung. Die Wirkungen des Generationswechsels durch einen Vergleich dieser beiden Weltausstellungen zu veranschaulichen, ist das interessante Thema einer kleinen Schrift von Gustav R. Hocke „Das geistige Paris" (Karl Rauch Verlag, Leipzig). Die Ausstellung von 1900 stand im Zeichen des fin de siècle. Die überladenen Geschmacklosigkeiten einer blasierten Bourgeoisie, ein überzüchtetes Ästhetentum, der verschnörkelte Jugendstil, maßlose Vorliebe für exotische Sehenswürdigkeiten, kurz, ein Allerweltsgeschmack auf der Grundlage kapitalistischen Wohlstandes war für das äußere Bild kennzeichnend. Die geistige und künstlerische Haltung war unsicher. Inmitten der erkünstelten Begeisterung für die herrlichen Früchte des Fortschrittes, der sich selbstzufrieden im Glanze der neuen elektrischen Beleuchtung sonnte, achtete man kaum auf die Kritik der Jüngeren, die ihr Unbehagen an dem, was man damals in Ermangelung von etwas Besserem, Kultur nannte, durch ihr Suchen nach einem neuen Kunst- und Lebensstil zu erkennen gab. Fast alles, was 1900 in Gunst und Blüte stand, gilt heute in Frankreich als abgetan, nachdem es als Ausdruck einer verlorenen Scheinkultur entlarvt wurde. Die junge Generation, durch das Kriegserlebnis zu einem harten Realismus erzogen, hat den Kulturflitter ihrer Vorgängergeneration abgestreift, um statt der eklektischen Liebhabereien von damals sich wieder die echten Geisteswerte französischer Kultur anzueignen. Ohne sich durch ihren Sieg über die Gedankenwelt der Jahrhundertwende zu einer überheblichen Selbstherrlichkeit und Selbstbewunderung hinreißen zu lassen, sucht die junge Generation in Kunst und Wissenschaft, Literatur und öffentlichem Leben nach einem neuen Ausdruck, der die Erwartung einer großen Zukunft mit dem Erbe einer großen Vergangenheit versöhnt. So wurde die neue Weltausstellung ein Bekenntnis zur Selbstkritik und Gedankenklarheit eines Descartes, aber auch zum Unendlichkeitspathos und der Zukunftsgläubigkeit Pascals. Ein Beispiel für die schöpferische Kraft dieser neuen Lebenseinstellung ist Prinz Louis de Broglie (geboren 1892) und sein physikalisches Weltbild, dem die geniale Wellentheorie der Materie zugrunde liegt.

Claus Schrempf.

Die Zinnsoldaten

Läßt sich das deutsch-französische Problem, die Frage, ob Verständigung möglich ist, im Roman darstellen? Auf beiden Seiten ist das versucht worden. Der Versuch endete fast immer in der Diskussion, die die Notwendigkeit der Lösung betonte, aber die Lösung selbst nicht finden konnte, oder er verdeutlichte am Einzelbeispiel, am persönlichen guten Auskommen von Franzosen und Deutschen, daß der „ewige Gegensatz" eigentlich nicht zu bestehen brauche. Er blieb also problematisch. Auch der Roman Karl Rothes: „Die Zinnsoldaten" (Ver-

lin, Hans von Hugo und Schlotheim Verlag. Geb. RM 5,–) kann den Zwiespalt nicht überwinden und kommt über die Forderung nicht hinaus, daß es eben anders werden müsse. Aber wie dieser Roman die Problematik problematisch behandelt und von der Wirklichkeit her anpackt, verrät die dichterische Begabung, mit der dies Erstlingswerk eines jungen Grenzdeutschen geschrieben ist.

Die Zinnsoldaten sind das Spielzeug, das ein deutscher Junge aus der Eifelstadt Monjoie kurz vor dem Kriege heimlich nach Frankreich mitnimmt, wo er die Schule besuchen soll. Die französischen Stubenkameraden dort entdecken die Soldaten, die sowohl Deutsche wie Franzosen sind, und in der Stille der Nächte beteiligen sich alle begeistert und leidenschaftlich am Kampf der Bleisoldaten. Der Krieg bricht aus. Der deutsche Junge fährt nach Montjoie zurück, wo er, zu jung, um Soldat zu sein, die Kriegszeit und nach ihr die Härte der fremden Besetzung seiner Heimat erlebt. Als Lehrer kommt er wieder nach Frankreich und findet durch eigenartigen Zufall in Amiens den älteren französischen Kameraden wieder, der inzwischen als französischer Soldat kämpfte. Und nun eben beginnt die Diskussion, die, wie bereits gesagt, in der Problematik mündet.

Aber so wesentlich diese Aussprachen sind, die den zweiten Teil des Buches füllen und beschließen, und so klug und tiefschürfend sie sich um Klärung und Lösung bemühen, daß der Leser hier wirklich über das rein Theoretische tiefer berührt wird, hängt mehr mit dem echten Erlebnis zusammen, das die Darstellung durchwirkt. Dieser Westdeutsche versteht nicht nur die eigene Heimat und das Schicksal derer, die an der Grenze leben, anschaulich zu schildern, sondern auch das Nachbarland, das er als Junge und als Mann kennen und verstehen lernte. Ausgezeichnet ist vor allem der erste Teil, der dem Buche den Namen gab. Und nachdenklich und ergriffen legen wir es aus der Hand, weil wir von lebendigen Menschen aus an das Problem geführt wurden und die Tragik des Gegensatzes spüren, weil die Menschen an ihm leiden.

Werner Wirths.

Für den Weihnachtstisch

Jugendschriften

Märchen, die wirklich diesen Namen verdienen, sind nicht sehr zahlreich, die unter dem Titel „Das Glück der Mutter und andere Märchen" erschienenen von Paul M. Brandt haben den Anspruch, als echte Märchen gewertet zu werden. Ihre Welt ist bunt, und die märchenhafte Wirklichkeit wird so glaubhaft dargestellt, daß sie in das Reich der höheren Wirklichkeit rückt. Jedes der hier vereinigten Märchen „Das Glück", „Hassah ben Hassan der Glückliche", „Martins wundersame Erlebnisse", „Das Glück der Mutter" und „Die Waage" werden bei den Kindern bereite Aufnahme finden. Das unterstützen die Textzeichnungen von Alois Kolb in glücklicher Verbindung mit den Worten (Zeulenroda, Bernhard Sporn). Das Buch ist sehr gut ausgestattet. Die Märchen erinnern in glücklicher Weise an Andersen.

Der Verlag K. Thienemann (Stuttgart) zeigt auch in seiner diesjährigen Weihnachtsproduktion sein Verantwortungsgefühl gegenüber unserer Jugend und wiederum eine glückliche Hand in der Auswahl der Neuerscheinungen. „Thienemanns Schatzkästlein" ist ein Lese- und Bilderbuch für die Jüngsten, herausgegeben von Otto Scholz mit vier farbigen Bildern und vielen Zeichnungen von Else Wenz-Vietor (RM 4,80). Das Buch ist mit seinen vielen gut ausgewählten Beiträgen so angelegt, daß die Kinder, ohne auf das Vorlesen der Erwachsenen angewiesen zu sein, hier mit Stolz selber die eben gelernte Kunst des Lesens ausüben können. Geschichten, Spiele, Rätsel und lustige Sachen bilden den Inhalt. – Den großen Gestalten deutscher Vergangenheit dienen die Bücher von Hans Gäfgen „Prinz Eugen" und „Blücher", beide mit Bildern von G. Ulrich (RM 1.60), sowie von Hans Henning Freiherrn Grote „Seeckt" (RM 2,80). Prinz Eugen und Blücher werden von ihrer Jugend bis in die Höhe des Ruhms begleitet und erstehen als echte deutsche Kriegshelden, während Hans Henning Freiherr Grote den Generaloberst v. Seeckt nach einer kurzen Schilderung seines militärischen Werdegangs uns zeigt als den großen Feldherrn des

Weltkrieges, dessen unsterbliche Verdienste für den Aufbau der Reichswehr und die Rettung der alten Soldatentradition gleichfalls eingehend geschildert werden. Dem deutschen Soldaten und dem deutschen Offizier gilt das Buch von Helmut Schittenhelm „Rasboi" (RM 3,20), das ebenso wie das Buch über Seeckt Originalphotos aus dem Felde bringt. „Rasboi" heißt auf rumänisch Krieg, und das Buch gibt das Schicksal einer ausgezeichneten württembergischen Kompanie in dem Feldzug gegen Rumänien mit dem vorbildlichen kameradschaftlichen Zusammenstehen von Mann und Offizier und den unüberbietbaren Leistungen unserer Feldgrauen. Noch weiter in die deutsche Geschichte geht zurück das Buch von Wolfgang Loeff „Der Piratenkapitän" (RM 2,80) mit Bildern von Becker-Berke. Hier werden in fesselnder Weise die Erlebnisse eines deutschen Schiffsjungen aus Lübeck auf der Kriegsflotte des Großen Kurfürsten geschildert. Im Zusammenwirken mit einem tüchtigen deutschen Steuermann bringt Pieter Grul, der Lübecker Schiffsjunge, es fertig, ein Schiff der Flotte, dessen Kapitän die Sache des brandenburgischen Kurfürsten verraten und sich zum Seeräuber gemacht hatte, wieder in den Besitz Brandenburgs zu bringen in echter deutscher Pflichtauffassung. Für junge Mädchen schrieb Grete Benzinger die lustige Geschichte, eine Verlobung „Traut" (RM 4,20), in der eindringlich auf die Vorbereitung zur Ehe durch den Dienst an der Gemeinschaft hingewiesen wird.

Auch die Tiergeschichten kommen nicht zu kurz. Otto Boris erzählt eine Bärengeschichte „Motu und Miromotu" (RM 4.20) mit Zeichnungen von Walther Klemm. Miromotu ist ein Indianer, der von den Weißen gehetzt wird und weniger für sein eignes Leben als für das des Grizzlybären Motu sorgt, der ihm ein echter Freund wurde, weil Miromotu des kleinen Bären sich mit rührender Fürsorge angenommen hatte, bis die beiden endlich doch als Opfer der Menschen- und Tierjäger auf dem Platze bleiben.

Die Langerud-Kinder von Marie Hamsun gehören schon seit langem zu den beliebtesten Figuren im deutschen Jugendschrifttum und haben auch unter den Erwachsenen viele Freunde. Sie wurden eingeführt durch die „Langerud-Kinder", die in schöner illustrierter Ausgabe schon im 50. Tausend vorliegen. Ihre weiteren Schicksale wurden erzählt in „Die Langerud-Kinder im Winter", die ihren Platz in den deutschen jugendlichen Herzen fanden. Diese zwei Mädels und zwei Jungen können wir nun weiter begleiten. Der älteste von ihnen mußte aus dem Jugendparadies auf die Schule, und wir erfahren seine Erlebnisse in der Erzählung „Ola Langerud in der Stadt". Aber auch die anderen dürfen wir weiter beobachten „Die Langerud-Kinder wachsen heran" (München, Langen/Müller, RM 3,80). Beide Bücher sind geschmückt mit vier farbigen Vollbildern und 47 bzw. 52 schwarzen Federzeichnungen von H. Pezold und G. A. Friedrichson. Der Zauber, der über diesen Büchern liegt, beruht auf der Echtheit, mit der hier Kinder dargestellt werden in ihren Freuden, mit ihren Streichen und ihrem Kummer, ihren ersten jugendlichen Anfechtungen und in ihrem Übergang zur Reife, und in der Liebe einer Mutter, die diesen Namen in jeder Hinsicht verdient. — Die treffliche Eindeutschung ist von J. Sandmeier und S. Angermann.

Weite bunte Welt

Eine Arbeit, die gerade heute auf lebhaftes Interesse rechnen kann, ist das Buch von Hans Vogel „China ohne Maske" (Zürich-Erlenbach, Albert Müller. 120 Photos. RM 5,70). Hans Vogel hat die schweizerische Filmexpedition auf ihrer 20000 Kilometer langen Reise begleitet, die in Siam begann, dann durch Indochina nach China ging und alle wesentlichen Plätze des großen Reiches aufsuchte. Der Zweck der Expedition, die mitten in die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Chiang kai-schek und den Kommunisten hineinkam, war, einen Film herzustellen, der die Kraft des chinesischen Volkes besonders anschaulich zur Darstellung bringen soll, das trotz größten Elends in seinem staatserhaltenden Willen die Gefahren des Bolschewismus zu überwinden weiß. Die Reise führte dann über Mandschukuo und die Mongolei zurück. Vogel versteht es meisterhaft, in frischer, lebendiger Form die Ergebnisse dieser

Reise, die durch das unbestechliche Auge der Kamera erhärtet werden, mitzuteilen.

Der geodätische und astronomische Mitarbeiter von Sven Hedin, Nils Amboldt, hat die Ergebnisse der im Auftrag des großen schwedischen Forschers unternommenen Expedition in der Dsungarei und in Ost-Turkestan in bisher nicht betretene Gegenden im nördlichen und westlichen Tibet und in Sadhak in seinem Buche „Karawanen" niedergelegt, zu dem Sven Hedin selber ein Geleitwort schrieb. (Leipzig, F. A. Brockhaus. 100 bunte und einfarbige Abbildungen, 1 Karte. RM 8,—.) Das Buch hat in Schweden einen ganz großen Publikumserfolg gehabt. Er kann für dies lebendige Buch eines Mannes von großer Leistung, der über eigne Erfolge vornehme Zurückhaltung beobachtet, in Deutschland nicht ausbleiben. Das Buch zeigt, daß Sven Hedin in Schweden eine Tradition geschaffen hat, die von jungen tüchtigen Menschen aufgenommen und fortgesetzt wird.

Ein Buch von geheimnisvollem Reize sind die Reiseaufzeichnungen von Michael Vieuchange „Smara", die sein Bruder Jean Vieuchange nach seinem Tode herausgab (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 53 Abbildungen, 1 Karte. RM 5,80). Michael Vieuchange unternahm eine tapfere Reise zu den unbezwungenen Stämmen Südmarokkos und des Rio d'Oro. Dieser junge Dichter hat es verstanden, mit letzter Energie das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen, nachdem sich ihm wie in einer Vision diese Reise gezeigt hatte. Unter unerhörten Strapazen gelingt es ihm, in Verkleidung als einziger Weißer in das Land zu kommen, das vor ihm kein Europäer betrat. Und nun greift geheimnisvoll das Schicksal ein: bei Erreichung seines Zieles trifft ihn der Tod, so daß das Schicksal selber der erfüllten Sehnsucht den Lohn gab und zu gleicher Zeit das härteste Opfer für die Belohnung forderte. Der Herausgeber des „Hochland" Carl Muth und der Franzose Paul Claudel, haben ein Vorwort geschrieben, in dem die Persönlichkeit des hochbegabten jungen Dichters in reifer Menschlichkeit gedeutet wird. Das Buch ist zu gleicher Zeit ein wesentlicher Beitrag zur Sendung des Dichters im tiefsten Sinne.

Die „Deutsche Rundschau" brachte unlängst einen Aufsatz von Maria Piper über das japanische Theater. Nun hat die Verfasserin, die jahrelang in Japan lebte und mit aufgeschlossenen Augen und Sinnen Japan wirklich erlebte, ihr Wissen um die Bühnenkunst des japanischen Volkes in einem Buche vereint „Das japanische Theater" (Frankfurt, Sozietätsverlag. 285 S. RM 8,50). Maria Piper versteht es, wie die Probe in der „Deutschen Rundschau" zeigte, das japanische Theater als den Spiegel des japanischen Volkes zu deuten und seine Geheimnisse und seine Idee dem Leser miterleben zu lassen.

Eine prächtige Gabe ist das neue Buch von Paul Eipper „Freund aller Tiere" (Berlin, Ullstein-Verlag. Mit vielen Bildern von Moritz Pathé und 16 Photos. RM 5,50). Daß Eipper den Ehrentitel Freund aller Tiere zu Recht führt, beweist dieses Fahrtenbuch voll bunter Abenteuer mit überzeugender Kraft. Ob er nun in Deutschland mit dem Tiertransport in Tierzügen fährt, ob er in den zoologischen Gärten seine Freunde besucht oder auf Leuchttürmen das nächtliche Tierleben beobachtet, immer weiß Paul Eipper uns zu künden von dem tiefen Geheimnis der Tiere, die er mit einer brüderlichen Liebe wie der heilige Franz von Assisi versteht und umfaßt. Die vorbildliche Haltung des Buches wird durch die große Kunst, einfach erzählen zu können, besonders eindringlich.

Drei Bändchen des „Österreichischen Wanderbuches" (Graz, Verlag Styria, Die deutsche Bergbücherei) erschließen in der bekannten Art dieser Sammlung drei der schönsten österreichischen Gebiete: Josef Wenter „Im heiligen Land Tirol" (RM 1,—), Herbert Strutz „Kärnten, die Grenze" (RM 1,—) und Hans Leifhelm „Die grüne Steiermark" (RM 2,—). Alle Bändchen sind mit ausgezeichneten Bildern ausgestattet.

Verschiedenes

Eine wissenschaftliche Physiognomik und ihre praktische Verwertung im Leben und in der Kunst gibt das Buch von Dr. Fritz Lange „Die Sprache des menschlichen Antlitzes" (München, J. F. Lehmann. RM 8.—). Auf diesen 308 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln mit einer Aufschlagetafel wird mit wissenschaftlichem Rüstzeug in bewußter Absetzung von dem

verhängnisvollen Dilettantismus die Physiognomik zum Rang der Wissenschaft erhoben. Lange übt Kritik an allen denen, die sich an der Physiognomik bisher versucht haben, wobei er Lavater als kritiklosen Phantasten ablehnt. Auch Gall kommt nicht gut weg, während auf die frühen Anfänge in Ägypten und bei Aristoteles hingewiesen wird. Durch die Zusammenarbeit mit dem Archäologen Heinrich von Brunn hat Lange seine eignen physiognomischen Studien systematisch aufgenommen und durchgeführt. Das Buch untersucht die Elemente der Physiognomik, den Knochenunterbau, die Muskeln und die einzelnen Gesichtsteile: Nase, Ohr, Augen, Lid, Brauen, Mund und die charakteristischen Falten. Lange formuliert seine Erkenntnisse mit der Verantwortung des echten Wissenschaftlers und stellt sehr klar die Grenzen, die jeder Physiognomik gezogen sind, heraus. Das Buch bietet eine Fülle von Anregungen, und man wird auf die Weiterentwicklung dieser Arbeiten gespannt sein. — Das Buch von Karl Richard Ganzer „Das deutsche Führergesicht" (München, J. F. Lehmann. RM 4,20) konnte bereits in 2. Auflage im 12.—22. Tausend erscheinen. In der neuen Auflage sind vier Gestalten neu aufgenommen, vier andere fallen fort. 16 Bildnisse wurden verbessert.

In Kröners Taschenausgabe gibt Ernst Bücken, Professor an der Universität Köln, „Richard Wagners Hauptschriften" heraus mit Einleitung, Text- und Literaturnachweis und Register. Die aufgenommenen Schriften gliedern sich in: Kritiken und Dichtungen bis zum Ende der Pariser Notjahre, Schriften der Dresdner Kapellmeisterzeit, große reformatorische Schriften der Züricher Epoche, Schrifttum der Pariser Tannhäuserzeit bis zu „Beethoven" 1870 und endlich das Gedankengut der Bayreuther Epoche.

Eckart Peterich hat eine „Kleine Mythologie" zusammengestellt (Frankfurt, Sozietätsverlag. 16 Bildseiten. RM 2,80). Er gibt in knappster Form mit feinem Sprachgefühl den wesentlichen Inhalt aller griechischen Götter- und Heldensagen wieder. Das Buch soll und kann ausgezeichnet orientieren, vor allem die Menschen, die nicht das Glück hatten, auf der Schule in die antike Geisteswelt eingeführt zu werden. Das Buch vermittelt weiter, dank dem künstlerischen Nachempfinden, einen starken Eindruck der klaren Schönheit dieser griechischen Sagen. Auf den Bildtafeln sind gut ausgewählte Vasenmalereien wiedergegeben. — In „Meyers Bunten Bändchen" ist erschienen „Die Feme des deutschen Mittelalters", die Karl Pagel knapp und sachkundig behandelt, indem er gegenüber den stark gefühlsmäßig betonten Vorstellungen der Allgemeinheit die historische Wirklichkeit darstellt. (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM —,90.) — In „Meyers Bildbändchen" schreibt Paul Kettel über „Deutsche Hausindustrie", Rolf Helm über „Deutsche Erntebräuche", Richard Wolfram über „Deutsche Volkstänze", Klaus Thiede über „Flur und Dorfbild in deutschem Land", Hubert Schrade von den „Bauten des Dritten Reiches", und in zwei Bändchen behandelt Johannes Arndt „Deutsche Kunst im Reich der deutschen Kaiser". (Leipzig, Bibliogr. Institut. RM —,90.)

In einer anderen Sammlung des Bibliographischen Institut „Meyers kleine Handbücher", die besonders brennende Fragen des Lebens und Probleme der Gegenwart behandeln soll, erschien das sehr wichtige Buch von Wolfgang Riezler „Einführung in die Kernphysik" (RM 2,60), die wirklich eine Möglichkeit bietet, auch für den naturwissenschaftlichen Laien, die schmerzlich entbehrte und so dringend notwendige, aber durch die Entwicklung der Physik mit ihren Riesenschritten verlorengegangene Fühlung wiederzugewinnen. Ein Lexikon der Fachausdrücke erleichtert das Sichhineinfinden. — In der gleichen Sammlung stellt Helmut Berve „Sparta" dar unter Herausarbeitung gerade der Gesichtspunkte, die auch heute jedem Staatswesen von dieser großen und harten Staatsschöpfung der Antike her Lehren geben können, und Karl Gruber gibt die Geschichte deutschen Städtebaues vom Mittelalter bis zur Gegenwart (viele Abbildgn., RM 2,60) in dem Bande „Die Gestalt der deutschen Stadt".

Zum 2000. Geburtstage des ersten römischen Kaisers, der am 23. September dieses Jahres begangen wurde, ist eine Lebensdarstellung von Franz A. Rehrmann

„Kaiser Augustus" erschienen (Hildesheim, Franz Borgmeier. RM 18,—). Das umfangreiche Buch weist die Quellen der Familie, aus der Augustus hervorging, auf, schildert seine Laufbahn bis zum Aufstieg als Alleinherrscher, gibt ein eingehendes Bild der Verfassung und Staatsverwaltung im römischen Kaiserreiche und würdigt am Schluß die Persönlichkeit des großen Herrschers, der einen Bau zu festigen suchte, dessen Erhaltung aber seine Nachfolger nicht gewachsen waren. Sehr dankenswert ist die ausführliche chronologische Übersicht, die neben dem gründlichen Index den Gebrauch des Buches erleichtert. Rehrmann hat alle historischen Dokumente und Quellen studiert und setzt sich kritisch mit den bisher erschienenen Arbeiten über Augustus auseinander. Dieser deutsche Beitrag zur Jubiläumsfeier des Neuschöpfers des römischen Reiches behauptet einen guten Rang. In dem Wiener Verlag L. W. Seidel & Sohn ist gleichfalls ein gründliches und kenntnisreiches, die Persönlichkeit des Gründers des römischen Reiches eindringlich würdigendes Buch erschienen von Karl Hönn „Augustus" (56 Bildtafeln. RM 7,80). Aus den Quellen schöpfend, zeichnet K. Hönn das Bild von Kaiser Augustus, wie es nach dem heutigen Stande der historischen Erkenntnis als gültig angesprochen werden kann.

Aus der Geisteswelt

Ein interessanter und — wie vorweg gesagt sei — geglückter Versuch ist von Friedrich Freiherrn von Frankenhausen unternommen worden, Dantes größtes Werk nun in einer neuen Übersetzung darzubieten, damit endlich in der Art der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung nun der deutsche Dante, den es bisher nicht gab, uns beschert würde: „Die Göttliche Komödie" (Leipzig, Inselverlag. RM 7,50). Es ist durchaus richtig, daß von den vielen, zum Teil sehr beachtenswerten Übersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie keine wirklich ins Volk gedrungen ist, so daß hier eine Lücke zu füllen blieb. Der Freiherr von Frankenhausen bringt alle Voraussetzungen für die große Aufgabe mit. Er ist, wie seine Einleitung und seine Erläuterungen, die nicht über das notwendige Maß hinausgehen, zeigen, in der Gedankenwelt des großen Florentiners heimisch und hat es verstanden, in seiner an die ursprüngliche Versform sich genau anschließenden Übertragung die Göttliche Komödie zu deutschem Leben zu erwecken. Es steht zu hoffen, daß durch das Vorwort und die Erläuterungen die in vielem dem heutigen Denken ganz fern gerückte Ideenwelt Dantes so lebendige Auswirkung erfährt, daß diese Eindeutschung seines Werkes auch seine Ideenwelt wieder in unmittelbare Nähe rückt.

Eine weitere, sehr bedeutsame Veröffentlichung des Inselverlages ist Reinhard Buchwalds „Schiller", die neue große Schiller-Biographie, deren erster Band „Der junge Schiller" soeben erschienen ist, deren zweiter Band „Wander- und Meisterjahre" im November ausgegeben werden soll. (5 Bildtafeln. RM 7,—.) Wie stark seit 1859, dem ersten großen Schiller-Jubiläum, sein Bild im Gefühl des deutschen Volkes geschwankt hat, wie von schrankenloser Bewunderung bis zur völligen Ablehnung es alle Schattierungen durchlaufen hat, ist bekannt. Schon deshalb war es notwendig, nun bei dem Abstand unserer Zeit von Schiller wiederum nach mehr als einem Menschenalter den Versuch zu machen, eine gültige Schillerbiographie zu schreiben. Buchwald erweist sich als wahrhaft berufen für diese Aufgabe. Schiller selber war der Überzeugung, noch nach Jahrhunderten seine Leser zu finden. Er rechnete auf seine Auslese ernster Menschen, die keine Mühe scheuen würden, in die Tiefe seiner Gedanken einzudringen, um ihn in seinem wahren Wesen zu erfassen. Buchwald will Schiller immer zuerst von Schiller her verstehen und darstellen. Er zeigt Schiller von dem Schillerschen Standpunkt aus und kann sich darauf berufen, daß er die Geschichte seines Geistes schrieb, wie Schiller sie selber geplant hat. Denn wenn auch keine Aufzeichnungen hierüber überliefert sind: daß Schiller eine Autobiographie plante, steht fest. So hat er sich 1790 an seinen Vater gewandt mit der Bitte, nach seinen verschwundenen Jugendarbeiten in seiner Heimat Umschau zu halten, weil er sie brauche zur „Geschichte seines Geistes". Buchwald hat alles gesammelt und in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt, was an mittelbaren und

unmittelbaren Zeugnissen Schillers selber über sein Leben und seine innere geistige Entwicklung vorhanden ist. Mit vollem Recht, denn die Bedeutung der einzelnen Tatsachen seines Lebens für ihn selber können wir nur von Schiller allein erfahren. Buchwald ruft den Leser zur Mitarbeit auf. Aus dem, was er von Schiller her gibt, soll der Leser lernen, mit eignen Augen zu sehen und selber zu urteilen. Er stellt den Leser mitten in die Fragenprobleme, die Schiller beschäftigten, hinein, und das ist eine Philologie, die nicht tötet, sondern lebendig macht. — Eine erstaunliche Tatsache ist es, daß heute noch Quellen erschlossen werden konnten für ein Leben, über das wir alles Greifbare schon als vorliegend ansehen mußten. Buchwald ist in aufopferungsvoller Arbeit unerschlossenen Quellen nachgegangen. Aus den von Buchwald aufgefundenen Visitationsprotokollen und Synodusakten gewinnen wir erst jetzt die richtige Kenntnis über Pastor Moser, der Schiller den ersten Lateinunterricht erteilte und der dann später in den „Räubern" auftritt. Aus den Dokumenten des württembergischen Kultusministeriums über die Lorcher Schule ersteht das Bild des Ludwigsburger Oberpräzeptor Jahn, dem Schiller viel verdankt. Aus den Akten der Karlsschule lernen wir den Professor Jakob Friedrich Abel kennen, dem Schiller seinen „Fiesko" widmete. Die Notwendigkeit, diese Persönlichkeiten klar herauszustellen, hat Schiller selbst bestätigt. Er schrieb an die Gräfin Schimmelmann, daß alles, was er Gutes haben möge, durch einige wenige vortreffliche Menschen in ihn gepflanzt sei. Dazu gehören in erster Linie bei einem so aufgeschlossenen Knaben die Lehrer, und die Ergebnisse, die Buchwald aus diesen Funden zieht, bestätigen die Richtigkeit seines Suchens. Man sieht dem zweiten Band der Schiller-Biographie, die große Bedeutung für unser Gesamtvolk gewinnen kann, mit Spannung entgegen.

Agnes Holthausen gibt „Friedrich v. Schillers Philosophische Briefe" neu heraus mit einer gründlichen Einleitung, und auch hier wird die Gegenwartsbedeutung der Schillerschen Arbeit deutlich (Hamburg, Kurt Saucke. RM 2,70).

Auf das gleiche Interesse dürfen Carl Gustav Carus' „Briefe über Goethes Faust" rechnen, die Hans Kern herausgibt und einleitet (ebenda, RM 3,—). Der unermüdlichen Arbeit mancher unserer besten geistigen Köpfe ist es gelungen, die Bedeutung von Carus so lebendig zu machen, daß alles von ihm offne Türen findet. Die Briefe über Goethes Faust erschienen drei Jahre nach Goethes Tode. Sie sind eine ernsthafte Betrachtung der Idee, die dem Faust zugrunde lag, und versuchen nicht, in landläufiger Art Erklärungen oder Kommentare zu geben. Beide Bücher sind vorbildlich gedruckt und ausgestattet.

Auch die 2. Folge der „Briefe von Hugo von Hofmannsthal", umfassend die Jahre von 1900—1909, verdient jede Aufmerksamkeit, denn aus diesen 297 Briefen an die verschiedensten Adressaten, darunter die Eltern, Eugen D'Albert, Hermann Bahr, Anna-Bahr-Mildenburg, Ludwig v. Hofmann, Rainer Maria Rilke, Rudolf Alexander Schröder und viele andere tritt die vornehme geistige Persönlichkeit Hofmannsthals erneut in klares Licht.

Wilhelm Fehse hat seine aus persönlicher Nähe gewonnene Kenntnis Wilhelm Raabes und seines Werkes, dem er in vielen kleineren Veröffentlichungen hingebungsvoll gedient hat, nun zu einer großen Raabe-Biographie zusammengefaßt, die auf 674 Seiten mit vielen Anmerkungen das Bild von Raabes Leben und Schaffen zeichnet, den Menschen und das Werk deutet und deshalb besonders willkommen sein wird, weil Kenntnis von und Liebe zu Wilhelm Raabe sich die Waage halten: „Wilhelm Raabe, sein Leben und seine Werke", mit 14 Federzeichnungen Raabes und 3 Bildtafeln (Braunschweig, Vieweg-Verlag).

„Flucht aus dem Sowjetparadies"

Der zweite Band des im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" ausführlich gewürdigten Buches von Iwan Solonewitsch „Die Verlorenen" ist unter dem Titel „Flucht aus dem Sowjetparadies" (Essen, Essener Verlagsanstalt. RM 5,80) erschienen. Dadurch erfährt diese Chronik namenlosen Leidens ihre Abrundung. In den Abschnitten „Proletariat", „Die Obrigkeit", „Spartakiade", „Die Jugend", „Reisepaß ins Leben", „Die

Flucht", ergänzt Solonewitsch in seiner eindringlichen Art seine Erfahrungen in den russischen Konzentrationslagern, und jedes Wort bestätigt in seiner Wahrhaftigkeit das, was er im ersten Bande begann. Mit fliegender Aufmerksamkeit verfolgt man dann den Weg der Flüchtlinge in die Freiheit. Kein Wort ist zu gewichtig für die Bedeutung dieses Buches, das man wirklich in die Hand jedes Deutschen und jedes Ausländers wünschen muß, dem an der Erkenntnis der russischen Wirklichkeit etwas gelegen ist.

Parzival als Volksbuch

Die bisherigen Versuche, durch Übertragung ins Neuhochdeutsche das größte und tiefste deutsche Epos zum lebendigen Volksgut zu machen, haben nicht zum angestrebten Ziel geführt. Das lag wohl daran, daß Wolframs Werk wohl stofflich, aber nicht geistig dem Leser nahegebracht wurde. Jetzt hat Wilhelm Stapel den ganzen Parzival in die Prosa unserer Zeit übertragen, und zwar unter genauer Wiedergabe des Inhalts der Dichtung Satz für Satz (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 6,50). Stapel ließ sich von der Erwägung leiten, daß der Parzival als Dichtung nur aus dem Urtext sich erschließt, daß infolgedessen eine Änderung der dichterischen Form, die wegen der Unmöglichkeit der Übertragung im alten Versmaß notwendig ist, die dichterische Form selbst zerstört, daß der Inhalt bei einer Übertragung in Prosa rein wiedergegeben und — bei dem zugegebenen Verlust des Lyrischen — gerade die Erzählerkunst Wolframs besonders deutlich wird. Er weiß auch, daß eine wörtliche Übersetzung wegen der veränderten Wortinhalte falsch wäre. Endlich muß bei den vielen sehr persönlichen Andeutungen und Anspielungen Wolframs eine Übersetzung zu gleicher Zeit eine erläuternde Verdeutlichung des heute nicht mehr Verstandenen sein, was in einer Versübertragung nicht möglich ist. Wolframs Stil ist im Grunde unübersetzbar, eine geschickte Prosaübertragung aber kann mehr von dem persönlichen Stil wiedergeben als jede Übertragung in Versen. Stapel war sich beim Angehen der Aufgabe der großen Verantwortung, die er übernahm, bewußt. So ist ein Werk entstanden, das höchste Beachtung verdient. Wir glauben, daß seine Neuschaffung des Parzival in guter deutscher Prosa dem deutschen Volke das Mittel werden kann, das ihm den Zugang zu dieser reichen Quelle endgültig erschließt. Äußerlich erleichtert Stapel den Zugang zu Wolfram noch durch eine neue Einteilung der Dichtung, indem er Sinnabschnitte, ausgehend von dem Karfreitagserlebnis als dem Kernstück, zugrunde legte. Er erreicht dadurch eine größere Klarheit der Struktur des ganzen Werkes. Benutzt hat Stapel die Parzival-Ausgabe von Leitzmann sowie die wesentliche philologische Literatur zum Parzival. Stapels Wunsch, den Leser seiner Übersetzung zum Urtext zu führen, damit er den Zugang zum Gehalt des großen Werkes findet, wird erfüllt werden.

Kaiserin Eugenie

Wir kennen die meisterhafte Darstellungskunst von Octave Aubry aus seinen großen Werken „Sankt Helena" und „Der König von Rom". Jetzt hat er die Biographie der „Kaiserin Eugenie" geschrieben (Erlenbach-Zürich, Eugen Rensch. 16 Bildtafeln. 430 Seiten). Die deutsche Übertragung stammt von Hans Dühring. Wiederum unmittelbar auf die Quellen zurückgehend, zeichnet Aubry das Bild der eigenartigen und schönen Frau, die durch Schicksal ging. Vieles war an dem bisherigen Bilde zu berichtigen, Aubry tut das, indem er auf das Menschentum der Kaiserin zurückgeht. In außerordentlicher Lebendigkeit begleiten wir diese Frau durch ihr wechselvolles Leben. Aus einer Jugend in nicht eindeutig klarer Umgebung, der aber ein Mérimée nahestand, wurde die Spanierin zur Kaiserin Frankreichs und zu einer Französin voll heißer Liebe zu ihrem neuen Vaterlande, von den Höhen des Kaisertums erfolgte der Sturz in die Einsamkeit und Verbannung. Aber ein großer Stolz und ein unauslöschlicher Haß hielten dieses Leben aufrecht, dem der tiefste Schmerz durch den sinnlosen Tod des einzigen Sohnes unter den Speeren der Zulus traf, bis es eine letzte Vollendung erfuhr durch die Niederlage der gehaßten Deutschen im Weltkriege. 1920 erlosch das Leben.

Das Herz der Kaiserin

Baron von Bourgoing hat nach unveröffentlichten und von der Forschung nicht immer beachteten Dokumenten eine Darstellung der Ehe Napoleons mit Marie-Louise von Österreich geschrieben unter dem Titel „Das Herz der Kaiserin" (Essen, Essener Verlagsanstalt). Besonderen Wert gewinnt seine Darstellung dadurch, daß er die Polizeiberichte der Wiener Polizei kopiert hat, die beim Brand des Wiener Justizpalastes im Jahre 1927 mit vielen andern wertvollen Akten der Wut des Pöbels zum Opfer fielen. Zum ersten Male werden auch die Berichte des Grafen Neippert veröffentlicht, die er an den Wiener Hof richtete aus seinem Aufenthalt in Aix, wohin er zur Beaufsichtigung der Kaiserin gesandt war und wo er ihr Geliebter wurde. Man ist sicherlich von der Seite der Historiker gegen die Kaiserin der Franzosen nicht immer gerecht gewesen. Bourgoing ist es gelungen, dieses Bild zurechtzurücken. Marie-Louise, die Napoleons Liebe in Ehrlichkeit erwidert hat, war im Grunde ihres Herzens eine edle Natur, die so lange edel handelte, als sie den natürlichen Impulsen ihres Herzens folgte. Sobald aber fremde Einflüsse sich geltend machten, besaß die zu blindem Gehorsam erzogene Frau nicht die Fähigkeit, souverän ihrem Herzen zu folgen, sie wurde schwankend und verriet dann ihre besseren Gefühle. So erklären sich ihre schnelle Preisgabe Napoleons im Unglück und ihre Unaufrichtigkeit gegen ihn, der immer noch hoffte, daß die längst in andern Bindungen Gefangene ihm nach Elba folgen oder sein Schicksal in den 100 Tagen teilen würde. Zu einem Verdammungsurteil über die Frau aber reicht es nicht, denn auch sie folgte den Gesetzen menschlicher Gebrechlichkeit, und für ein außergewöhnliches Schicksal war sie weder durch ihren Charakter noch durch ihre Erziehung vorbereitet. Bourgoing darf für seine Arbeit in Anspruch nehmen, mit Allgemeingültigkeit ein zutreffendes Bild der Kaiserin der Franzosen in ihrer Bewährung und in ihrem menschlichen Irren gezeichnet zu haben. Zahlreiche Bildbeigaben beleben das Buch, dessen gründliche wissenschaftliche Arbeit durch die ausführlichen Anmerkungen bestätigt wird.

Geschüttel tes

Als letzter oder vorläufig noch letzter Band der Schüttelreime ist jetzt erschienen als Nachfolger von „Aus dem Ärmel geschüttelt" und „Reimchen, Reimchen, schüttle Dich!" von Wendelin Überzwerg „Frisch geschüttelt!", enthaltend rund 20 Schock Schüttelreime von Georg Müller-Giersleben (Stuttgart, J. Engelhorn. 140 Seiten). Wendelin Überzwerg hatte nach seinem ersten Versuch, der die Nützlichkeit seines Unternehmens vollauf bestätigte, eine Fülle von Einsendungen geschüttelter Poesie aus aller Welt erhalten und mehr Mitarbeiter gewonnen, als verwendbar waren. Unter ihnen meldete sich am Schlusse ein Einzelner, der eine so reiche durcheinandergeschüttelte Lebensernte mitbrachte, daß sie einen eigenen Band beanspruchte. Und darauf hat sie ein gutes Recht! Denn dieser Einzelne ist in jedem Verse so ohne Krampf, so beschwingt, so witzig und so oft ein Künder von bedeutsamen Nachdenklichkeiten, daß man niemand andern in seiner Gesellschaft braucht.

Vom Frontsoldaten

Ein Buch, das den Soldaten von heute, stärker noch den Soldaten des Weltkrieges angeht, ist die Schrift von Werner Picht „Der Frontsoldat" (Berlin, F. A. Herbig. 65 Seiten). In der Erkenntnis, daß der Weltkrieg mit jedem Tage für uns an innerer Wirklichkeit gewinnt, versucht Werner Picht das Bild des Frontsoldaten zu beschwören, um einer zerrissenen Welt das einzig unbestrittene Zeichen vorzuhalten, zu dem sie sich, bewußt und unbewußt, gemeinsam bekennen, das einzige Zeichen, in dem die Menschheit von heute sich ihrer Gemeinsamkeit bewußt werden kann. Den Inhalt soll man nicht in kurzem Auszug wiederzugeben versuchen. Aber eindringlich raten soll man, diese Schrift zu lesen. Denn niemand darf sich darüber täuschen, daß die Toten des Weltkrieges erst dann zur Ruhe kommen werden und können, wenn unser Leben endlich ihrem Sterben sich würdig erweist.

Militärisches

In dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem hat sich unter dem Nachlaß Gnei-

senaus eine Handschrift von Clausewitz gefunden, deren Auswertung bemerkenswerte Aufschlüsse zur Entwicklung der militärpolitischen und strategischen Ansichten des großen Soldaten geben: „Carl von Clausewitz. Strategie aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 bis 1809", herausgegeben von Eberhard Kessel (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 3,80). Eberhard Kessel hat diesen Fund mit größter Akribie ausgewertet und weist an ihm nach, daß die kriegstheoretischen Auffassungen von Clausewitz entstanden waren auf Grund seiner eigenen Kriegserlebnisse in den Jahren 1793/94 und beeinflußt wurden von Scharnhorsts Gedanken. In dieser Arbeit sind entscheidend Clausewitz' Gedanken schon enthalten, die später in seinem Werk „Vom Kriege" ihre letzte Formung gefunden haben. Diese frühe Arbeit ist nicht in fortlaufendem Zuge und in der starken Zucht, die seine späteren Arbeiten auszeichnet, geschrieben, aber sie zeigt schon unverkennbar die Züge des militärischen Genies. Was aus ihr herauszuholen war, das hat der Herausgeber, der der Arbeit eine Einleitung voranstellte und sachkundige Anmerkungen hinzufügte, mit der ihn auszeichnenden Gründlichkeit getan.

Das Buch von Georg Nitsche „Österreichisches Soldatentum im Rahmen deutscher Geschichte" (G. Freytag A.-G. Leipzig. RM 7,—) wird jeder begrüßen, dem das gesamtdeutsche Denken eine Selbstverständlichkeit ist. Denn was in der alten Monarchie an soldatischen Leistungen hervortrat, gehört dem gesamtdeutschen Volke ebenso wie den Österreichern, da das k. u. k. Heer zum überwiegenden Prozentsatz in seinem Führerkorps deutsch war. So ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das Interesse des deutschen Volkes die militärischen Leistungen Österreichs mit dem gleichen Interesse verfolgt wie unsere eigene Militärgeschichte. Nitsche versteht es, ein sehr lebendiges Bild vom Werden, den Taten und dem Ende des alt-österreichischen Heeres und seiner Führung zu zeichnen und wird auch der neugeschaffenen österreichischen Wehrmacht gerecht. Von Carl von Lothringen bis zu Conrad von Hötzendorf zieht die glänzende Reihe österreichischer Heerführer an uns vorüber. Für die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" schrieb Friedrich von Cochenhausen ein an das gesamtdeutsche Gefühl appellierendes Geleitwort. Der österreichische Bundesminister Edmund Glaise von Horstenau gibt einen bedeutsamen Beitrag „Alt-Österreichs Heer im deutschen Schicksal", an dessen Schluß er an den symbolischen Vorgang erinnert, als beim traurigen Ende des Weltkrieges österreich-ungarische Abteilungen bei ihrer Heimkehr von der Westfront im November 1918 ein Blumengewinde im Speirer Dom an der Gruft des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg niederlegten und damit die Verbundenheit im Gedanken des Deutschen Reiches bekundeten. 20 Skizzen mit Bildern und Karten, 15 Tafeln und 1 Karte sind beigegeben. Auch dieses Buch wird dazu beitragen, im ganzen deutschen Volke eine gerechte und würdige Einschätzung der großen Leistungen österreichischer Soldaten — vor allem auch im Weltkriege — zu verbreiten.

Menschliche Tragikomödie

Die gesammelten Studien, Skizzen und Bilder von Johannes Scherr, die unter dem Titel „Menschliche Tragikomödie" bei ihrem Erscheinen 1874 starkes Aufsehen hervorriefen und immer wieder anregten, die Geschichte der Menschheit mit anderen Augen anzusehen, als es die landläufige Geschichtsschreibung tat, sind in einer neuen Volksausgabe, herausgegeben von Karl Quenzel, neu erschienen (Leipzig, Hesse & Becker. 2 Bände je RM 2,85). Diese 50 Bilder aus der Geschichte, in denen Scherr seine Lieblinge wie Cromwell, Fichte und Blücher in hellstes Licht stellt, während die Männer, die er mit der ganzen Leidenschaft seines starken Herzens haßt, schwarz in schwarz gemalt wurden, können auch heute auf Interesse der Leser zählen, weil hier ein eigenwilliger, Haß und Neigung nach sehr persönlichen Gesichtspunkten verteilender Stilist von Originalität, den zweifellos ein reines Wollen trieb, das Wort genommen hat.

Baedekers Süddeutschland

In 34. Auflage ist dieser Band der bewährten Reiseführer jetzt neu erschienen (Leipzig, Karl Baedeker. 634 Seiten. 43 Karten. 62 Pläne. RM 11,50). Das Besondere dieses tüchtigen Buches ist, daß ganz Süddeutschland in einem Bande berücksichtigt ist. Von Frankfurt a. M. geht es über den Odenwald nach Eberbach, von Würzburg nach Heidelberg; Mannheim und Ludwigshafen sind vertreten und dann der Schwarzwald, ganz Württemberg, Nordbayern und Südbayern, wie auch Salzburg und Umgebung. Begrüßenswerterweise dient der Reiseführer ebenso dem auf der Eisenbahn nach Süddeutschland Strebenden, wie auch dem Autofahrer: auf 120 Seiten begleiten die Routen die Eisenbahn, auf 130 Seiten die Fahrstraßen. Von den fertigen Autobahnen ist jeder Kilometer berücksichtigt, und das alles in der gründlichen und genauen Arbeit, die Baedekers Reiseführer immer ausgezeichnet hat. In der Einleitung werden, wie üblich, die Reiseziele, Reisezeit und Reisepläne, Paß, Zoll, Geld für die Ausländer, Unterkunft und Verpflegung, Heilbäder und Wintersportplätze, Auskunfteien der Wandervereine, die Verkehrsmittel, besondere Hinweise für Autofahrer, Post und Telegraph, Verfassung und Verwaltung, Fest- und Gedenktage, Bücher und Karten gegeben. In der Umschlagtasche des Buches ist eine lose Karte enthalten, die auf der einen Seite das geographische Bild, auf der anderen eine Straßenkarte enthält.

Eine Freude, zu lernen

Die von uns verschiedentlich erwähnte Zeitschrift „Le Journal français" (Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. Vierteljährlich RM 1,35. Einzelnummer RM 0,50) gibt auch in ihren Heften 9 – 12 so ausgezeichnet und lebendig gruppierten Lernstoff, daß man sie in jeder Weise empfehlen kann. Hier sind kulturhistorische Beiträge mit kleinen Erzählungen, Witzen, Rätseln, Mustern für Geschäftsbriefe und Übersetzungsaufgaben so gut miteinander gemischt, daß es ein Spaß wird, Französisch zu lernen. Das gleiche Lob gilt für die englische Zwillingsschwester: „English Monthly Magazine", von dem soeben auch die 12. Nummer erschienen ist. Auch sie ist, wie alle anderen englischen und französischen Hefte, reich mit Bildern, auch mit witzigen Karikaturen versehen.

Eine neue Shakespeare-Übersetzung

Nach den Mißerfolgen einiger Übersetzer, Shakespeare neu einzudeutschen, geht man nur zögernd an einen neuen Versuch heran, aber man wird auf das angenehmste enttäuscht, wenn man sich in die Übertragungen von „Hamlet", „König Richard III.", „Macbeth" von Walter Josten vertieft (Hamburg, Paul Hartung. Die beiden ersten Bände RM 3,50, der dritte RM 3,–). Denn Josten ist aus einer tiefen inneren Verpflichtung an dies schwierige Werk gegangen und steht der unverlierbaren Übersetzung der Schlegel-Tieck-Beaudissin mit Ehrfurcht gegenüber und hat sie nirgends verändert, wo sie unserm heutigen Wissen um Shakespeare entspricht. Aber es waren doch so viele Änderungen notwendig, daß von einer Neuschöpfung zu reden ist. Es sei festgestellt, daß Josten überall, wo er geändert hat, das höhere Recht auf seiner Seite hat. Denn seine Neuübertragung ist im Sinn und Wort verläßlicher und shakespearegetreuer überall, wo er die Arbeit der Romantiker geändert und verbessert hat. Josten hat Shakespeares Wesen und Art in sich erlebt, er hat ein ausgesprochenes Feingefühl für die Musikalität, den Rhythmus und den Klangcharakter und weiß auch um die Bedürfnisse der Schauspieler. Seine Übersetzung ist eine glückliche Vereinigung von rhythmischer Musikalität und Sinngetreuheit. Eine gute Einführung in die Bedeutung dieser neuen Arbeit gibt die Schrift von Erich Ackermann „Shakespeare-deutsch" (ebenda. RM 2,50), zu der Otto Brües ein warmes Vorwort schrieb.

Handbuch der deutschen Volkskunde

Vom III. Bande dieses Standard-Werkes, das Dr. Wilhelm Peßler, der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, herausgibt, unter der Mitarbeit vieler namhafter Gelehrter, sind die Liefe-

rungen 23–25 erschienen (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H.). Diese Lieferungen bringen den Schluß der Abhandlung „Sprachgeographie" von Friedrich Maurer, eine Darstellung der Volkssprache von Wilhelm Will, eine Untersuchung über die deutschen Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung von Adolf Bach und das wichtige Kapitel Sitte und Brauch im Ablauf der Jahreszeiten von Adolf Spamer. Das ganze Werk nähert sich seiner Vollendung. Durch die Güte der Beiträge, die durch die Qualität der Mitarbeiter gewährleistet ist, wird es – nicht zum wenigsten dank dem außerordentlich reichhaltigen, sehr gut wiedergegebenen Bildmaterial – einen hervorragenden Platz unter den volkskundlichen Werken einnehmen.

Alpentrachten

Bei dem großen Interesse, das in verstärktem Maße jetzt für Volkstrachten entstanden ist, dem auch die Mode gefolgt ist, erscheint der Band 7 der Reihe „Die deutschen Bergbücher, Alpentrachten unserer Zeit", Text von Karl Wolf, Bilder von Marta E. Fossel (Graz, Verlag Styria. 38 Seiten. 24 Tafeln) sehr zeitgemäß. Die Begleitworte von Karl Wolf, in denen er die Entstehung der Volkstrachten schildert und den guten volkstümlichen Geschmack wie die Trachtenbewegung unserer Zeit darstellt, stehen unter dem Motto, daß die Trachten ein treffender Ausdruck bäuerlichen Wesens sind, da sie nicht etwas Zufälliges, sondern etwas aus der Volksart und der Umwelt Gewachsenes bedeuten. Die farbigen Tafeln berücksichtigen die bäuerlichen Trachten der Steiermark, Kärntens, Südtirols, Nordtirols, Vorarlbergs, der Schweiz, Bayerns, Salzburgs, Oberösterreichs, Niederösterreichs und des Burgenlandes.

Handbuch des Diplomatischen Corps

Die deutsche Ausgabe von Dightons „Handbuch des Diplomatischen Corps mit Verzeichnis der Konsuln" für 1937/38 erscheint im dritten Jahrgang (Union ausländischer Fach- und Industrieverleger, Arnold E. Dighton, London-Berlin. RM 12,50). Dieses vornehm gebundene Nachschlagebuch, das vielen unentbehrlich geworden ist und auch für Zwecke der Inserierung ausgiebig von großen Firmen benutzt wird, gibt im 1. Teil das alphabetisch angeordnete Diplomatenverzeichnis mit Angaben der Rangverhältnisse, der Staatszugehörigkeit, der Wohn- und Telephon-Adressen nach Namen geordnet. Der 2. Teil das gleiche alphabetisch nach Ländern geordnet. Im 3. Teil finden sich die Generalkonsulate, die Konsulate und die Paßstellen in Deutschland mit Orts- und Adressenangabe sowie Angabe der Bürostunden des amtierenden Konsuls, alphabetisch nach Ländern geordnet. Dann folgt im Teil 4 das Nationalfeiertage-Verzeichnis nach Daten geordnet, die auch in Teil 6, dem Kalendarium 1937/38, aufgenommen sind. Teil 5 gibt das Verzeichnis der Inserate und einen Branchen-Nachweis. Hier findet man ein wertvolles Adressenmaterial, obgleich der Verlag für die Richtigkeit der Eintragungen keine Gewähr übernimmt.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin – Paul Bauer, München – Otto Heuschele, Waiblingen bei Stuttgart – Dr. med. Alfred Brauchle, Dresden – Mechthild Babinger, Berlin – Josef Martin Bauer, Dorfen (Oberbayern) – Dr. Claus Schrempf, Köln – Dr. Werner Wirths, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. III, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,– RM, Jahresabonnement 12,– RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

Jahrbücher der Wehrmacht 1938

Herausgegeben vom
Reichskriegs- und Reichsluftfahrtministerium.
Mit Leitspruch des Herrn Reichskriegsministers.

Erster Band:

Jahrbuch des deutschen Heeres

Herausgegeben vom Leiter der Pressegruppe im Reichskriegsministerium Oberstltn. Jost.
Geleitwort: Generaloberst Frhr. von Fritsch.

Zweiter Band:

Jahrbuch der deutschen Kriegsmarine

Herausgegeben von Konteradmiral a. D. Gadow.
Geleitwort: Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.

Dritter Band:

Jahrbuch der deutschen Luftwaffe

Herausg. von Hauptmann (E) Dr. Eichelbaum, Reichsluftfahrtministerium.
Geleitwort: Generaloberst H. Göring.

Alle 3 Jahrbücher zusammen in Kassette:
geb. RM. 7.80. Einzelpreis: je geb. RM. 3.—
Etwa 250 Bilder.

Unvergeßlicher Krieg

Ein Buch vom deutschen Schicksal
Von Sigmund Graff

150 Seiten mit zahlreichen ein- und vierfarbigen Abbildungen nach Gemälden des bekannten Kriegsmalers Herbert Schnürpel.
In Ganzleinenband
mit farbigem Schutzumschlag RM. 4.80.

Schicksalsschlachten der Völker

Herausgegeben von Generalleutnant von Cochenhausen unter Mitwirkung namhafter Offiziere und Historiker.
Ganzleinenband mit farb. Schutzumschlag RM. 5.80.

Welt in Gärung

Zeitberichte deutscher Geopolitiker
Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Haushofer und Dr. Gustav Fochler-Hauke.
236 Seiten, reich bebildert. Ganzleinenband.
Farbiger Schutzumschlag. Preis RM. 5.80.

Schwesterndienst im Weltkriege

Feldpostbriefe und Tagebuchblätter
Von Käthe Rußner
Gebunden mit farbig. Umschlagzeichnung RM. 2.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch

Breitkopf & Härtel, Leipzig

Illustrierte Reihe

Gottfried Keller
Novellen
Mit 32 Holzschnitten von Karl Mahr

Conrad Ferdinand Meyer
Novellen
Mit 36 Holzschnitten von Karl Stratil

Jeremias Gotthelf
Erzählungen
Mit 32 Zeichnungen von Fritz Kimm

E. T. A. Hoffmann
Erzählungen
Mit 50 Zeichnungen von Fritz Fischer

Brüder Grimm
Märchen
Mit 77 Zeichnungen von Werner Luft

Adalbert Stifter
Erzählungen
Mit 40 Zeichnungen von Max Geyer

Theodor Storm
Novellen
Mit 35 Zeichnungen von Otto Quante

Jeder Band in Ganzleinen RM. 3.75, in Halbleder RM. 4.80

„Reclam hat den deutschen Leser mit einer edlen Gabe bedacht: in musterhaft ausgestatteten Bänden treten die schönsten Erzählungen unserer bekannten Dichter zu einem erschwinglichen Preis vor den Leser, jeder Band von einem anderen Künstler illustriert." (Münchener Zeitung)

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Ein Erfinderschicksal um die Jahrhundertwende

DIESEL

Der Mensch · Das Werk · Das Schicksal

Von Eugen Diesel

Der rätselhafte Tod Rudolf Diesels kurz vor Ausbruch des Weltkrieges hat seinerzeit alle Gemüter erregt, Mythen und Sagen haben sich um sein Schicksal und Ende gebildet. Der Sohn lüftet nun dieses Geheimnis auf Grund der vorhandenen Dokumente und der persönlichen Erinnerungen an seinen Vater. So entsteht ein Lebensbild voller Größe und Tragik, hineingestellt in die Epoche äußeren Glanzes, wirtschaftlichen Aufstiegs, machtvollen Reichtums und unbeirrten Fortschrittglaubens, die Zeit von den siebziger Jahren bis um 1913. Berühmte Männer und Frauen, die großen Kulturzentren der damaligen Welt sind zeitnah gestaltet. Inmitten aller Bewegung erleben wir das langsame Heranwachsen, den ersten großen Erfolg, schwere Rückschläge und schließlich den endgültigen Sieg der umwälzenden Erfindung, die sich bald die ganze Erde erobert, die aber ihrem Schöpfer ebensoviel Ruhm wie Unglück bringen sollte. Überall auf dieser Erde, sei es in Kraftwerken, auf Ozeanschiffen, Lastwagen, Schnellbahnen oder Flugzeugen, arbeiten heute Millionen von Dieselmotor-Pferdestärken. Diesel ist ein überpersönlich-technischer Begriff, eines der großen Namenssymbole unserer Zeit geworden.

Eugen Diesel ist es zum ersten Male wahrhaft geglückt, ein Buch über einen Techniker zu schreiben, das gar nicht rein technisch oder wissenschaftlich wirkt, sondern allgemein menschlich, wie die Biographien der großen Politiker, Dichter, Musiker.

Mit 21 Bildtafeln. Textzeichnungen und Dokumenten. Leinen RM. 7,50. Vorrätig in jeder guten Buchhandlung. Prospekt kostenlos!

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

N e u e r s c h e i n u n g

Grigol Robakidse

Die Hüter des Grals

Ein georgischer Roman. geheftet 3.60, in Leinen 5.40

Mit dem Roman „Die gemordete Seele" und der Beschwörung der geistigen Mächte gegen die Entheiligung der Erde hat der georgische Dichter sich einen anerkannten und unbestrittenen Platz im deutschen Schrifttum erworben. Noch nie ist die geistige Lebensform des Bolschewismus so schonungslos enthüllt worden wie durch Robakidse, denn nicht äußere Tatsachen, sondern die seelischen Kräfte des Menschen stehen im Mittelpunkt seiner Dichtung. Hier aber spürt er aus der Schau seines seherischen Geistes die sieghaften Kräfte gegen die dämonischen Gewalten aufbrechen. Was zuerst beschwörendes Bangen war, ist jetzt dichterische Wahrheit und damit plastische Wirklichkeit geworden. Im Hintergrunde des blutigen Kampfes, den seine Heimat sinnbildhaft für die Welt austrägt und den er mit fast atemloser Spannung darstellt, leuchten gewaltige Bilder auf von der Glaubenskraft freier Männer, die seit Jahrhunderten den Adel reiner Gralsritterschaft sich bewahrt haben. Wie ein zündendes Feuer bricht die Liebe der nordischen Frau durch, und wie ein Wirklichkeit gewordener Mythos stehen die Hüter des Grals im Streit: der weise Volksfürst und sein Erbe, der Volksheld. In den Gestalten und Bildern des Dichters öffnet sich die große Einheit des abendländischen Geistes und in seinen Worten lebt der Glaube, aus dem der neue Mensch geboren wird.

Eugen Diederichs Verlag Jena

ADOLF REICHWEIN

Warum kämpft Japan?

Im Sommer 1932, kurz nach dem japanischen Angriff auf Schanghai, schrieb ich an anderer Stelle: „Jeder aufmerksame Beobachter weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Zusammenhänge spürte, daß der Zusammenstoß der sich allmählich zusammenballenden ostasiatischen Festlandsmacht China mit dem aktiven, imperialistisch-expansiven japanischen Inselreich das europäische Schicksal unmittelbar tangierte ... Für die autonome Formung des ostasiatischen Völker- und Wirtschaftsraumes innerhalb einer neugegliederten wirtschaftlichen Welt, für die Bildung einer Lebensgemeinschaft, einer Symbiose der östlichen asiatischen Völker, deren erste Anfänge wir gegenwärtig zu beobachten glauben, ist es von entscheidender Bedeutung, ob und in welcher Weise das Völkermassiv China und das Aktionszentrum Japan sich einander zuordnen, koordinieren, arbeitsgemeinschaftlich zusammenfinden. Die Flammenzeichen vom Nonifluß und von Schanghai sind nur Signale für gewaltige Spannungen, die seit Generationen zwischen China und Japan beständig latent gegeben waren, die immer wieder zu weithin sichtbarem gewalttätigem Ausbruch kommen, und nicht eher einen Ausgleich finden werden, als nicht die vielfältigen Konfliktsfelder zwischen beiden bereinigt sind ... Der Bevölkerungsdruck Chinas und Japans ist zum nächsten und dringendsten Problem aller ostasiatischen Gestaltung geworden."

Damit ist auch heute noch, und auf manches weitere Jahr, der eigentliche Kern des japanisch-asiatischen Problems angedeutet. Die Bemerkung von damals hat recht behalten; das Feuer im Osten entschwand unserer Aufmerksamkeit, weil es, so weit entfernt, unter der Asche zu verglimmen schien — bis wiederum, plötzlich wie vor fünf Jahren, die Stichflamme hochschoß und als ein Blitz die Welt erhellte. Und abermals: wie vor fünf Jahren, und wie auch künftig, wird nur das Verstehen der inneren Zusammenhänge zu einem Begreifen jener immer neu und heftiger entflammenden Kämpfe um den ostasiatischen Festlandsbogen führen. Die unheimliche vulkanische Wucht aber, die sich in den Ausbrüchen des japanischen Machtwillens entlädt, stammt aus der völlig vergleichslosen Ballung eines rapide wachsenden und tatkräftigen Volkes auf einem stündlich enger geschnürten Raum.

Der unerhörte Bevölkerungsdruck, der den Japanern auf ihren schmalen, felsigen Inseln, wie sie fürchten, bald den Atem raubt, ist das eigentliche Motiv ihrer gesamten Außenpolitik. (Ob die Art dieser Politik, so zwingend ihre Richtung ist, Erfolg verspricht, soll hier offen bleiben.) Rund 70 Millionen Japaner müssen sich heute auf 60000 qkm kultivierbaren Landes ernähren und erhalten; 1167 also auf 1 qkm! Es gibt wenige Länder — immer das Verhältnis der Bevölkerung zur Kultur-, nicht zur Gesamtfläche zugrunde gelegt — die sich damit irgendwie vergleichen ließen: am ehesten noch Großbritannien und Holland mit etwas über 800-qkm-Dichte, Belgien mit 687, kaum noch Deutsch-

land mit 327, Italien 323. Diese einzigartig bedrohliche Lage Japans führte, trotz ebenso stark entwickelten Volksgefühls, zu heftigen sozialen Spannungen, die den inneren Druck des überfüllten Raumes schon längst bis zum kritischen Punkt gesteigert haben. Es ist wohl anzunehmen, daß die Heftigkeit der außenpolitischen Aktionen auf dem asiatischen Festland in der inneren sozialen Unausgeglichenheit Japans selbst begründet ist.

Wie ist es zu dieser Innenspannung Japans und ihrer stoßhaften Entladung nach außen gekommen?

Sie ist das Ergebnis eines unvergleichlichen geschichtlichen Tempos, mit dem Japan seine moderne Entwicklung in nunmehr genau 70 Jahren vorangetrieben hat. Im November 1867 legte der fünfzehnte und letzte Shogun, Yoshihiso Tokugawa, alle Macht in die Hand des Kaisers Meiji, der soeben den Thron bestiegen hatte. In dieser Handlung, die weniger selbst eine Entscheidung, als vielmehr den Vollzug einer innerlich schon gefallenen Entscheidung bedeutete, schieden und begegneten sich zwei Zeitalter japanischer Geschichte: „Mittelalter" und „Neuzeit"; eine bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft, in bewußter Beschränkung auf ihre Inseln dahinlebend, wurde abgelöst von einer industriellen, technisch denkenden, imperial handelnden. Und ebenso bedeutet das Jahr 1867 die Scheidemarke für zwei völlig entgegengesetzte Entwicklungslinien des japanischen Bevölkerungsschicksals, bis hinein in die fast unwägbaren Wertungen der Familie und schließlich auch die Bevölkerungspolitik des Staates.

Während der friedlichen Tokugawa-Periode, von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, hat sich die Zahl der japanischen Bevölkerung kaum verändert. Seit dem Erlaß zur Volkszählung des Jahres 1721, der in Abständen von sechs Jahren weitere Zählungen folgten, sind wir in der Lage, 200 Jahre japanischer Bevölkerungsentwicklung ziemlich gut zu überschauen.

Diese Zählungen der Tokugawa-Periode sind sicher nicht mit unseren heutigen Methoden statistisch genauer Erfassung zu vergleichen. Aber selbst, wenn man die Folgen der möglichen Fehlerquellen sehr hoch ansetzt und einen Spielraum von zwei bis drei Millionen läßt, ergibt sich doch das Bild einer durch fast anderthalb Jahrhunderte ziemlich stationären Bevölkerung. 1721 wurden 26 Millionen Japaner gezählt; 1846 kaum mehr: 26,9 Millionen. Einige der Ursachen dieser Stabilität der Tokugawa-Zeit kennen wir: die Hungersnöte, deren die Chronik von 1690 bis 1840 allein 22 berichtet; die künstliche Geburtenbeschränkung. Die Hungersnöte hatten sowohl atmosphärisch-klimatische wie politische Gründe. Unter den atmosphärischen Störungen wüteten besonders schlimm periodische Kälteeinbrüche von Norden, Trockenheiten, Taifun- und Vulkankatastrophen*. Das politische System der Tokugawa war solchen Prüfungen in keiner Weise gewachsen. Die Zersplitterung des Landes in fast 300, z. T. winzige politische Einheiten feudaler Struktur, deren jede sich gegen die Nachbarn abschloß, um „autark" zu sein, führte zu der verhängnisvollen Praxis,

* Als Vergleichsmaßstab: das Erdbeben 1923 vernichtete Werte in Höhe von 14 Milliarden Mark.

daß einem hungernden Territorium von den Nachbargebieten in keiner Weise geholfen wurde. Zu dieser inneren Schachtelung kam die Abschließung des ganzen Landes nach außen; der Bau von Schiffen über 50 t (später 100 t) war verboten, um jeden Handel nach Übersee, selbst nach dem nahen asiatischen Festland, zu verhindern. Diese kleinterritoriale Zersplitterung und Absperrung hatte natürlich eine Unzahl schwerwiegender Folgen, von denen wir nur eine unmittelbar bevölkerungspolitische erwähnen. In der Kaste der Samurai, des politisch führenden Schwertadels, war es gegen die Sitte, mehr als drei Kinder zu haben. Infolgedessen gehörte der künstliche Abort zu den Selbstverständlichkeiten; und die Haltung der führenden Schicht in diesen Dingen wurde zum wirksamen Vorbild für die Massen. Hungersnöte und Geburtenbeschränkung hielten die Bevölkerung durch Jahrhunderte auf dem alten Stand, trugen also entscheidend zur „Normalisierung" des Bevölkerungsdruckes bei und damit auch zu einer „Stabilisierung" der inneren sozialen Struktur. Langsam nur änderte sich diese zur Norm gewordene Haltung der Tokugawa-Zeit, und zwar in dem Maße, wie sich Japan, vor allem mit dem fortschreitenden 19. Jahrhundert, der westlichen Welt, zunächst geheim, dann immer offener, erschloß. Die politische Tat des Jahres 1867 war die äußere Anerkennung einer innerlich schon vorbereiteten Wandlung.

Nunmehr aber, nach der Übergabe der Macht an ein zentrales, gesamtjapanisch denkendes und handelndes Kaisertum, nahm die Entwicklung ein einzigartiges Tempo an. 1872 wurden bereits 33 Millionen Japaner gezählt. Und 1875 setzte jenes schnelle Wachstum ein, das bis zur Gegenwart anhielt und auch in Japan, wie in den westlichen Ländern, zum Schrittmacher der industriellen Entwicklung wurde. Während der letzten Generation betrug die jährliche Bevölkerungszunahme etwa 1 Million. In 60 Jahren verdoppelte sich das Volk; als ob es nach dem langen Stau seiner Wachstumsenergien alle Dämme sprengen wolle. Obwohl der Anteil der gebärfähigen weiblichen Bevölkerung am Gesamtvolk nur 47 v. H. beträgt — gegenüber 55 v. H. in Deutschland! — verdoppelte sich in jenen 60 Jahren auch der Geburtenindex. Allerdings wird diese mit westeuropäischen Verhältnissen kaum vergleichbare hohe Geburtlichkeit des modernen Japan durch eine ebenso ungewöhnlich hohe Kleinkindersterblichkeit z. T. wieder ausgeglichen; während im Nachkriegsdeutschland 1924 nur 22 v. H. aller Todesfälle auf Kinder unter 4 Jahren entfielen (1930 nur noch 16 v. H.!), waren es in Japan 40 v. H.! Entscheidend jedoch bleibt, daß das Volk in den 70 Jahren der Meiji-Zeit seine Stellung zur Familie von Grund auf gewandelt hat; die große Familie ist heute geheiligt.

Diesem Volkswachstum steht keine entsprechende Erweiterung der inneren Nahrungsbasis gegenüber. In der Tokugawa-Zeit wurden 10—13 v. H. der Gesamtfläche bebaut; heute sind es, bei Ausnutzung aller, auch der letzten restlichen Möglichkeiten, 15 v. H.! Und eine mehr als verdoppelte Bevölkerung! Dabei dürfte auch heute die Reiseinfuhr, infolge der industrie- und wehrpolitisch bestimmten Gesamteinfuhr, kaum 10 v. H. des Verbrauchs übersteigen; was dies bedeutet, ist nur recht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß in Japan 53 v. H. der Ernährungskalorien allein auf Reis entfallen. Angesichts dieser Lage ist es

wichtig zu wissen, daß nach dem Kriege die Grenze zum abnehmenden Bodenertrag überschritten wurde. Bis zu welch hochgradiger Intensität unter dem herrschenden Bevölkerungsdruck die japanische Pflug- und Hackkultur entwickelt wurde, erhellt aus folgendem Zahlenverhältnis: ein Drittel der Gesamtkosten entfällt auf menschliche Arbeit, ein Viertel auf die Düngung (Schätzung der Kaiserlichen Landwirtschafts-Gesellschaft)*. Wenn man sich immer gegenwärtig hält, daß die Reisdecke auch in der Tokugawa-Zeit knapp gewesen ist, bedeutet die beachtliche Steigerung der japanischen Reiserträge in der Meiji-Zeit – dank der Intensivierung des Bodens vor allem, sehr in zweiter Linie erst infolge der Neuerschließung von Reisland – daß sich die Reislage nicht verschlechtert, aber leider auch nicht verbessert hat. 1880 wurden bei einer Bevölkerung von 36 Millionen 31 Millionen Koku Reis geerntet (1 Koku = 174,8 l); 1927 bei 61 Millionen Einwohnern 61,5 Millionen Koku. Gleichzeitig ging das Reisland pro Kopf der Bevölkerung von 0,7 auf 0,5 ha zurück. Heute kann man sagen, daß Japan sich bis auf 30 v. H. dem Optimum, sowohl an Reisland wie an Intensitätsgrad, angenähert hat. Auch die Sättigung der Landwirtschaft mit menschlicher Arbeitskraft ist bis zum äußersten gesteigert; vergleichbar nur noch den Verhältnissen in China. Auf jede im Landbau tätige Person entfallen weniger als 1½ Morgen Bodenfläche. (Hier wird auch verständlich, warum zwei Drittel der japanischen Industriearbeiterschaft weiblichen Geschlechts sind; zum größten Teil also, vor allem in der Textilindustrie, Mädchenüberschuß vom Lande.) Eine neue Gefahr meldet sich: 1923 wurde zum erstenmal der Landwirtschaft für industrielle Zwecke mehr Land entzogen, als anderswo hinzugefügt. Mit zunehmender Industrialisierung wächst diese Gefahr. Einer der führenden Landwirtschaftskenner Japans, Professor Nasu, faßt zusammen: „Japan scheint an einem Wendepunkt seiner Geschichte angekommen zu sein. Das Bezeichnende der kürzlichen sozialen Unruhe in Japan, die soziale Bewegung unter den Pächtern** und Industriearbeitern, die seit einiger Zeit sehr sichtbar geworden ist, kann nur von dem Hintergrund aller dieser Tatsachen verstanden werden." (Shiroshi Nasu, Population and Food Supply in Japan; in: Problems of the Pacific, 1928, S. 347). Angesichts solcher Lage erscheint es selbstverständlich, daß die Sachverständigen pflichtgemäß alle Möglichkeiten, bis zum Rande, rechnerisch im voraus zu erfassen suchten. Wenn man alle Pläne für eine künftige innere und benachbarte äußere Kolonisation (Korea und Formosa eingeschlossen) summiert, kommt man, die restlose Durchführung der auch finanziell belastenden Programme vorausgesetzt, zu einer möglichen Steigerung des Reisertrags um 36 Millionen Koku (gegenüber dem Jetztertrag von durchschnittlich 60 Millionen

* Die einsame Höhe der japanischen Reiserträge ergibt sich aus folgendem Vergleich: auf den Morgen (2500 qm) wurden geerntet in: Britisch-Indien 208 kg, Java 251 kg, USA. 292 kg, Japan 649 kg.

** 46 v. H. des japanischen Kulturlandes werden in Pacht bewirtschaftet. Die Bauernwirtschaften sind zu 28 v. H. Pacht-, zu 41 v. H. gemischte Pacht-Eigentums-Betriebe. Die Pächter liefern i. a. 50 v. H. ihrer Ernte an den Grundbesitzer ab. 50 v. H. aller Besitzer bewirtschaften Betriebsgrößen unter 2 Morgen.

im Jahr). Ob diese Spitze bei zunehmender Industrialisierung im Kernland zu erreichen ist, erscheint nicht als sicher. Immerhin kann bei gewaltsamer Anstrengung von innen her noch etwas Luft geschafft werden.

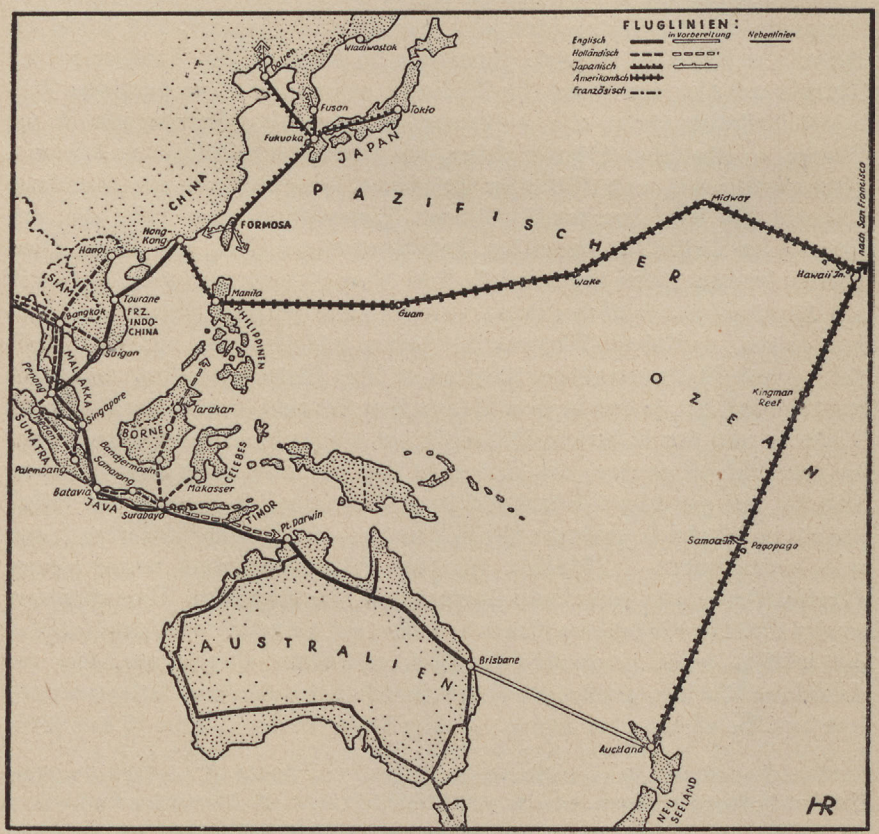
Aber Japans heutige Politik will mehr: sie will nicht kleine, karge, sie will große Sicherheiten für die Zukunft. Sie will den Nährraum des Volkes nicht nur zweidimensional, in der Ebene des Landbaues, sondern dreidimensional, d. h. auch im Raum der Industrie, sichern. Darum greift es zum asiatischen Festland; es erwartet von dort: 1. Märkte für seine Industrie, 2. Rohstoffkammern für die Ernährung seiner Massen und die Versorgung seiner industriellen Betriebe (Kohle und Eisen). Es stößt im asiatischen Festlandsbogen, in China vor allem, aber nicht auf leere Räume — weder was die politischen noch was die wirtschaftlichen Möglichkeiten anbetrifft — sondern, um dies hier nur anzudeuten, auf Räume mit Übervölkerungsproblemen eigener Art. Daraus ergibt sich der große Konflikt. Mit der Festlandskolonisation hat Japan, auch dort, wo es sich seit 30 Jahren ungehindert betätigen kann, keine großen Erfolge erzielt. 1905, nach dem Russisch-Japanischen Krieg, nach der Öffnung einer Siedelzone in der Mandschurei, erklärte Japan voller Hoffnung, daß es in 10 Jahren 1 Million japanische Kolonisten in diese Gebiete schicken werde; nach 20 Jahren lebten in Kwantung und der Mandschurei aber nur 200000 Japaner, und davon die Hälfte nur bäuerliche Siedler. Inzwischen ist die chinesische Bevölkerung der Mandschurei aber von 3 auf 30 Millionen angewachsen. Die japanische Festlandskolonisation scheint also — klimatische und andere Gründe gibt es zur Genüge — erheblichen Schwierigkeiten, und keineswegs politischen, zu begegnen. Japan sucht gewiß, nach 30jähriger Erfahrung, heute auch nach andersgearteten Lösungen. In den letzten wirtschaftlichen „Normaljahren", vor 1930 also, entfielen je ein Drittel des japanischen Außenhandels auf USA. und China. Ohne Zweifel bedeutet China das wichtigste Feld seiner Zukunft; und zwar — dies ist das Kernproblem vor allen anderen — als Markt für seine Industrien. Nachdem es den „westlichen" Weg vor 60 Jahren beschritten hat, mit Industrialisierung und Volksvermassung, nachdem es seine Nahrungsquellen, wenn noch nicht erschöpft hat, so doch in ihrer Begrenztheit fast mathematisch klar überschaut, bleibt — nach dem bisherigen Mißerfolg der festländischen Kolonisation — nur die industrielle Expansion, und die braucht Massenmärkte. Nicht mehr die eigene Scholle, wie zur bäuerlich-handwerklichen Tokugawa-Zeit, sondern die Fabrik schließt im industriell gerichteten Meiji-Alter die — für Japans Ernährung immer noch entscheidende — Reislücke. Für die Erschließung eines japanbezogenen Großmarktes gibt es zwei Wege: Partnerschaft oder Herrschaft. Vereinbarungen großen Stils im ostasiatischen Raum, gegründet auf der politischen Eigenständigkeit der völkisch, sozial, geographisch-klimatisch gesonderten Einzelräume, oder den imperialen Versuch, gegründet auf der Herrschaft des stärksten Aktionszentrums und dem Vasallentum der andern. — Hier stehen wir heute. Alles ist noch offen.

Eine Sonderkarte „Ferner Osten" im Maßstab 1:8000000 ist im Bibliographischen Institut in Leipzig erschienen, die eine gute Möglichkeit bietet, die kriegerischen Ereignisse zu verfolgen.

Luftpolitik im pazifischen Raum

Von Europa aus wird Ostasien durch die britische Imperial Airways, durch die Air France und durch die holländische KLM regelmäßig angeflogen. Die Engländer erreichen ihr „Vorwerk" Hongkong durch eine Zweiglinie ihrer großen Empire-Route England – Indien – Australien. Diese Zweiglinie wird zur Zeit von Penang aus über Indochina geführt. In absehbarer Zeit hofft man aber, Hongkong via Siam an das Empire-Netz anschließen zu können.

Die französische Hochstraße nach ihrer großen und reichen Kolonie Indochina wird seit einiger Zeit durch eine chinesische Luftverkehrsgesellschaft bis nach Kanton verlängert. Am schnellsten und häufigsten fliegt die holländische KLM nach Südostasien. Während die Engländer und Franzosen noch 8 bis 9 Tage brauchen, um Singapore bzw. Hanoi zu erreichen, bewältigen die Holländer die Strecke Amsterdam – Batavia in $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ Tagen. Seit Anfang Oktober fliegt die KLM sogar dreimal in der Woche nach Insulinde.



R. Heinisch, Berlin

Von Surabaya aus zieht das holländische Luftverkehrsnetz über Borneo nach Manila, wo es den Anschluß an den transpazifischen Dienst der Pan American Airways findet, der Manila mit San Franzisko und Hongkong verbindet. Diese längste meerüber ausgespannte Flugstraße – etwa 13500 Kilometer – führt von San Franzisko aus zunächst nach Hawai, dem amerikanischen Singapore. Über Midway, Wake und Guam wird Manila erreicht. Midway und Wake, bisher fast unbekannte Korallenriffe, besitzen seit einem Jahr komfortable Flughotels.

In sechs Tagen von USA. nach China! Eine deutliche Warnung an Japan, sich in bezug auf die Stärke des Geltungswillens der Vereinigten Staaten im pazifischen Raum keinen Täuschungen hinzugeben. Ganz gewiß messen die Amerikaner ihren neuen Flugstützpunkten im Pazifik auch eine hohe strategische Bedeutung bei. Der regelmäßige Dienst auf einer neuen Pazifik-Linie, die USA. mit Neuseeland verbindet, wird in diesen Wochen aufgenommen. Die über 11000 Kilometer lange Strecke (San-Franzisko – Auckland) wird von Hawai über das Korallenriff Kingman Reef und Pago Pago in Amerikanisch-Samoa geleitet. Ein Blick auf die Karte zeigt den strategischen Vorzug dieses südpazifischen Luftweges: er umgeht die Barriere des japanischen Mandatsgebiets in der Südsee. Guam, die letzte Station vor Manila auf der transpazifischen Luftmagistrale, liegt inmitten des japanischen Inselschwarms.

Inzwischen bereiten Neuseeland und Australien einen Luftweg über die Tasman-See vor. Damit wird die letzte Lücke in dem britisch-amerikanischen Luftdreieck geschlossen, dessen Eckpunkte San Franzisko, Hongkong und Auckland bilden.

Japan ist nicht müßig geblieben. Seit Jahren unterhält die japanische Luftverkehrsgesellschaft einen regelmäßigen Dienst zwischen dem Inselreich und Mandschukuo, und zwar auf der etwa 2000 Kilometer langen Strecke Tokio – Fukuoka – Dairen. Dieser Luftweg mündet in Dairen in das ausgedehnte Luftverkehrsnetz, das in Mandschukuo ausgebaut worden ist. Von Dairen aus wird das japanische Luftliniennetz jetzt nach Nordchina vorgetrieben. Zu den wichtigsten Zielen der japanischen Luftfahrt gehört heute der Ausbau von Luftwegen nach Formosa und Siam sowie nach dem Inselreich in der Südsee (das uns einmal gehörte!). Die Strecke von Japan nach Formosa wird seit einiger Zeit bereits regelmäßig beflogen. Sie soll jetzt via Hongkong und Hanoi nach Siam ausgespannt werden, das bekanntlich auch sonst von Japan eifrig umworben wird, offenbar mit der Zielsetzung, das britische Sicherheitsgefühl in Singapore ein wenig zu dämpfen. Der Ausbau von Luftwegen nach dem strategisch überaus wichtigen Inselring in der Südsee ist durch die Anlage von Flugstützpunkten auf den Bonin-Inseln, auf Saipan und Palau vorbereitet worden.

Der luftpolitische Aufmarsch der Großmächte in Ostasien gehört zu den vielen Zeichen dafür, daß der Machtkampf um den pazifischen Raum in ein entscheidendes Stadium getreten ist.

Walther Pahl.

PAUL FECHTER

Das Ende der Generationen

Ein beliebtes Problem der Lebensbetrachtung war bis vor kurzem die Generationenfrage. Der Begriff Jahrgang hatte, vielleicht noch in einer Nachwirkung vom Kriege her, eine Verfestigung und damit eine Bedeutungssteigerung erfahren, von der sich frühere Zeiten nichts träumen ließen. Die Jugendbewegung hatte zuerst den Versuch unternommen, durch das Ganze des Lebenskörpers einen Schnitt zu legen, Jugend und Alter, die bis dahin auch für die bewußte Betrachtung organisch ineinandergeglitten waren, mehr oder weniger scharf voneinander zu sondern — und zwar wertend zu sondern. Alles Positive, Zukunftshaltige, Lebenskräftige war bei der Jugend, alles Negative, Erstarrte, Vergangene war Kennzeichen und Schicksal des Alters, gegen das die Jugend mit ihrer Bewegung sich kämpfend zur Wehr setzte, wie in der heimlichen Hoffnung, das Alter damit überhaupt aus der Welt schaffen zu können. Die Solneß-Haltung gegen die Jugend, die heimliche Angst des Alters vor ihr, war Ablehnung des Alters durch die Jugend, heimliche Hoffnung, das Alter überhaupt aufheben zu können, geworden.

Aus dieser Sonderung der Lebensalter entwickelte sich dann im Lauf weniger Jahrzehnte das Generationenproblem. Es entwickelte sich bis zu dem Versuch, die einzelnen Jahrgänge spezialisierend zu verselbständigen, als Sonderfälle mit Sonderschicksalen gegen die andern zu stellen: der „Jahrgang 1902" war das peinliche Dokument dieser isolierenden Literaturbetrachtung. Auf der andern Seite bekam es für den Historiker, der in Zeiten denken muß, einen gewissen Reiz, die Ganzheit eines Zeitabschnitts der Kunst, der Dichtung, der Architektur wieder aufzulösen in die Realität des Einzelnen, in einer Epoche wie etwa der zwischen 1200 und 1230 die Generationen der Älteren und der Jüngeren voneinander zu sondern, den Stilbegriff einer bestimmten Zeit in Altersschichten zu sondern. Das Gesamtbild wurde, so gut das ging, aufgeteilt unter die Vertreter der verschiedenen Altersklassen, das Wollen der Jungen vom Können der Alten geschieden, der Rückweg von der historischen Bildtotalität zur Einzelwirklichkeit des vergangenen Lebens gesucht. Wilhelm Pinder hat sich diesem Unternehmen einmal mit all seinem Spürsinn gewidmet und damit die ganze Betrachtungstendenz überhaupt auf ein diskutables Niveau erhoben, gezeigt, was hier an Möglichkeiten und was an weiteren Problemen vorliegt.

Daß es hier weitere Probleme gibt und daß die ganze Aufteilung der jeweiligen Zeiten der Vergangenheit wie der Gegenwart in Jugend und Alter, Generationen und Jahrgänge sowohl für die Gegenwart wie für die Vergangenheit allerhand Schwierigkeiten und Widerstände heraufbeschwört, hat sich nur zu schnell herausgestellt. Die Generationen- und Jahrgangsbetrachtung ist nur zu bald wieder im Hintergrund entschwunden, und zuweilen scheint es, als sollte auch die Zweiteilung des Ganzen in Jugend und Alter bereits wieder dem organischen

Zustand weichen, in dem die Gegensätze sich auf einen gelegentlichen Austausch von Zärtlichkeitsformeln etwa im Stil von „Alter Esel" und „Dummer Bengel" beschränken. Der gesunde Instinkt für die Vereinfachung der Betrachtung, dem man heute so oft begegnet, scheint auch hier gesiegt und der differenzierenden Zerlegung eines Zeitabschnitts zuletzt in die Einzelindividuen wieder die zusammenfassende Totalisierung zu einem Ganzen, einer einheitlichen Zeitwelle entgegengebaut zu haben.

Zwei Faktoren haben bei diesem Betrachtungswandel, scheint's, die Hauptrolle gespielt: eine klarere Einsicht in die wirkliche Bedeutung und Lagerung der Geistigkeit einer Zeit — und eine vertieftere Erkenntnis der wirklichen Beziehung zwischen Jugend und Alter, eine Ausweitung des Altersbegriffs über die bloße äußere Jahressummierung hinaus. Die Generationen- und Jahrgangsbetrachtung ging zuletzt von der Voraussetzung aus, daß jeder Jahrgang und damit eigentlich jedes Individuum seine eigene besondere Zeitgeistigkeit mitbringe, von der es in seinem Sein, Betrachten und Schaffen sein lebelang mehr oder weniger gespeist würde. Der Mann vom Jahrgang 1800 war an sein Verhältnis zum Dasein gebunden und der vom Jahrgang 1810 an das seinige, die Bahnen der Generationen überschnitten sich, graphisch betrachtet wie Halbkreisbögen über einer in Jahresmillimeter oder -zentimeter eingeteilten Graden als Basis. Es war eine individualistische Betrachtung, die damit zu dem wirklich Geistigen von vornherein in Widerspruch trat: denn zu dessen Wesen gehört von Anbeginn das überpersönlich Allgemeine, Verpflichtende und zu einem geistigen Ganzen Bindende. Nicht das Individuum bestimmt und bedingt seine geistige Haltung, nicht der eine Zeitpunkt seiner Geburt sein geistiges Schicksal: die jeweilige allgemeine überpersönlich bedingte Geistigkeit eines Zeitabschnitts trägt die älteren wie die jüngeren Individuen — und der Zeitpunkt der Geburt bestimmt lediglich die Perspektive, unter der sich den verschiedenen Altersgefährten einer Epoche jeweils die eigene persönliche Lebensbahn innerhalb des individuell zurückgelegten zeitlichen Raums darstellt. Das Zeitraumbild des 1800 Geborenen ist um 1830 oder 1840 naturgemäß ein anderes als das des 1810 Geborenen: was dem einen noch eigenes Gelebthaben, ist dem andern schon Vorvergangenheit, Lexikonweisheit, Gewesensein vor dem Beginn des eigenen Raums. Aber der Mensch von 1800 und der von 1810 sind Mitträger der gleichen Zeitwelle des Übergangs aus einer wesentlich geistigen in eine wesentlich von der Wirklichkeit bestimmte Epoche: jeder von ihnen muß für sein Teil diesen Übergang mitleben — wie ihn in weiter zeitlicher Höhe über ihnen beiden der Mann von 1749, der alte Goethe vor- und mitlebte. Der war viel älter als beide, aber er wanderte trotzdem nicht, zeitgebunden an die fritzische Welt, noch immer im Geist des Rokoko einher, sondern war genau so modern und aktuell wie die ein halbes Jahrhundert, zwei Menschenalter Jüngeren. Als er, ein fast 80jähriger, den zweiten Teil des Faust schrieb, nahm

er sogar die entscheidenden Momente der geistigen Haltung vorweg, die 100 Jahre später die deutsche Welt tragen sollte: den Mythos der Technisierung des Landes, der Vertüchtigung an Stelle der Vergeistigung hat er geschrieben, nicht ein Dichter des Jahrgangs 1900. Die Gegensätze Jugend und Alter hatten vor dem unheimlichen Greise ihre gesamte Realität verloren.

Man könnte einwenden: es sei hier immer die Rede von Menschen der geistigen Sphären: die Gegensätze des Lebens aber — und bei der Diskussion der Generationenproblematik handele es sich heute im wesentlichen um ein Problem des Lebens — wirkten sich in der Realität erheblich anders aus als im Spiegelreich des Geistes. Dazu ist zu sagen, daß in der Welt des tätigen Daseins die Gegensätze zwischen Alter und Jugend sich, wofern sie überhaupt in die Erscheinung treten, auch tätig regeln: sie nehmen dort ähnliche Formen an wie im Bereich des militärischen Daseins, in dem sie sich teils von selbst derart lösen, daß aus dem großen Reservoir der Jugend, das alljährlich neu das Heer speist, diejenigen, die geneigt sind, auf den dort gewonnenen Erfahrungen ihr berufliches Leben aufzubauen, in die Rolle der Älteren, der Führenden, der Vorgesetzten aufsteigen; zum andern Teil aber werden sie belanglos, sobald eingeborene Begabung die Frage: älter oder jünger hinfällig macht. Zudem werden auch allgemeine Zeitvorgänge am klarsten da sichtbar, wo sie nicht nur gelebt, sondern zugleich bewußt gemacht werden, d. h. im Bereich des Geistigen und seiner Niederschläge.

Der zweite Faktor, der bei dem Betrachtungswandel des Generationsproblems entscheidend mitgewirkt zu haben scheint, ist die moderne Erweiterung und Auflockerung des Altersbegriffs über die bloße äußere Zählung der Jahre hinaus. Die Mediziner haben von dem rein zeitlichen Altersbegriff den biologischen gesondert; sie haben festgestellt, daß die einzelnen Menschen die ihnen mitgegebene Summe an Vitalität, an Lebensenergie, in ganz verschiedenem Tempo und damit in verschiedenen Zeiten aufbrauchen. Nicht nur daß die einzelnen Individuen je nach Eltern und Erbgut verschiedene Quanten an Elan vital mitbekommen: der Rhythmus, in dem dieser Elan sich jeweils auswirkt, ist durchaus nicht gleich und führt daher zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Der eine braucht sein Quantum Vitalität sagen wir normal auf: er ist mit 30 Jahren auf seiner Höhe, mit 40 leicht im Absinken, mit 50, wie es früher die Norm war, ein Mann eben von 50 Jahren. Ein anderer aus dem gleichen Jahrgang und in der gleichen Tätigkeit hat bis zum 30. Jahre viel weniger von dem mitbekommenen Erbe verbraucht und mit 40 ebenfalls: er steht, wenn der andere schon abzusinken beginnt, noch immer im Aufstieg; hat mit zahlenmäßig 50 Jahren, vom biologischen Konsum her gesehen, ein Alter von etwa 35 Jahren erreicht. Der Begriff des Alters löst sich in ein Zweifaches: zu der Zählung der äußeren Jahre tritt die Rechnung nach dem inneren biologischen Alter. Das hat nichts mit der Neigung älterer Semester zu jugendlichem Gebaren zu tun: die klugen Ärzte scheinen erfreulicherweise sogar eine Formel festgelegt zu haben, nach der man mehr oder weniger

mathematisch exakt das jeweilige wirkliche biologische Alter eines Menschen festlegen kann. Damit aber wird diese bisherige Betrachtung ganz von selbst von der alleinigen Beziehung auf das Alter erweitert auf alle Lebensschichten, d. h. auch auf die Jugend. In dem Augenblick, in dem es möglich ist, das eventuelle biologische Mehr-Alter eines den Jahren nach noch jungen Menschen ebenso festzustellen wie das biologische Minder-Alter eines den Jahren nach viel älteren, verlieren die rein von dem äußeren Ablauf der Jahre her genommenen Begriffe Jugend und Alter ihre Berechtigung über das nur Zeitliche hinaus und damit ihre Wertungsrechte. Sobald es möglich ist, daß, biologisch betrachtet, Vater und Sohn eines Tages wenigstens vorübergehend gleich alt sind, ist mit der Aufteilung des jeweiligen Lebenskörpers der Welt in Jugend und Alter oder in Generationen nicht mehr viel anzufangen. Man wird sich nach einem neuen Begriff umsehen müssen, der nicht mehr trennt, sondern verbindet, aus den beiden bisherigen Parteien die entscheidenden Faktoren aussondert — und das wird denn wohl der immer noch zu Unrecht im Hintergrund verbliebene Begriff des Erwachsenen sein.

Man wird auch ihn einer neuen Abgrenzung vom biologischen her unterziehen müssen, und das Erwachsenwerden viel strenger und höher ansetzen müssen als bisher, wo man es von der alten äußerlichen Betrachtung rein nach der Zahl der Jahre auf ein sehr frühes Datum festgelegt hat, bei dem sich keiner von uns auch nur von weitem erwachsen vorkommen konnte. Für das bürgerliche und berufliche Dasein war und ist das wohl notwendig und damit richtig: die Wirklichkeit verläuft in völlig andern Kurven. Es wird Sache der Biologen und der Ärzte sein, von irgendeinem ebenso sicheren Reagenzpunkt aus wie dem, von dem sie die biologische Altersformel schufen, das biologische Erwachsensein ebenfalls mathematisch festzulegen; dann wird die Möglichkeit gegeben sein, eine dritte Partei neben Jugend und Alter, die Partei der Erwachsenen, erstehen zu lassen. Sie wird vielleicht einen seltsamen Anblick bieten, ein Miteinander von Menschen zwischen Zwanzig und Dreißig auf der einen, Fünfzig und Siebzig auf der andern Seite: es wird in dieser Auslese aber keinem mehr einfallen Kraft, Wert und Bedeutung eines Menschen nach einer so lächerlichen Äußerlichkeit messen zu wollen, wie es die astronomischen Jahre sind. Das Generationenproblem wird von den Erwachsenen verschiedensten Alters rein durch ihr Dasein ohne Worte in seiner Wesenlosigkeit und Unwirklichkeit ein für allemal entlarvt, und die notwendigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der verschiedenen Zeitperspektiven innerhalb des Ganzen einer Zeit werden die Wirklichkeit bekommen, deren Voraussetzung darzustellen die besten Reize des Erwachsenseins ausmacht.

HARALD v. KOENIGSWALD

Friedrich August von der Marwitz

Zu seinem 100. Todestag

Am 7. Dezember 1837 starb Friedrich August Ludwig von der Marwitz auf Friedersdorf. Als man sein Testament öffnete, in dem er seine Nachkommen eindringlich ermahnte, sich niemals an ein so wandelbares und bewegliches Ding zu hängen, wie es das Geld ist, und immer treu zu sein ihrem Beruf, „ihr Leben zu weihen ihrem Könige, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern und dabei Gott immer vor Augen und in ihrem Herzen zu haben", wie es der Tote selbst sein Leben lang getan, fanden sich darin auch sehr genaue Anordnungen, wie er sein Begräbnis gehalten wissen wollte. Dem Prediger war das Textwort seiner Predigt vorgeschrieben. „Er soll mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden getan, sondern zeigen, wie das irdische Leben nur die Vorbereitung ist zum ewigen und der Tod der Eintritt in dieses durch den Glauben. Er kann aber sagen, daß ich gestrebt habe mein Leben lang die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohlsein für nichts achtend (weil das wahr ist) und daß dabei mein Hoffen auf Gott gerichtet war, daß er mich nach meinem Tode wird eingehen lassen in das Leben . . ."

Genau nach den Anordnungen wurde das Begräbnis gehalten. Auf dem Sarg lag neben Generalshut und Schärpe der einfache Offiziersdegen. Marwitz hatte ihn in den dunklen Tagen des Zusammenbruchs von 1806 getragen, bei Jena und Prenzlau, als aller persönlicher Mut die Katastrophe nicht mehr abwenden konnte. Mit ihm hatte er im Sommer 1813 bei Hagelberg die kurmärkische Landwehr in das schwankende Gefecht geführt und dadurch den Sieg entschieden, 1815 ihn bei Ligny und Wavre getragen, jenen blutigen Tagen, da noch einmal alles auf des Messers Schneide stand, ehe der Sieg von Belle-Alliance die Sorgen und Schatten hell überstrahlte. Er war mit ihm als Sieger in Orléans eingezogen, in die Stadt, die seit den Tagen der heiligen Jungfrau nicht mehr Beute fremder Heere geworden war, sich ehrfürchtig der großen Wendung der Weltgeschichte bewußt, die das wiedererstandene Preußen so hart erkämpft hatte.

Sechs Friedersdorfer Bauern trugen den Sarg des Toten aus dem Haus zur Einsegnung in die nahe Kirche hinüber. Dünn und erschrocken klang der Gesang der Gemeinde in den Wintertag, und viele weinten um den Toten, der dem Dorf allezeit ein strenger und gerechter Herr gewesen war. Nach der kirchlichen Feier wurde der Sarg ins Gewölbe getragen und neben dem der ersten Frau des Toten beigesetzt. Die ruhte dort nun seit über dreißig Jahren, aber die Trauer um sie war nie erloschen. Die zweite Frau, die ihm Söhne und Erben geschenkt, hatte bitter erkennen müssen, daß ihre Ehe im Schatten all der Lieblichkeit blieb, die von der andern ausgegangen war. Was aber ist härter und demütigender in einem liebenden Frauenleben als die ahnungslose Härte des Mannes, der niemals die ganze

Liebe erwidern kann, weil ihm noch immer der ferne Schein eines vergangenen Glücks gebunden hält? Wie oft war ihr Blick dem seinen begegnet, wenn seine Augen das Bild der Toten suchten, wie oft war sie in dem großen, alten Haus einsam gewesen, verlassen in ihrem Schmerz um die Kinder, die sie geboren und die der Tod ihr wieder genommen, daß von vier Söhnen nur einer blieb? War es ihre Schuld, daß sie bitter geworden?

Es kamen viele ehrende Nachrufe nach Friedersdorf. Da wurde der Tote ein Mann von altrömischem Charakter genannt, „ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der in seiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entschieden in den Weg trat, Recht und Wahrheit verteidigte gegen jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelsten und Besten zu finden war ...“ Auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. schrieb — es war mehr als einer der üblichen, glatten und liebenswürdigen Trauerbriefe. Er klagte um den Toten, „denn es gibt sehr wenige, auf deren Freundschaft ich so stolz war“, er nannte Hutten und Sickingen, die ihm Sinnbild des Edelsten waren, was dem deutschen Rittertum je erwachsen, um neben diese beiden Gestalten das Bild des Toten zu stellen. Dann aber brach er jäh ab. „Ich komme unwillkürlich in den Stil einer Lobrede“, schrieb er kurz, „und dazu war Marwitz zu gut ...“

Der überschwengliche Romantiker, dem so leicht in entflammter Rede geistvolle Bilder und Worte vom Munde gingen, verstummte. Es gibt ein Geheimnis um die reine, reife Persönlichkeit, vor dem jedes laute Lob wie eine Entweihung ist, denn dem wirklich Strebenden ist der Beifall, der ihm gezollt wird, nur Lärm; je lauter er ihn umrauscht, desto verächtlicher wird er, weil das Laute nur äußerlich sein kann und alle innere Mahnung ertötet. Das mochte der Kronprinz fühlen, als er im Gedanken an den Toten so plötzlich schloß. Alles Große ist nur ein Dienen am Ewigen, und meist ist es eine demütige, mühselige Gottesknechtschaft, die zur Erfüllung treibt.

Das Leben Friedrich August Ludwigs von der Marwitz ist Dienen gewesen. Über seiner Kindheit lag noch der späte Glanz des friderizianischen Preußen. Aber der Ruhm des Heeres erlosch jäh in den Niederlagen der Jahre 1806 und 1807. Nun ward das Alte verhöhnt, verachtet, verworfen, nun sollte etwas Neues das Heil bedeuten. Aus dem Geist der Französischen Revolution geboren, stieg der Liberalismus mit den Hardenbergschen Reformen über Preußen herauf, alles einst so Bewährte achtlos beiseiteschiebend. Aber waren die sittlichen Kräfte, die einmal den preußischen Staat im Glanz der friderizianischen Siege groß gemacht, wirklich so verbraucht und unwürdig geworden, wie die Menge es schrie?

„Vater im Himmel, hast du denn dieses verderbte Volk so mit Blindheit geschlagen, daß sie den hellen Tag, ihre Pflicht, ihre letzte Rettung nicht sehen? Lebt denn nirgends ein Fünkchen von dem Geiste ihrer Vorfahren, welches durch dich und deine Allmacht angefacht werden könnte zu einer heilbringenden Flamme, die alles Schlechte, Entartete verzehrt und aus deren Asche segensreich eine neue, glückliche Ordnung der Dinge emporstiege? Du allein, o Herr, kannst retten, rette, Allmächtiger, nach deiner Weisheit!“ So betete Marwitz mit zorniger Inbrunst

in den trüben Tagen des preußischen Zusammenbruchs. Er sah die Schatten, die dem Zusammenbrechenden allen stolzen Schein nahmen, aber er wußte hinter den Schatten noch immer das alte leuchtende Bild. Bedurfte es nicht nur eines belebenden Atems, um das Erstarrte wieder zu lösen und zu einem neuen Dasein zu erwecken, das der verwandelten Zeit entsprach, zu neuem Leben, das auf alten preußischen Formen gegründet war? Dafür setzte Marwitz seine Kraft ein. Er durchschaute die Phrase der neuen Zeit, die aus dem Staat eine „indische Pflanzung" machte, „in der nur noch Sklaven arbeiteten". In ihm war der Stolz der alten preußischen Kraft lebendig, jenes ernste, harte Verantwortungsbewußtsein, in dem seine Vorfahren gelebt, dem Staat gedient, den Königen ihr Blut hingegeben hatten, in dem er selbst hart gegen sich selbst lebte und handelte und unter der Schande seines Vaterlandes litt, als wäre es seine eigene, persönliche Schande. „Man vergesse nicht, daß der Wille der Nation nicht nach der Mehrzahl ihrer Köpfe und Stimmungen bestimmt werden kann, sondern man bedenke, daß die Nation aus denjenigen Individuen nur besteht, die die Idee ‚Vaterland' zu denken vermögen, daß also alle diejenigen, die dessen nicht fähig sind, nichts weiter sind als eine tote Masse . . ." Dieser „toten Masse" aber sollte die Macht gegeben werden, so wollte es die neue Zeit. „Nicht die Selbstsucht allein hätte solch großes Übel errichten und ein so gewaltiges Gebäude zusammentürmen mögen, wenn nicht die Lüge ihr zur Seite getreten wäre, welche, die Schwachen betörend, die Toren verwirrend, eine Decke von Falschheit und Betrug über das Menschengeschlecht geworfen hätte, vor welcher demselben die Wahrheit und das Recht beinahe gänzlich verschwunden sind. So wenig nun Wahrheit und Lüge, Recht und Gewalt jemals friedlich nebeneinander wohnen können, ebensowenig war an einen Frieden zu denken, so lange nicht jene scheußlichen Grundsätze vertilgt waren."

Marwitz steht am Ende eines Abschnittes der preußischen Geschichte, der sich von der Strenge der Soldatenerziehung Friedrich Wilhelms I. und dem Ruhm der friderizianischen Kriege bis zur tiefsten Erniedrigung Preußens unter das Joch des Besiegten spannt. Er kämpfte, und das ist der tiefste Sinn seines Kampfes, gegen das brutale Zerschlagen der seit drei Generationen in so vielen Beispielen leuchtend hervorgetretenen Grundprinzipien preußischer Gesinnung und Haltung, denn diese Heiligtümer waren es, die er nun verachtet, entstellt und mit Hohn überschüttet sah. Er kämpfte nicht für ein Altes, Zugrundegegangenes, sein Wille richtete sich auf etwas zeitlos Gültiges, zu dem sich von jeder Generation diejenigen bekannt haben und bekennen werden, denen Preußentum eine Verantwortung und eine Verpflichtung bedeutet. „Man zwinge mich, gehorsam zu sein, wenn ich ungehorsam wäre, man verlange aber keine Unterwürfigkeit, sondern erlaube mir den Wert auf meine Person und auf meinen Stand zu setzen, der ihm jetzt noch gesetzmäßig gebührt . . ."

Dem Kampf, zu dem ihn sein Gewissen aufrief, ging Marwitz nicht aus dem Weg. Er wußte sich rein von allen selbstsüchtigen Gedanken: „Wir müssen es tun, zum Denkmal für unsere Nachkommen, daß wir unsere Pflicht gegen sie und unsern Stand erfüllt haben . . .", denn „wer nicht eine entschiedene Parteilichkeit hat für das Große gegen das Erbärmliche, für das Recht gegen die Sünde, für die Wahr-

heit gegen die Lüge und für die Freiheit gegen die Tyrannei, der ist ein elender Geselle und darf nicht mitreden, wo ehrliche Leute zusammen sprechen."

Marwitz ist in diesem Kampf unterlegen. Nicht weil das sittliche und moralische Recht nicht auf seiner Seite war, sondern weil bei seinen Gegnern die Macht war, die sie rücksichtslos gebrauchten. Fünf Wochen saß Marwitz als Staatsgefangener in der Zitadelle von Spandau, aber auch diese Zeit hat in ihm das Bewußtsein seines guten Rechtes nicht brechen können. Erhaben über alles, was Menschen ihm antun konnten, spottend ihrer Ohnmacht, kehrte er nach Friedersdorf zurück. Aber das Schicksal verwundete ihn schwer. Während er in Spandau gefangen saß, hatte der Tod ihm zwei von seinen drei Kindern genommen. Gebrochen saß der Heimgekehrte am Sterbebett seines einzigen kleinen Sohnes.

Die Zeit des Kampfes der märkischen Stände gegen den bürokratischen Liberalismus Hardenbergs war verklungen, Marwitz' Meinung von dem selbstsicheren Glauben der neuen Zeit achtlos zur Seite geschoben. „Der Grund und Boden ist beweglich gemacht, in den Städten gibt es keine Gesamtheit mehr, allenthalben gilt die Masse, die Zahl und das Geld . . ." „Vielleicht will der Allmächtige, daß seine Welt dahindurch gehe und aus dem Übermaß der Verwirrung etwas Neues, Gutes und noch ganz Unbekanntes in späteren Zeiten sich gestalte . . .", fügt Marwitz müde hinzu.

Das Schicksal entläßt niemand aus der Verantwortung, die ihm auferlegt ist. Marwitz will sich, „von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann", nicht der fordernden Gegenwart entziehen. Die große Armee Napoleons lärmte noch einmal über die Straßen Preußens nach Rußland hinein; nur Trümmer des Heeres kehrten aus der grausamen Weite des winterlichen Rußland zurück: die Stunde kam, in der Preußen das Joch der Napoleonischen Knechtschaft abwerfen sollte. Marwitz eilte, von Gneisenau gerufen, nach Breslau. Er, der mit seinem dreizehnten Lebensjahr schon in das Heer eingetreten war, wurde der Organisator der kurmärkischen Landwehr und schuf aus dem ungeübten, in Eile zusammengerufenen Haufen märkischer Bauern in wenigen Wochen eine Truppe, die im Gefecht von Hagelberg sich ersten, blutigen Lorbeer errang. „Es ist der Krieg der Freiheit gegen die Tyrannei, des Rechts und der Ordnung gegen Gewalt und Willkür, der Wahrheit gegen die Lüge, der Tugend gegen die Sünde", jubelte Marwitz. Für ihn waren die blutigen Triumphe, die von den verbündeten Heeren auf den Schlachtfeldern in Deutschland errungen wurden, nur ein äußeres Bild. Eine Welt stand gegen die andere unversöhnlich im Kampf. In diesem Ringen der Geister sah er noch einmal die Frage aufgeworfen, die der Inhalt seines Kampfes gewesen war. „Es wird jetzt darum gekämpft, ob in Teutschland auch geglaubt werden soll, wie bisher in Frankreich geglaubt worden ist: daß ein Volk durch Worte glücklich sein könne, wenn es durch Taten geschunden wird; daß man sich dem Mächtigsten jederzeit unterwerfen müsse und stillhalten zu allem, was er tut; daß die Größe eines Volkes oder eines Mannes bestehen könne in dem Ungeheuren und Furchtbaren und nicht vielmehr in der steten Ausübung des Rechten; daß Staat und Regierung gleichbedeutend sei, mithin

alles, was von den Regierern ausgehet, auch angesehen werden muß, als ob es vom Staate ausgehe . . ."

Noch einmal sieht er den Kampf unter die Frage gestellt: „Ist der reichste Staat seines Reichtums wegen der glücklichste, oder verdient der glücklich genannt zu werden, in dem die Freiheit seiner Bürger am festesten gegründet ist? . . ." Auch dieses Mal entschied das Schicksal gegen den Hoffenden. Wie der harte, mühsam errungene Sieg genutzt ward, machte Marwitz nicht froh: „Dieses Deutsche ist ein wahres Chaos, es soll seine Bestimmung und sein Leben erst noch bekommen . . ."

Die Einsamen in der Geschichte, denen das Schicksal als innerstes Gesetz auferlegte, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, sie erfahren die Forderung der Geschichte tiefer und ergreifender als diejenigen, die sich an den Ufern der Zeit dahintreiben lassen, kaum fragend, wohin die Reise geht, kaum der Bilder sich bewußt, die an ihnen vorübergleiten. Sie erkennen in Leid und Sorge das ewige Gesetz, unter dem das Leben ihres Volkes steht, ein hartes Gebot, an dem alles falsche Glänzen, Eitelkeit und Ruhmredigkeit in nichts zergehen müssen. Noch im Unterliegen sind sie Mahner der Zeit, Wissende der Schuld, die die andern auf sich laden, ohne daran zu denken, daß alle Schuld einmal gesühnt werden muß. Ihr Ruf verhallt ungehört, bis er vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht auch erst nach einem Jahrhundert zur neuen Gewalt wird: aber was bedeutet eine Generation, was selbst ein Jahrhundert im Leben eines Volkes, wenn nun ihr Wort verstanden würde?

Der Adel, dessen reines Glänzen über dem Andenken Friedrich August Ludwigs von der Marwitz liegt, bleibt mahnendes Vorbild. Was er erreichte, mag auf der Krämerwaage der Erfolgsanbeter sehr leicht wiegen. Kein Sieg rühmt ihn, wohl aber der Kampf, der harte Kampf, in dem das innere Gesetz ihn lebenslang auf verlorenem Posten kämpfen hieß: aufrecht und klar, treu und wahrhaftig, in Geradheit und harter Selbstüberwindung, vielleicht auch im Bewußtsein, gegen die Mächte der Zeit unterliegen zu müssen, rein und edel die Forderungen erfüllend, die über jedem Menschenleben stehen sollten. Wenn sein Urenkel Bernhard von der Marwitz in der Erschütterung des Weltkrieges mit sich rang: „Ich will nicht zu den leichtsinnigen Menschen gehören, die ihrem Dunkel aus dem Wege gehen und lieber mit falschem Licht die Schatten übertäuben, an denen sie doch wachsen könnten", so hatte der Vorfahr in solchem Kampfe sein ganzes Leben gelebt, und das Bekenntnis des einen ist der Glaube, unter den auch der andere sein Leben gestellt hat: „Bleibt der Boden gesegnet, dem wir angehören und dem wir dienen, so gilt das Schicksal dieses Geschlechts, das seine Liebe zu ihm beweisen muß, nicht viel."

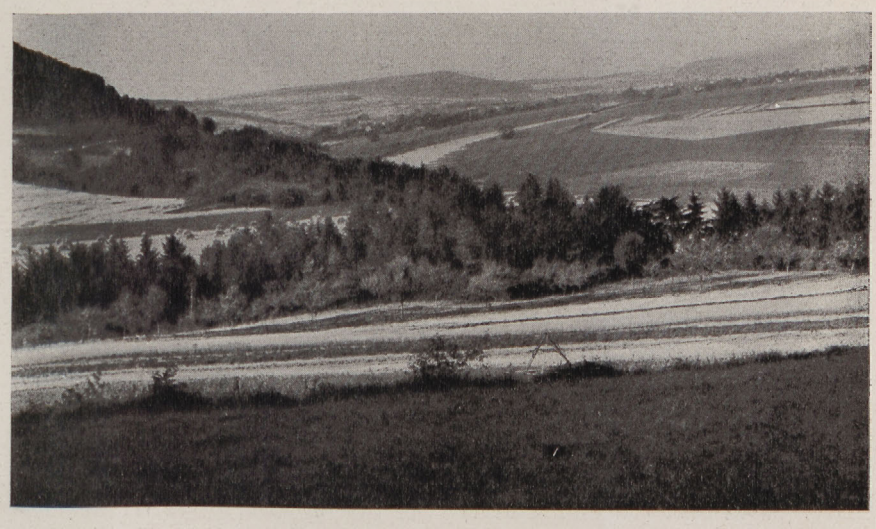
Wir verweisen auf das Buch von Harald v. Koenigswald „Pflicht und Glaube. Bildnis eines preußischen Lebens" (Leipzig, Hesse & Becker. RM. 5.–).

HANS PFLUG

Der stille Strom

Weser:
Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.
Goethe—Schiller, Xenien.

Von Kassel, der schönen Hauptstadt des alten Hessenlandes, führt eine wenig befahrene Bahnlinie nach Norden, die sich zuletzt zwischen den Wiesengründen des anmutigen Diemeltales und den Laubhängen des einsamen Reinhardswaldes hinzieht, bis sie bei dem Weserstädtchen Karlshafen endet. Wer von dem kleinen Bahnhof stadtwärts sich wendet, kommt an dem stattlichen Invalidenhaus vorbei zu dem verlassenen Hafenbecken, bei dem das Standbild des Landgrafen Carl an Ursprung und Namen dieser eigentümlichen fürstlichen Gründung erinnert. In dem stagnierenden Wasser spiegelt sich die helle Front des pompösen Rathauses, das bewaldete Berge zum Hintergrund hat, wie sie die Stadt auf allen Seiten umschließen. Der Zuschnitt des Ganzen hat das Regelmäßige und etwas Akademische einer „gegründeten" Stadt, aber in dem frischen Naturrahmen bietet diese mit ihrer unversehrten alten Gestalt ein recht reizvolles und idyllisches Bild, das vergessen lassen könnte, daß wir im Zeitalter der Technik leben. Doch schon an der nächsten Straßenecke rufen dieses zwei Schilder zurück, die in verschiedener Richtung weisen: „Bahnhof linkes Ufer", „Bahnhof rechtes Ufer". Die abgelegene kleine Stadt wird von zwei Bahnlinien berührt, aber wer von dem einen Bahnhof zum anderen will, hat eine gute Viertelstunde durch die Stadt und über die Weserbrücke zu gehen.



Im Weserbergland. Landschaft bei Beverungen. *Photo: Fritz Carl, Berlin*

Diese kuriosen Verkehrsverhältnisse widerspiegeln nicht nur die politischen Zustände, wie sie hier bis kurz vor der Reichsgründung geherrscht und auf mancherlei Weise formend gewirkt haben, sie sind zugleich auch von sinnbildlicher Bedeutung für die Schicksale der Weserlandschaft überhaupt. Bis 1866 stießen am Weserknie bei Karlshafen nicht weniger als vier Staaten aneinander: Kurhessen, Preußen, Hannover und Braunschweig; dazu war der Fluß selbst auf lange Strecken binnendeutsche Ländergrenze. Man muß sich vergegenwärtigen, was die zwischen dem Wiener Kongreß und der deutschen Einigung bedeuten konnte. In diesem Zeitraum bahnte sich die Industrialisierung an, gewann das Eisenbahnnetz seine Form, entwickelten sich die Wirtschafts- und Verkehrsbeziehungen ins Großräumige, sprengten viele Städte ihr mittelalterliches Gehäuse und spielten sich die wirtschaftlich-sozialen Zustände ein, die das Gesicht der Jahrzehnte bis zum Weltkrieg prägen sollten. Von Natur schon zu einer Wald- und Bauerngegend bestimmt, bekam das Weserland noch die Hemmnisse partikularer Zersplitterung zu spüren und blieb ein charakteristisch binnendeutsches Gebiet von einer nach innen gekehrten Kleinräumigkeit, bodennahe und bäuerlich, abseitig und verhalten. Der einzige unter den großen deutschen Strömen, der von den Ursprüngen bis zum Ende nur deutschen Boden berührt, dessen Mündung eines der Tore zu den fremden Erdteilen wurde, der mit seinen Quellflüssen weitverzweigt tief in die Mitte Deutschlands reicht, wo sich viele Verkehrslinien kreuzen und den wichtige Bahnlinien und Straßen schneiden, entwickelte sich mit seinem Tal selbst nicht zu einer der großen Lebensadern des Verkehrs, sondern blieb ein Land der Stille und eines tätigen Daseins, das die Beschaulichkeit nicht ausschließt.

Bei diesen Geschicken wirkten Natur und Geschichte zusammen, in der Flußgestalt das von den Mittelgebirgen in zahlreiche Windungen ausgezogene Tal, in der Menschenart das schwere, beharrende Wesen der Hessen und Niedersachsen, im historischen Ablauf die Wechselwirkungen der politischen Zustände und wirtschaftlich-technischen Entwicklungstendenzen. Aber es kam noch ein besonderer geistig-seelischer Vorgang hinzu, der die Kräfte der Landschaft nach innen kehrte. Ob bei Verden an der Aller, nahe der Mündung des bedeutendsten Nebenflusses der Weser, Tausende von Sachsen hingerichtet worden sind oder kein einziger, ist verhältnismäßig belanglos gegenüber der Tatsache, daß in jenem ersten der beiden Dreißigjährigen Kriege, die das Weserland zu bestehen hatte, das niedersächsische Stammestum politisch und religiös gewaltsam unterworfen und dem Fränkischen Reiche wie der christlichen Welt eingegliedert wurde. Die Symbolstätten dieses Geschehens liegen alle im Bereich dieses Flusses: Externsteine, Eresburg, Herstelle, Verden, Bremen, Minden, Corvey. Nachdem das Schwert die Entscheidung gebracht hatte, versank das alte Wesen in der Stille, rann in unterirdischen Strömungen nur durch die Zeiten, um manchmal noch, wie gerade in unseren Tagen, wieder hervorzutreten, und das neue wirkte gleichfalls in der Stille auf eine geistige Weise, in und aus den Zellen von Corvey. Dabei fanden beide bleibende Verkörperungen im Sichtbaren von eindringlicher Wucht, das alte Stammestum im niedersächsischen Bauernhaus mit seinen ge-

kreuzten Pferdeköpfen, die neue geistige Macht in den mittelalterlichen Kirchen und hier wieder am großartigsten im Mindener Dom. Die romanische Westfront dieser Kathedrale des karolingischen Bistums verkörpert eine gewaltige Kraft, aber eben eine Kraft der Stille; aus dem gotischen Innenraum sprechen die Gelöstheit und der Ausgleich, die für Jahrhunderte auch diese Landschaft durchwirken sollten, bis sie in der Reformation wieder einiges von ihrem alten Wesen annahm, das den Menschen noch in ihrem Blute saß.

Es gibt ein Gegeneinanderwirken von Kräften, das befruchtend und schöpferisch ist, wie auch ein anderes, das zerstörend wirkt. Hier an der Weser findet sich noch eine dritte Form; die gegensätzlichen Kräfte werden nebeneinander bewahrt, bleiben mehr in der Latenz, als daß sie kämpferisch nach außen stoßen. Im niedersächsischen Bauerntum hat sich am zähesten germanische Art gehalten, in den Gemeinden des Ravensberger Landes auf eine unlaute, aber starke Weise der christliche Glaube. Große, einmalige geschichtliche und geistige Leistungen sind in der Weserlandschaft durch Jahrhunderte hindurch kaum nachzuweisen, dafür aber geht durch sie ein beständiger, mächtiger Lebensstrom, der ohne Schwankungen im verborgenen wirkt und manches angrenzende Feld wässert. Am Lebensbaum Deutschlands bedeutet die Weserlandschaft weniger die Zweige und Blätter, Blüten und Früchte, als die Wurzeln und den Stamm.

Das Leben um diesen Fluß ist von langsamem Wachstum und verhaftet mit dem Boden als Wald, Acker, Weide und Wiese. Kein anderer der größeren Wasserläufe Deutschlands ist so in tiefe und oft noch urhafte Wälder eingebettet wie die Weser zwischen Münden und Minden. Oben bei der Sababurg im Reinhardswald wachsen und modern riesige Eichen, umhegt von dem breiten Gürtel der Forsten, die fast ohne menschliche Siedlungen bis in die Täler reichen. Ein einsames, fernes Waldgebirge ist auch der Solling, an den sich die anderen Züge des Weserberglandes anschließen, deren Hänge und Kämme Buchen und Fichten bedecken. Aber dazwischen geht der Pflug des Bauern auf tiefgründigem Boden, und es ist ein Zeichen seiner Verwurzelung in der Scholle, daß sich in der Bückeburger Gegend die alten Trachten erhalten haben, wie auch der Bückeberg bei Hameln einen gemäßen Ort für den Feiertag des deutschen Bauerntums darstellt. Wo das Wasser des Flusses benetzend die Erde tränkt, breiten sich auf dem Grunde des Wesertales frischgrüne Wiesen, deren Heuduft im Sommer die Luft erfüllt. Jenseits der Porta, wo schon der feuchte Hauch des Meeres über das Land streicht, und das Wasser träge aus dem ebenen Land weicht, dehnen sich in der unabsehbaren Fläche die horizontlosen Viehweiden, über die nur selten ein paar Bäume und die Strohdächer eines Dorfes hinausragen. An seinem Unterlauf aber begleiten den Strom die fetten Marschen, an deren Rändern die magere Geest beginnt, mit sandigen Hügeln oft aus düsteren Mooren aufragend.

Ein so landhaftes Gebiet, wie es die Weser auf beiden Seiten ihrer Rinne in breitem Streifen säumt, setzt der Entwicklung von Städten bestimmte Grenzen. So bedeutend dieser binnendeutsche Strom als landschaftsformende Kraft ist: er brachte an seinen Ufern doch nur e i n e wirklich große Stadt hervor, Bremen, das aber, als Welthandelsplatz und Überseehafen, Gepräge und Rang mehr vom

Meere als von dem Fluß und seinem Umland empfing. Und selbst Bremen ist, verglichen mit anderen Großstädten, eine stille Stadt, von großer Ruhe und Gediegenheit, trotz der Fabriken an seinen Rändern und dem Schiffsverkehr in den Häfen keine lärmvolle Werkstatt, sondern im Kern eine tätige Bürgerstadt, vielleicht am ehesten in seinen Überlieferungen als Freie Stadt noch dem mittelalterlichen Gemeinwesen mit ihrer Ausgewogenheit städtischer Tätigkeiten vergleichbar. Läßt man die noch mehr von der See bestimmte Doppelsiedlung Bremerhaven – Wesermünde außer acht, so sind von den verbleibenden Weserorten Minden und Hameln an der Übergangsstelle wichtiger Verkehrswege, zu denen als zukunftsreicher jüngster der Mittellandkanal gekommen ist, bescheidene Mittelstädte und alle übrigen gemütliche Kleinstädte, deren Wesen und Wachstum mehr auf ihre Stellung als Landschaftszentren des umgebenden Bauernlandes zurückgeht, als auf industrielle Einflüsse.

Diesen Umständen haben auch die eigentlichen Weserstädte – nur Minden, als einstige Festung eingeengt, fällt etwas aus diesem Rahmen – ihr reizvoll altertümliches und geschlossenes Architekturbild zu danken. Die niederdeutschen Fachwerkhäuser mit ihren überkragenden Geschossen, dem leuchtend rot, blau, gelb, grün abgesetzten Balkenwerk und allerlei launiger Schnitzerei haben etwas anheimelnd Warmes und einladend Behagliches, das zum Verweilen lockt. Einen aristokratischen Zug erhalten sie durch die steinernen Bauwerke der Weserrenaissance mit ihrer grauen, kühlen Formenstrenge, wie sie am schönsten Hameln ausgebildet hat, wo das Hochzeitshaus und das Rattenfängerhaus an die lichtesten

Weser bei Hoyer. *Photo: Hans Pflug*

Hameln. Museum und Stiftsherrnhaus. *Photo: Hans Pflug*

und dunkelsten Zeiten der Stadt erinnern; sehr geschlossen erscheinen sie auch im Stadtbilde des durch seine Universität bekannt gewordenen Rinteln. Nicht auf die Städte beschränkt sind die herrlichen romanischen und frühgotischen Kirchen, an denen die Weserlandschaft reich ist. Sind die von Bremen, Verden, Hameln, Minden, Höxter und Corvey allgemeiner bekannt, so verdienen doch auch die abgelegeneren romanischen Kirchen von Bursfelde, Lippoldsberg an der oberen Weser und Bücken an der unteren einen Besuch bei einer Flußreise den stillen Strom entlang.

Bei Karlshafen, von dem diese Betrachtung ihren Ausgang nahm, ist die Weser schon von recht stattlicher Breite, obwohl sie als Fluß noch ziemlich jung ist. Aber der Weserstein bei Münden, von welchem Punkte der Wasserlauf den Namen führt, den er bis zu seinem Verströmen im Meer behält, bezeichnet ja nur auf eine etwas poetische Weise seinen Ursprung, da hier Werra und Fulda sich vereinigen und „ihren Namen büßen müssen". Eine Lebensgeschichte der Weser, die an diesem Punkte einsetzte, würde sozusagen gleich beim Eintritt ins Mannesalter beginnen, indes doch von einer Persönlichkeit oft mehr in der Jugend zu erkennen ist, als im späteren Leben. So finden sich die Flußeigentümlichkeiten der Weser auch schon bei ihren Quellflüssen. Die Werra, der größere und bestimmendere, entspringt im Thüringer Wald und bleibt auf ihrem Wege durch die Grenzgebiete zwischen Thüringen, Franken, Hessen und Niedersachsen den Waldgebirgen treu. Wieder gleitet der Verkehr, diese mächtig verändernde Zeitkraft, häufiger über ihr Tal hin, als daß er es benutzt, und es

sind mehr geschichtliche Erinnerungen als Gegenwartsmächte, die uns bei den kleinen Städten an ihrem Laufe begegnen, in Eisfeld, der Heimat Otto Ludwigs, der Kleinresidenz Hildburghausen nahe der vorgeschichtlichen Steinsburg, bei Meiningen, wo Ludwig Bechstein lebte und der Theaterherzog wirkte, am Schauplatz des Wasunger Krieges, in dem rührigen Eschwege wie in Burkard Waldis Heimat Allendorf und schließlich beim Hanstein und dem früher feindlichen Ludwigstein, mit dessen Ausbau der deutsche Wandervogel seinen Gefallenen ein Denkmal setzte. Liegt doch hier auch der Hohe Meißner, wo das Märchen Frau Holle ihre Flocken schütteln läßt und sich die Besten der deutschen Jugend einmal auf die bleibenden Werte und Aufgaben der Deutschen besannen.

Im nahen Kassel haben einst die Brüder Grimm die Volksmärchen gesammelt und mitgeholfen den Grund zu legen, zu der großen Wiedererinnerung des Volkes, die von der Romantik bis zur Jugendbewegung reichte. Trotz der Henschelschen Lokomotiven und großstädtischer Züge ist das Gewicht des Geschichtlichen in der Hauptstadt einer der beharrsamsten Landschaften sehr stark, und wer Ernst Kochs „Prinz Rosa Stramin" und Bährs hübsches Büchlein „Eine deutsche Stadt vor 60 (100) Jahren" kennt, wird manchen der biedermeierlichen Züge, die hier geschildert werden, im Kassel von heute noch wiederfinden. Durch die hessische Hauptstadt fließt die Fulda, der andere Quellfluß der Weser, und wie die Werra dieser das Waldhafte zubringt, so jene das Bäuerlich-Landhafte. Sie rinnt zwischen Wiesen und Äckern hin, meist im breiten, fruchtbaren Tal; durch die Eder empfängt sie das Wasser der Schwalm, die

Hämelschenburg. *Photo: Hans Pflug*

Im Weserbergland. Steinmühl an der Weser. Photo: Fritz Carl, Berlin

einer der bäuerlichen Urlandschaften von zäheſter Beharrungskraft den Namen gab. Die binnendeutſchen Kerngebiete der Mittelgebirge, in denen ſo lange Märchen und Volkslied lebendig blieben, ſind die Brunnenſtuben der Flüſſe, die dann die Weſer bilden, und lange noch haften dieſer die gemüthaft innigen Züge der deutſchen Mitte an.

Wer den Strom, der hier der ſtille genannt wurde, erleben will, kann ſich kein geeigneteres Standquartier wählen als eben das Städtchen Karlshafen, auf das zuerſt der Blick gelenkt wurde. Es gibt aber keinen ſchöneren Zugang dazu, als die Fahrt von Münden den Fluß hinunter, weil im ſanften Hingleiten auf dem Waſſer durch die weiten Strombögen der jungen Weſer die Landſchaft den Zauber ihrer Anmut und Ruhe am lieblichſten entfaltet. Von den Wieſenufern laufen die braunen Äcker zum Walde hin, der mit ſeinem Schweigen den Strom umſchließt in ſeiner Furche zwiſchen den auf und ab wellenden Bergen. Da liegt zur Linken der Reinhardswald, wo Hans Grimms „Volk ohne Raum" anhebt, und bei Lippoldsberg grüßt des Dichters Haus zu den Reiſenden hinunter. Zur Rechten bleiben die Forſte des Solling, dem Heinrich Sohnrey entſtammt, der im Volkstum das Wurzelhafte zu bewahren ſuchte, ein rechter Anwalt dieſer Stromnatur in ſeinem Wirken. Langſam rinnen die Fluten der Weſer dahin, immer zwiſchen Wieſe, Feld und Wald. Selten kommt ein Dorf; Bahnverkehr und Induſtrie ſtören nicht den Frieden des Tales, das wenig Wandel erfuhr im Hingang der Zeit.

So ist auch Karlshafen ein Ort der Stille und Beschaulichkeit. An leuchtenden Herbsttagen gehen bei dem nahen Helmarshausen die Pferde vor der Egge auf dem frisch umgebrochenen Acker weich wie auf Samt. Zwischen gilbenden Kirschbäumen führt ein schmaler Pfad zur Ruine der Kruckenburg, dichtes Gestrüpp bedeckt Graben und Hang, Frauen kehren mit Kiepen aus den Gärten heim, und Kinder spielen unten im Dorf vor den offenen Hoftoren. Auf dem Asphalt der Landstraße ziehen sich braunrote Lehmspuren hin, dazwischen liegt auch einmal ein saftgrünes Rübenblatt. Die gesättigte Ruhe der Landschaft webt auch um die kleine Stadt, über die sich der Abend senkt. Ich gedenke eines Abends, als ich an einem offenen Fenster über dem Fluß saß. Der Wind rauschte in den alten Bäumen, wirbelte eine Lindenfrucht herein; eine weiße Katze schlich vorsichtig über den Kies des Wirtsgartens, an dem der Fluß lautlos vorbeizog, manchmal im Spiel einer Welle aufschimmernd; vom nahen Wehr tröpfelte das Wasser in stetem Fall. Ein Schiff kam in der Biegung langsam stromauf, Scheinwerfer spielten blitzend über das Wasser, Stimmen drangen gedämpft herauf, eine Kette rasselte und dann lag das Schiff still an der Lände. Es war eine große Ruhe über allem und der Atem eines in sich geborgenen Landes.

Eine Landschaft vermag sich nicht nur gleichnishaft in einem Orte auszuformen, sondern manchmal auch in einem einzelnen Menschen. Ich war in jenen Tagen auch in Holzminden und Eschershausen gewesen, und dort in der Heimat Wilhelm Raabes und an den Stätten seiner Schöpfungen und Gestalten drängt sich einem die innige Verbindung des Dichters mit den Wesergegenden auf und verspürt man, wie er selbst ihr echtester und stärkster menschlicher Ausdruck ist. Langsam nur setzte sich das Werk Wilhelm Raabes* durch, entstanden aus der verhaltenen, unlauten, durchseelten Kraft seiner Heimat, geschaffen in räumlicher und geistiger Zurückgezogenheit in einem Zeitalter, das geräuschvoll und vorwärtsdrängend war. Im Nachdenken über unser Volksschicksal haben wir längst begriffen, wieviel solche abgelegenen Gegenden, die sich nicht an die Zeitkräfte der Zivilisation und des Massenhaften verloren haben, als schlafende Triebe an dem Baume unserer Volkskraft bedeuten. Sie sind Bewahrer der inneren Kräfte, aus denen wir leben, verborgene Hüter eines Erbes, dessen wir nicht entbehren können. Der Dichter und der Strom seiner Heimat bleiben Verkörperungen und Sinnbilder der stillen Mächte, auf denen das Dasein unseres Volkes in der Dauer seines Lebensablaufes ruht, erdhaft und seelisch zugleich, wie das deutsche Wesen aus beidem gewoben ist.

* In der Erkenntnis der zeitlichen und bleibenden Bedeutung Raabes verdanke ich viel dem ungewöhnlich bedeutenden, viel zuwenig bekannten Buche von Wilhelm Heeß: „Raabe, seine Zeit und seine Berufung" (Berlin 1926).

KONRAD NUSSBÄCHER

Die Apotheose des Lebens

Zum 65. Geburtstag von Ludwig Klages

Es ist nur zu verständlich, daß sich die Auseinandersetzung um Ludwig Klages zunächst an dem erregenden und herausfordernden Titel seines Hauptwerkes: „Der Geist als Widersacher der Seele" entzündet hat. Dieser Angriff auf einen durch große Tradition und höchste Genien geheiligten Begriff, der für viele mehr als Begriff, nämlich Grundlage der Existenz und Haltung ist, mußte in der Tatsächlichkeit der nackten Aussage wie ein Sakrileg wirken und notwendig leidenschaftliche Gegenangriffe hervorrufen. So ist die Flut der Schriften pro und contra Klages mehr von dem Eifer des Bekenntnisses als von der ruhigen philosophischen Besinnung getragen, und die große öffentliche Diskussion auf dem Berliner Philosophenkongreß 1936 erinnerte in ihrem Verlaufe etwas an die Konzilien des Mittelalters, auf denen um Glaubensdinge mit allem Einsatz der Macht und der Persönlichkeit hart und erbittert gekämpft wurde. Diese Wirkung eines philosophischen Werkes zeigt – wie immer man zu seinen Inhalten stehen mag – die Kraft und Tiefe des Impulses an, der sie ausgelöst. Daß Philosophie auch heute noch, weit über die Fachkreise hinaus, die Gemüter derart bewegen kann, daß sie aus den kühlen Bezirken der Erkenntnistheorie unmittelbar in die Entscheidungsfragen der Existenz hineinwirkt: das ist auf jeden Fall ein Beweis ihrer Lebenskraft – Zeugnis auch der ungewöhnlichen Persönlichkeit, die diesen Sturm der Meinungen entfacht hat.

Dennoch werden wir zu einer gerechten Würdigung des Lebenswerkes von Ludwig Klages nur gelangen, wenn wir zunächst die Ebene des Glaubensstreites verlassen und die zugespitzte These seines metaphysischen Endergebnisses verstehend aus den Grundlagen zu entwickeln suchen. Denn es ist ja nicht so, daß hier ein revolutionärer Wille verneinender Art sich gegen all das, was wir unter „Geist", „geistiger Existenz" und „geistiger Kultur" verstehen, in zerstörender Weise richtete, daß hier einer Primitivierung und Barbarisierung das Wort geredet würde, nicht einmal kann man die Rousseauische „Rückkehr zur Natur" als Parallele heranziehen. Daß Klages selbst in seinen Werken höchste geistige Leistungen hervorgebracht und eine bis in die letzten Verästelungen rational klare Beweisführung angetreten hat, ist ihm ja gerade von manchen seiner Gegner als Argument gegen seine Schlußfolgerungen entgegengehalten worden. (Übrigens ohne Beweiskraft: denn die virtuose Handhabung eines Mittels sagt nichts über dessen metaphysischen Selbstzweck aus.) Wahrhaft fruchtbar wird die Beschäftigung mit Klages, wenn man die negative Seite seines Werkes: die metaphysische Feindschaft gegen den Geist, zu verstehen sucht aus dem überschwenglich p o s i t i v e n Urgrunde, der ihm die eigentliche Substanz gab: der metaphysischen Entdeckung des Lebens und seines seelenhaft-göttlichen Kernes.

Es sind metaphysische Positionen, die in der Entgegensetzung von Geist und Leben bei Klages sichtbar werden. Der Metaphysiker ist seinem Wesen nach von dem Ethiker und dem Moralphilosophen unterschieden, so sehr sich die Gebiete in ihren Auswirkungen verflechten. Die Schau fragt nicht nach dem Warum und Wozu, ihr geht es zunächst und zuhöchst um das B i l d. Dieses Bild trägt seine tiefste Überzeugungskraft in sich selbst, und alle rationale Beweisführung kann nur das Geschaute ausdeuten, nicht seine Ursachen erweisen. Ebenso ist die Metaphysik in gewissem Sinne gleichgültig gegen die Frage: wie soll ich mich verhalten?, sie ist keine „Anweisung für das selige Leben". In besonderem Maße gilt dies für Klages. Er ist so ganz von den Bildern erfüllt, die in den beiden Mächten von Leben und Geist Gestalt gewonnen haben, daß er den unmittelbaren praktischen Folgen seiner Weltsicht nur eine beiläufige — und fast stets äußerst pessimistische — Betrachtung widmet. Rechtfertigung seines Werkes aber ist die ungeheure Anschauung vom Leben, wie es ihm in seiner Fülle, seiner Göttlichkeit und Tiefe, in seiner Gestaltigkeit und inneren Ordnungskraft zur Offenbarung wurde.

Der Begriff des Lebens ist so allumfassend, daß er sich einer philosophischen Ausdeutung zu entziehen scheint. Die „Philosophie des Lebens" ist daher in den Verruf gekommen, sich in verschwommenen Allgemeinheiten und Schwärmerei zu verlieren, wie es etwa für den Pantheismus tatsächlich zutrifft. Selbst die tiefsten Einsichten einer Lebenslehre, wie sie bei Goethe und der Romantik bruchstückhaft zu finden ist, ja die scharf erhellenden Blitze Nietzsches in die Gründe des Daseins wollten sich nicht zu dem Ganzen eines Systems schließen und blieben — obzwar beunruhigend — für den strengen Gang der Philosophie unverbindlich. In Klages sind die überaus reichen Anregungen, die er von Goethe, der Romantik, Nietzsche und Bachofen empfing, zu einem gestalthaften Organismus geschlossen, der bis ins letzte ausgebildet der philosophischen Erörterung offenliegt.

Die gestalthafte Begrenzung ist nur in der kritischen Sonderung möglich, das Positive bedarf, um klar hervorzutreten, seines Gegensatzes. Hieraus verstehen wir, wie Klages gerade durch die überschwengliche Anschauung vom Leben zur Entdeckung einer ebenso gewaltigen Gegenmacht geführt wurde, die er unter dem Symbol des Geistes zusammenfaßte. Man mag bedauern, daß der vieldeutige und durch hohen Gebrauch ehrwürdige Ausdruck zur Bezeichnung einer sehr scharfen, eindeutigen Erscheinungstatsache genommen wurde — aber welches andere Wort wäre durch Vollgehalt würdig, dem Leben als Widersacher entgegengestellt zu werden? Wesentlich ist die Qualität der Unterscheidung — so sehr die Worte und Namen, gerade nach Klages, ihre eigene Magie ausstrahlen — und diese Unterscheidung liegt in außerordentlich präzisen Gegenüberstellungen vor.

In die Tiefe des Gegensatzes werden wir geführt, wenn wir die von Klages aufgezeigten Qualitäten des Lebens zugrunde legen. Er geht von seinen höchsten Erscheinungen aus, die sich nicht in dem Objekt, dem Ding der Naturwissenschaft, sondern in dem unmittelbaren „Erlebnis des Lebens" offenbaren. Auch konnte

nicht das sogenannte Normalleben den Maßstab für seine metaphysische Wertung geben, sondern nur seine gesteigerten Erscheinungsformen. Dieses reinste und höchste Erleben findet Klages in jenen Augenblicken, da der Mensch die Schranken zwischen Ich und Welt schwinden fühlt und unmittelbar erfaßt wird von den Strömen außerpersönlicher Mächte. Die entrückte Schau, die (nicht äußerlich mißzuverstehende) Ekstase, die mystische Vereinigung der Seele mit der Welt zeigen das Leben in seinem innersten, tiefsten Wesen, von dem das alltägliche Leben nur schwache Abgüsse bieten kann. Bruchstückhafte Zeugnisse solchen, dem Willen und dem Bewußtsein entzogenen, Erlebens in neuerer Zeit sieht Klages in den Werken der Dichter, von dem tiefen Rausch und entrückten Traum bis zu den schwächeren Graden der „Stimmung", die alle im Bilde den seelischen Gehalt des Erlebten festhalten und ihn magisch dem Hörer mitteilen. Es ist das seelische Erlebnis, das durch das Medium des bildhaften Wortes und des rhythmischen Klanges unmittelbar wieder zur Seele spricht und in ihr Bilder und Schwingungen auslöst, die nicht durch den rationalen Sinn des Gesagten zu erklären sind.

So weitreichend die Folgerungen im philosophischen Werke Klages' sind, es kann kein Zweifel bestehen, daß hier seine tiefsten Ursprünge liegen. Das Erlebnis der dichterischen Empfängnis, des Angesprochenwerdens der Seele durch die Bilder der Welt hat den Blick gelöst für die Allerscheinungen des Lebens in seinen tausend Formen, in seiner bewußtlos bildenden, strömenden Macht. Wer diese Grundlage nicht anerkennt, wird auch die weiteren Konsequenzen als Verstiegenheit abtun. Klages aber erschloß dies dichterisch-mystische Erlebnis den Zugang zu den Bereichen, in denen er die Ursprünglichkeit des Lebens schaffendbildend am Werke sah: zu der Welt einer frühen Menschheit, die er mit Bachofen die „pelasgische" nennt, zu der Welt des Mythos und zu den Erscheinungen einer vom Bewußtsein noch wenig durchdrungenen Kultur der Naturvölker, zu denen auch noch Schichten der europäischen Völker und gerade des deutschen Volkes gehören.

Die Entdeckungen in diesen Bereichen können hier nicht angedeutet werden. Sie seien nur als Beispiel dafür angeführt, daß das Schwergewicht des Klagesschen Werkes in seinen *positiven* Teilen liegt, mit denen er die Einzelforschung auf verschiedensten Gebieten außerordentlich befruchtet und sogar bis in die Gestaltung des alltäglichen Lebens hineingewirkt hat. Das Stück Natur, das im Kerne des Deutschen auch heute liegt, wurde von dem Wesen seiner Philosophie angesprochen und fühlte sich in seinem Tiefsten bestätigt. Seine Lehren vom Rhythmus, von der „Wirklichkeit der Bilder", von dem Symbolgehalt der alten Mythen, von der Polarität allen Lebens sind Errungenschaften, die selbst losgelöst von der metaphysischen Grundlage seiner Philosophie ihre Eigenkraft beweisen und die geniale Art seiner Forschung dartun. Philosophisch ist es von besonderer Bedeutung, daß das Gebiet des Unbewußten, das bis dahin als bloßer Allgemeinbegriff vom Bewußtsein abgehoben wurde, als ein überaus reiches, vielgestuftes, von eigenen Ordnungskräften bewegtes Bereich, fast wie ein neuentdeckter Erdteil in Erscheinung tritt. Die Durchforschung des Bewußtseins ist von

der europäischen Philosophie von Descartes bis Hegel in einem Maße durchgeführt worden, daß für die Nachfolgenden kaum grundlegende neue Entdeckungen übrigblieben. Es scheint ein im Zuge der Entwicklung liegendes schicksalhaftes Ereignis der europäischen Philosophie zu sein, daß sie sich mit Klages — und einigen großen Vorläufern — dieser anderen, bisher noch wenig erhellten Hemisphäre unserer seelischen Welt mit ganzer Leidenschaft zuwendet. Ob nicht gerade sie die ursprünglichere und an Geheimnissen reichere, für unser Schicksal und Sein entscheidendere ist, diese Frage ist von der Philosophie hiermit endgültig aufgeworfen worden. Und sie wird ganz anders gesehen und beantwortet als von einer intellektualistischen „Psychoanalyse".

In diesen größeren Zusammenhängen muß die Erscheinung Ludwig Klages' gewürdigt werden, in den positiven Errungenschaften seiner Lehre vom Leben, vom Unbewußten, von der bilderträchtigen Seele und dem weltenschaffenden Eros. Daß ihm diese Entdeckungen nur möglich wurden durch die Konfrontierung der Gegenmacht, die er Geist nannte, daß er dabei vor großartigen Einseitigkeiten nicht zurückschreckte — das sind Notwendigkeiten, wie sie jedes schaffende Genie braucht. Erst die durchdringende Analyse des Bewußtseins, des Geistes und Willens, hat der aus mystischem Erleben quellenden Schau des Metaphysikers die scharfe Kontur, die realistische Untergründung, gleichsam den harten Panzer gegeben, der den innersten, zarten und gefährdeten Kern dieser Philosophie schützt.

Die Gefährdung der Seele in einer technisierten und von wurzellockeren Menschenmassen erfüllten Spätwelt ist nicht nur von Klages in ihrer furchtbaren Drohung erkannt worden — in dem Bolschewismus ist das Beispiel aufgerichtet für die satanische Herrschaft des losgelösten, größenwahnsinnig gewordenen Intellekts. Vor dieser Gefahr kann die europäische Seele nur die Rückbesinnung auf ihre tiefsten Werte retten, tiefere selbst, als sie der deutsche Idealismus mit seinen gigantischen Gedankenbauten umschloß. Hegel konnte von Marx umgedeutet und verfälscht werden, der Idealismus in den Materialismus umschlagen. Nicht auf dieser Ebene wächst „das Rettende", das Hölderlin ersah, sondern aus religiösen Gründen, die diesseits und jenseits des Geistes liegen. Klages' Werk ist der gewaltige Versuch, jene Urgründe wieder zu erschließen, in denen Seele und Gott noch nicht getrennt waren, in denen das Leben wie in tiefen Träumen seine bewußtlos bilderfüllten Gestaltungen trieb. Und wenn auch Betrachtung nicht Religion ist und ein breiter Abstand noch die genialste Forschung von dem religiösen L e b e n trennt, so mag man doch vor solch ehrfürchtig-leidenschaftlichem Bemühen zu dem Ausruf gedrängt werden: „Introite, nam et hic dii sunt!"

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Wir fühlen uns heute der Überlieferung wieder stärker verbunden denn je. Die Überlieferung wirkt aber nicht unmittelbar und rein auf uns; sie ist literarisch und historisch getönt vom Geiste späterer Zeiten. Wir schöpfen zu sehr aus zweiter und dritter Hand. Daher wollen wir hier in der „Deutschen Rundschau" der Gegenwart etwas zuleiten von der wirklichen Wirklichkeit des Vergangenen, ihr Menschen vorführen in der Ursprünglichkeit ihrer Sprache und Gebärde, in der augenblicklichen Entrücktheit eines Einfalls, Eindrucks oder Erlebnisses, so daß das alte Wesen im Leser nachklingt. Wir wollen Porträts zeigen, Menschen in der farbigen oder gemeißelten Kontur ihres Umrisses, eine kleine Szene aufleuchten lassen im Wechselgespräch der Anekdote, die ein Schlaglicht auf das Dunkel einer Zeit wirft und sie unabhängig von Historie und literarischer Deutung in ihrer unmittelbaren eigenen Wirklichkeit zeigt.

In alter Zeit wurde einmal ein deutscher Kaiser von einem Fürsten gefragt, welche unter seinen Freunden und Dienern ihm die liebsten wären. „Die Gott mehr fürchten als mich", gab der Kaiser zur Antwort.

Solcher Art war Martin Luther. Gott war ihm wie eine feste Burg, er fürchtete sich nicht vor den Menschen. Als er zu Wittenberg erfuhr, daß Kaiser und Reich ihn in die Acht getan hatten, ging er getrost und heiter im Klostergarten auf und nieder und sang. Als Magister Eberhard von Altenburg ihn aufsuchte, um ihn vorsichtig auf sein schweres Geschick vorzubereiten, erzählte Luther ihm selbst von der Achtserklärung und fügte hinzu: „Das geht mich nichts an, sondern unseren Herrn Christus. Will Er sich von der Rechten seines Herrn Vaters verstoßen lassen, da sehe Er zu. Ich bin viel zu schwach dafür!" — Als ihm einst Gegner arg zusetzten, trank er bei Tisch einem Gaste zu und sagte: „Ich muß heut fröhlich sein, denn ich hab' böse Zeitung gehört. Darwider dient nichts besser denn ein stark Vaterunser und guter Mut, das verdreußt den melancholischen Teufel ..." Weltlicher Glanz bestach sein Auge nicht. Einst verlangte ein deutscher Fürst von ihm, er möge ihm einen braven, frommen, beredten, gelehrten, im Jugendunterricht und allem, was dazu gehört, wohlerfahrenen Prediger nennen, dem aber nur ein sehr geringes Gehalt zugedacht war. Da zeichnete Luther einen Prediger auf ein Blatt Papier und schickte es dem Fürsten mit den Worten: „Hier haben Euer Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf Euren Lumpendienst!" —

*

Kurze Zeit nachdem Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, den Thron bestiegen hatte, kam der berühmte August Hermann Francke, Professor in Halle und Begründer des großen Waisenhauses, nach Berlin und predigte in der Garnisonkirche vor dem neuen Herrn. Er sah ihn bei der Predigt scharf an, setzte, wie es heißt, die Herrlichkeit der Großen dieser Welt mächtig herab und sagte: „Wie der Leib ohne Geist nichts ist denn ein totes Aas, also seid auch ihr Fürsten bei aller Aktivität und Geschicklichkeit in äußeren Dingen ein stinkendes Aas vor Gottes Auge, so ihr ohne Gottes Geist seid ..." Der Hof war entsetzt, aber der König

mit der Predigt sehr zufrieden und sagte: „Professor Francke ist ein guter Mann, denn er sagt die Wahrheit!" (Vgl. Friedrich von Oppeln-Bronikowski, „Der Baumeister des preußischen Staates", 1934.)

*

Zur Zeit des Alten Fritzen hatte der General von Hülsen einen Adjutanten namens von Gaudi, der ein sehr befähigter Offizier war. Er führte ein Tagebuch von allen Ereignissen während des Siebenjährigen Krieges. Durch einen Zufall erfuhr Friedrich davon und ließ sich das Tagebuch durch Gaudis Vorgesetzten geben. Er behielt es vier Tage, und Gaudi lebte während dieser Zeit in beständiger Furcht, abgesetzt oder gar eingesperrt zu werden. Denn er hatte, wie er sich wohl entsann, unter anderem bei dem Überfall von Hochkirch bemerkt: „Hier hat Fritz einen dummen Streich gemacht!" Nach vier Tagen gab Friedrich das Buch zurück und sagte zu Hülsen: „Ich danke Ihm, Gaudis Tagebuch hat mir sehr gefallen, sag Er ihm das und daß ich ihn für einen klugen Offizier halte, es sei nur schade, daß er es selbst wisse!" Er verlor Gaudi seitdem nie aus den Augen, beförderte ihn und kaufte nach seinem Tode der Witwe dieses kenntnisreichen Offiziers dessen hinterlassene Schriften für sechstausend Taler ab.

Der Oberst Guichard, genannt Quintus Icilius, der Sohn eines „Fayencenbäckers" aus Magdeburg, war bei dem Könige wegen seines Geists und seiner Gelehrsamkeit sehr geschätzt. Friedrich wollte ihn gern mit einer etwas bejahrten, reichen Witwe verheiraten. Doch hatte Guichard sich bereits für ein junges, hübsches und kluges Mädchen von altem Adel entschieden. Er achtete also nicht auf Friedrichs Vorschlag, sondern kam um den königlichen Konsens zur Heirat mit jenem Fräulein ein. Als der König diese Eingabe las, war er sehr ärgerlich, weil er seinen Plan nicht durchsetzen konnte, und sagte bei Tafel zu Guichard: „Stell Er sich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpfer von mir die Erlaubnis verlangt, ein Fräulein von ältestem Adel zu heiraten!" Guichard verstand sofort, wer gemeint war, und erwiderte: „Darin finde ich nichts Besonderes, wir sind alle aus einem Ton." Doch fühlte er sich durch Friedrichs Worte so verletzt, daß er seitdem seine Gesellschaft mied. Schließlich entbehrte der König die Unterhaltung mit ihm so sehr, daß er ihn zu sich lud, gnädig mit ihm sprach und ihm beim Abschied ein Papier in die Hand drückte, das die Heiratserlaubnis enthielt.

*

In den Tagen des Herzogs Eberhard Ludwig zu Württemberg regierte seine schöne und ehrgeizige Freundin Wilhelmine von Graevenitz aus Güstrow in Mecklenburg als „Hofmeisterin" von ihrem Pavillon in Ludwigsburg aus das Land. Sie verkaufte die Ämter an die Meistbietenden und vergaß sich selbst dabei nicht. Im Volke galt sie als eine Hexe und „Landverderberin". Hochmütig fragte sie einmal den Prälaten Osiander: „Warum wird in den Kirchen nicht für mich ebenso wie für den Herzog gebetet?" Der schlaue Schwabe erwiderte: „Es geschieht bereits, Madame, wir alle beten täglich: ‚Herr, erlöse uns von dem Übel'."

*

Unter Eberhard Ludwigs Nachfolger, dem glänzenden Karl Eugen, wurde das Land rücksichtslos ausgebeutet, um die Kosten für Feste, Bauten und militärische Unternehmungen, die kläglich fehlschlugen, zu tragen. Vergebens widersprachen die Stände des Landes. An ihrer Spitze stand der wackere, unbeugsame Johann Jakob Moser, ein berühmter Gelehrter, der an vierhundert Werke hinterlassen hat. Als man sich unterstand, nachdem der Herzog den Ständen ihre Kasse geraubt hatte, in einem Schreiben der „geheiligten Person" Seiner Durchlaucht soweit „ehrfurchtswidrig zuzubringen", daß man sich nicht scheute, ihm „die Ihm von Gott verliehenen, reichs- und landeskundige hohe Begabnisse gleichsam abzusprechen und ihn als einen Regenten hinzustellen, der ohne genugsame Einsicht, selbstige Beurteilung und Bestimmung solchen Personen Gehör gebe, welche durch ihre böse Einstreuungen verdienten als wahre Feinde des Vaterlandes angesehen und fortgewiesen zu werden", ließ Karl Eugen den etwa sechzigjährigen Moser auf dem Hohentwiel einsperren, wo er jahrelang nicht aus dem Zimmer und mit niemandem reden durfte. Beim Lesen der Bibel und Dichten geistlicher Lieder hielt Moser sich aufrecht, bis ihn Machtsprüche aus Wien und Berlin befreiten. Er ist vierundachtzig Jahre alt geworden. Er hat von sich gesagt: „Mit guten Worten kann man sehr viel mit mir ausrichten, mit aller Schärfe nicht das Geringste, denn ich suche nichts, ich hoffe nichts, ich fürchte nichts. Werde ich ungebührlich behandelt, so heißt's bei mir: ‚tu contra audientior ito!'" Unter seinen Zeitgenossen wußte er die aufrechten Naturen, die damals häufiger waren, als man meint, von den „Falschen und Heimtückischen" wohl zu unterscheiden. Er sagt: „Man findet in einer Klasse Menschen nebeneinander stehen, deren einer den gefälligen Jasager schon auf seiner Stirne und auf dem des Beugens und Krümmens gewohnten Rücken trägt, während der andere mit seinem ernsten, negativen Gesicht wie eine unbeugsame Eiche neben einer sich vor jedem Wind drehenden Pappel ihm zur Seite steht. Jeder freigeborene, denkende Mensch hat überhaupt lange mit sich zu arbeiten, bis er sich an das Joch des Gehorsams gewöhnt. Ein geborener Knecht hingegen weiß Freiheit weder zu schätzen noch zu nutzen; er seufzt wieder nach einem Herrn wie ein Hund, um hinter ihm herzulaufen."

Während es bei Moser wie bei Francke die pietistische Erweckung der Seele war, die sich in mutvollen Worten und Taten auswirkte, vertrat Immanuel Kant die Lehre von der Würde des Menschen, weil aus ihm die göttliche Stimme der Vernunft spricht. So feierte er Friedrich den Großen, der von derselben Anschauung aus seinen Untertanen Freiheit gewährte. Sein Vorgang bewies, „daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen, daß selbst in Ansehung der Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, den Untertanen zu erlauben, von ihrer Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung der Gesetze sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen öffentlich der Welt vorzulegen. Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohl diszipliniertes Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: ‚Räsonniert soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!' So scheint ein größerer Grad bürger-

licher Freiheit der geistigen Freiheit eines Volkes vorteilhaft und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen dem Geiste Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes — wodurch dieses der Freiheit zu *handeln* nach und nach fähiger wird — und endlich sogar auf die Grundsätze der *Regierung*, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun *mehr als Maschine* ist, seiner Würde gemäß zu behandeln."

*

Goethe erzählte 1827 seinem Vertrauten Eckermann ein Erlebnis aus frühen Tagen: „Als die Mutter des jetzt regierenden Herzogs zu Gotha noch in hübscher Jugend war, befand ich mich sehr oft bei ihr. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche, blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Teetisch kamen. Übermütig, wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?' Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen. Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden hätte."

*

Ein Prediger vernünftiger Gottesanbetung im Geiste Friedrichs war Jean Pierre Erman, der am 27. Oktober 1806 als Senior der berlinischen Geistlichkeit dem siegreichen Napoleon im Schloß zu Berlin mutig entgegentrat. Weit entfernt, dem neuen Herrn zu schmeicheln, sprach er mit tiefer Rührung ihm seine und aller Anwesenden aufrichtige Anhänglichkeit an den König und den Wunsch aus, ihn bald wiederhergestellt zu sehen, wobei er hinzufügte, daß andere Gesinnungen dem Kaiser wohl selbst verwerflich scheinen würden. Er schloß mit einem ehrerbietigen, doch kraftvollen: „Domine salvum fac regem". Napoleon hörte ihm gnädig zu. Als er dann in eigener Ansprache auf die Königin Luise schalt, weil sie sich in die Politik gemischt habe — aus derlei Intrigen der Weiber käme alles Unheil in der Welt — hat der ritterliche Erman ihm widersprochen und gesagt: „Sire, nous ne connaissons la reine que par ses vertus et ses bienfaits." Zum Schluß der Audienz trat Erman auf den Kaiser zu, faßte ihn am Arm und sagte: „Sire, ce bras est victorieux, il doit être bienfaisant!" Nachher soll Napoleon zu anderen Besuchern gesagt haben: „J'ai rencontré un de vos prêtres, qui m'a bien dit mes vérités." Nach ihrer Rückkehr, auf

einem Festmahl im Schloß 1810, stieß die Königin Luise mit dem greisen Erman an und dankte ihm, weil er, „als alles schwieg, den Mut gehabt hatte, eine letzte Lanze für die Ehre der Königin zu brechen".

*

Wenn der deutsche Sinn für Recht und Menschlichkeit, den Napoleon im Diktat von Tilsit ebenso brutal wie unklug verletzte, in der Gestalt der unbeugsamen Königin Luise seine ideale Verkörperung fand, so hatte der klügste politische Kopf der Gegenseite für ihre Not volles Verständnis. Talleyrand wurde in Tilsit, wo sie sich vergebens bemühte, mildere Bedingungen des Friedens zu erhalten, ihr heimlicher Freund. Er schreibt: „Ich war empört über alles, was ich dort sah und hörte, aber ich mußte meine Empörung verbergen. Deshalb werde ich der Königin von Preußen — einer Königin aus einem versunkenen Zeitalter — mein ganzes Leben lang dankbar dafür sein, daß sie meine Empfindungen erkannte und würdigte. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kommen mir viele Erinnerungen, die mir wehtun müssen; da ist es mir wenigstens ein Trost, wenn ich daran denke, daß die Königin gütige Worte zu mir sprach, ja fast mich zu ihrem Vertrauten machte. ‚Herr Fürst von Benevent', sagte sie bei unserer letzten Begegnung, ‚es gibt nur zwei Menschen hier, die es bedauern, daß ich gekommen bin: Sie und mich. Sie zürnen mir nicht, wenn ich sage, daß ich in diesem Glauben abreise.' Tränen der Bewegung und des Stolzes, die mir in die Augen stiegen, sagten ihr meine Antwort." Seitdem ahnte Talleyrand, daß Napoleons Tage gezählt waren. Wenig später schrieb er von Berlin aus: „Damals gelobte ich mir, daß ich aufhören würde, sein Minister zu sein, sobald wir wieder zu Hause wären." (Vgl. Duff Cooper, Talleyrand.)

*

Als Friedrich August von der Marwitz 1810 gemeinsam mit anderen Junkern gegen die Reformen des Staatskanzlers Hardenberg protestierte, weil sie das vom Könige bei der Thronbesteigung förmlich anerkannte Recht des Adels verletzten, kam er für einige Wochen auf die Festung Spandau. Nach seiner Entlassung aus der Haft schrieb er: „Meine Gefangenschaft war indessen doch eine Zeit des Triumphes gewesen. Ich genoß seitdem einer weit verbreiteten Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann." Marwitz ließ sich nie etwas gefallen, was gegen seine Ehre und Überzeugung ging. Er nahm 1827 als General seinen Abschied, weil, wie er schreibt, die „Grobheiten und öffentlichen Zurechtweisungen" eines hohen Vorgesetzten seinem „alten brandenburgischen Magen" zuviel wurden. Als er sich beim Könige in Potsdam verabschiedete, sprach dieser ihm sein herzliches Bedauern darüber aus, „einen so ausgezeichneten General zu verlieren", und fügte, als Marwitz mit ein paar Worten seinen Entschluß zu begründen suchte, hinzu: „Mir sehr wohl bekannt, immer nach Grundsätzen gehandelt haben." — Marwitz starb am 6. Dezember 1837.

EUGEN DIESEL

Das Phänomen Deutschland

Was ist denn überhaupt so ein Land? Zunächst, wie groß ist es? Quadratkilometer besagen wenig, denn wie verschieden sind ihre politischen, kulturellen, geschichtlichen Inhalte, je nachdem sie in dem einen oder anderen Erdteil, im Rheinland oder in Westfalen, in Schwaben oder Ostpreußen liegen! Läßt sich ein Land mit Worten wirklich so beschreiben, daß man, gleichsam wie auf einen lebendigen, aber verborgenen Zentralort bezogen, etwas Deutsches, Französisches, Italienisches wiedererkennt? Land und Volk sind nicht zu scheiden. Denn was beide sind, sind sie durch ihre gegenseitige Wechselwirkung. Schildere ich Deutschland, so schildere ich auch das deutsche Volk, sein Wesen, seine Geschichte. Von jedem Standort aus überblicken wir ungeheure Mengen von Tatsachen, tun sich zahllose Perspektiven auf, die alle ihre Berechtigung haben. An jedem Punkt, der „deutsch" heißt, sammeln sich die Strahlen der Natur und der Kultur, der Geschichte und des Lebens, des Gewerbes und der Wissenschaft zu unendlich verschiedenartigen und doch auf geheime Weise verwandten Bildern. Man begreift, daß eine Länderkunde, die auf das Wesenhafte ausgeht, darum in besonderem Maße eine Angelegenheit der Methodik sein muß, weil ohne sie alles im Endlosen verfließen würde. Aber gerade die Methodik ist wiederum auch gefährlich. Denn folgt man ihr auf gewohnten äußeren Wegen, setzt etwa die Fachgebiete der Geologie, Geographie, Wissenschaft, Geschichte, Baukunst usw. fein säuberlich nebeneinander, so fehlt nur allzu leicht das alles verknüpfende Band, und die Synthese vollzieht schließlich nur der Buchbinder. Darum ist eine Methode viel schwerer auszubilden und zu befolgen, die es ermöglicht, alle Erscheinungen unter eine Perspektive zu bringen, zahlreiche Einzelheiten ins Ganze einzubeziehen, ohne den Reichtum, die Vielstrebigkeit und Buntheit zu schädigen. Die Methode, zum Wesentlichen zu gelangen, kann nur die schwer ausdrückbare Methode der Seele selbst sein, die in einem künstlerischen Akt das Wichtige, das Künstlerische bei allem auslöst, was ihr entgegentritt. Hierbei verhält sich die Wissenschaft dienend, und dem Grundsatz nach wird nicht der Wissenschaft um ihrer selbst willen gedient. Es ist dies ein Weg, den bei der Erkenntnis vom deutschen Land und deutschen Volk schon Riehl und Ratzel beschritten haben. Sie haben uns gelehrt, das wesenhafte, das substantielle Deutschland zu sehen.

Den geschilderten Weg hat auch Hans Pflug eingeschlagen, als er das Handbuch „Deutschland. Land – Volk – Kultur" verfaßte (Leipzig, Phil. Reclam jun.). Pflug ist jahrzehntelang wahrhaft fanatisch dem deutschen Phänomen nachgewandert und nachgereist. Zahllose Standorte der Betrachtung hat er betreten, unzählige Perspektiven erlebt, wie sie aus den erforschten Gegenständen, aus der eigenen Seele und aus den benutzten Reisemitteln und Wegen hervorgehen. Baedeker, der klassische, aus dem Bildungsstreben des 19. Jahrhunderts hervorgegangene Reiseführer wird ihn begleitet haben, und während

er das wundersam bewältigte und geordnete Material dieser herrlichen Bücher benutzte und immer am wirklichen Objekt verglich, ist ihm allmählich der neue Bildungsbegriff deutlicher geworden. Schließlich hat er die Strahlen aller Bilder in einer neuen Optik der Seele und der Methode vereinigt, und die zahllosen Einzelheiten auf das deutsche Ganze bezogen. Dann legte er ein sehr merkwürdiges, der innern wie der äußeren Methode nach eigentümlich neuartiges Werk vor. Er nennt es ein Handbuch. Man kann es auch ein Reisebuch nennen, denn der erste Teil des Buches ist eine Art von idealistischer Reisebeschreibung. In mancher Hinsicht trifft auch der Name Reisehandbuch zu, denn der Wandernde und Reisende, der sich mit moderner Routine allein oder mit den allerorts greifbaren Sondermitteln auf Wegen, Straßen, Eisenbahnen, in Städten und Museen und zwischen den Gaststätten zurechtfindet, kann wegen aller übrigen Belange gut mit Pflugs Buch zurechtkommen. Jedenfalls sind durch dies Werk Wege gewiesen, auf dem die Reisehandbücher der Zukunft gestaltet werden können. Ferner ist das Buch ein Deutschland-Lexikon, das jedem über das meiste, wonach gefragt werden kann, Auskunft gibt. Ganz allgemein gesehen, ist das Buch berufen, auf alle Schichten der Bevölkerung sowohl idealistisch wie im Sinne des praktischen Bedürfnisses und Gebrauchs einzuwirken.

Auf 275 Seiten führt uns zunächst ununterbrochener, in keinerlei Kapitel eingeteilter Text durch Deutschland. Es ist wie eine unendliche Melodie. Wir gehen einen vielverschlungenen, aber nur anscheinend unmethodischen Weg, der vorgeschrieben ist durch die Vielschichtigkeit Deutschlands und eine Art von Intuition, wie wir am besten dem Wesen der Landschaften, der Städte, der Geschichte entsprechend zu wandern haben, um wahrzunehmen, daß wir unendlich viel bis in die wesentlichen Einzelheiten auf der relativ sinnvollsten Route gesehen haben. Wir müssen schließlich feststellen, daß wir von dem meisten Kunde erhielten, was in unserem Bewußtsein als deutsches Phänomen haftete, von Kirchenglocken, Felsen, Bäumen, Museen, Klammen, Gipfeln, Maschinenfabriken, Bildern, Parken, großen Menschen, Symbolstätten, Denkmalen. Pflug hat das alles mit knappsten Mitteln so eingeordnet und abgewogen, daß es in der seelischen wie wirklichen Luft und Farbe steht, die ihm gebühren. Er gab einen farbigen Abglanz des wirklichen Phänomens.

Natürlich war es nicht möglich, in diesem knappen, laufenden Text, der die geistige Basis des Buches bildet, nun schlechthin alles zu bieten. Daß aber das Gesamtwerk auch diese Aufgabe löst, beruht auf dem Lexikonteil, dessen knappe, lebendige Aufsätze in alphabetischer Anordnung im Einzelnen über Länder, Städte, Flüsse, Burgen und Schlösser, Wirtschaft und Volkstum Auskunft geben. Rothaar-Gebirge, Ruhpolding, Rügendamm, Rundfunk, Nordsee, vorgeschichtliche Funde, Preußen ... es findet sich alles in einer Darstellung, die der besten klassischen Lexika würdig ist. Beide Buchteile bilden zusammen eine höchst befriedigende, sachlich-idealistische Einheit. Der gemeinschaftlichen Arbeit von Autor und Verlag ist die Lösung einer brennenden Aufgabe geglückt. Das Buch wird seinen Weg gehen, weil es lebendig mit allen deutschen Lebensgebieten verknüpft ist und sich im Sinn modernsten Bildungsstrebens an alle im Volk wendet.

Rundschau

Weltjägermeister Nimrod. Der graueste Monat des Jahres hat in Berlin eine der glanzvollsten, größten und seltensten Ausstellungen gesehen, wie sie für irgendein spezielles Interessengebiet des Menschen überhaupt unter ein Dach gebracht werden können: die in den Ausstellungshallen am Funkturm gezeigte „Internationale Jagdausstellung Berlin 1937". Das sonst in seinen Farben so wohltemperierte Straßenbild unserer Stadt ließ in den drei Wochen der Ausstellung innerhalb eines ziemlich weiten Umkreises um den Funkturm einen deutlich hervortretenden grünen Farbeinschlag erkennen. Die Jäger Deutschlands und die der Welt haben sich die große Gelegenheit einer solchen umfassenden Schau nicht entgehen lassen. Aber auch sonst wies die Ausstellung einen Besuch auf, wie ihn ein anderes menschliches Interessengebiet – seien es nun Automobile oder Gemälde, Hygiene oder Bücher, Waffen oder Radioapparate – schwerlich auf die Beine gebracht hätte. Ein Psychologe des Publikums würde es nicht leicht gehabt haben, die Typen und Interessentenkreise der Besucher bei einem Gange durch die Ausstellung genauer zu charakterisieren. Da waren außer den an ihren Uniformen erkenntlichen Berufsjägern und Förstern aristokratische Weltleute neben Handwerker- und Kleinbürgerstypen, Gelehrte, Künstler, Soldaten, viel tierbegeisterte Jugend, kurzum ein so weiter Sektor des Publikums, daß man allenfalls ein deutliches Übergewicht männlicher vor den weiblichen Besuchern hätte feststellen können. Wer wollte aber auch angesichts dieser Ausstellung sagen, daß sie ihn nicht interessierte? Ging doch das Gebotene weit über den Rahmen einer bloßen Trophäenschau hinaus, so sehr eine solche naturgemäß im Mittelpunkt des Ausstellungsgebäudes im ganzen wie auch der einzelnen Länderpavillons im besonderen stand. Da die Kehrseite der Jagd heute glücklicherweise auf der ganzen Welt die Hege ist, nahm demgemäß rein äußerlich gesehen diese nächst den Trophäen den zweitgrößten Raum der Ausstellung ein mit einer unübersehbar reichen Fülle biologischer, wirtschaftlicher, statistischer, naturschützlerischer Sonderschauen, mit photographischen und gemalten Landschaftsbildern, Dioramen und museumsgetreu nachgebildeten Szenerien der Pußta oder des Donaudeltas, des Hochgebirges oder Sumpfwaldes samt ihren Bewohnern usw. Als markanteste Sonderschau, die allein schon für den Nichtjäger den Besuch reichlich gelohnt hätte, war weiterhin eine so noch nie gesehene Jagd-Kunstausstellung zusammengebracht mit einer Kollektion der besten Werke Liljefors', Kuhnerts, Frieses, Deickers u. v. a. Jedes Land hatte nicht nur seine Trophäen, sondern auch seine schönsten Artemis-Exvoten zur Schau gestellt, was besonders im italienischen und französischen Raum so weit ging, daß man über weltberühmten Kunstwerken beinahe vergessen konnte, auf einer Jagdausstellung zu sein. Zwischen diesen gehäuften Bildern, Plastiken, Trophäen, ausgestopften und präparierten Jagdbeuten wirkte es dann freilich fast gespenstisch, wenn man plötzlich vor einem dürren Rasenflecken stand, auf dem starr und stumm ein paar große Raubvögel hockten und durch ein Flügelzucken oder eine überraschende Wendung des Kopfes zu verstehen gaben, daß sie nicht ausgestopft, sondern lebendige Repräsentanten

der wiedererweckten edlen Falknerei seien. Auch dies ein Zeichen dafür, daß die Jagd, so mächtig ihre wirtschaftliche, sportliche, materielle Bedeutung in der modernen Welt angeschwollen ist, doch den Adel ihrer Herkunft, die hohe Aufgabe, für die dem Menschen überantwortete Kreatur Schicksal und Vorsehung zugleich zu sein, nicht erniedrigt wissen will. Wer daher auch immer zu der Erkenntnis gekommen ist, für sich persönlich das fünfte Gebot auch auf diesem Gebiete nicht übertreten zu mögen, wird immerhin dieser Schau ihre überwältigende Schönheit und Sinnfälligkeit im Lebensganzen nicht schmälern können.

Das Haus in den Zelten 5, das nach unruhiger Wanderung durch mehrere rasch wieder verlassene Stadtwohnungen das Witwenheim Bettina von Arnims wurde, war jahrelang eines der Zentren des kulturellen Lebens der preußischen Hauptstadt. Wenn man sich auf die Memoiren des schreibseligen und jedem Gesellschaftsklatsch zugänglichen Varnhagen verlassen wollte, könnte man sogar glauben, daß Bettinens Haus einen jener literarischen Salons barg, deren das vormärzliche Biedermeier-Berlin eher zuviel als zuwenig besaß. Aber die kapriziöse Frau von Arnim war viel zu sehr mit den Forderungen beschäftigt, die ihr Gerechtigkeitsfanatismus ihr stellte, als daß sie Freude daran gehabt hätte, die Mühen eines „Salons" auf sich zu nehmen. Sie war viel zu ungebunden in Form und Konvention, um ein Haus zu führen und eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Sie besuchte grundsätzlich keine Festlichkeiten, sie lehnte jede Einladung an den königlichen Hof in geschickter Weise ab und umgab sich mit jungen Menschen, Künstlern, Politikern und Studenten, die größtenteils kaum gesellschafts-, geschweige denn hoffähig waren. Wenn ihr Haus dennoch ein Mittelpunkt des geistigen Berlin wurde, so darum, weil alle Repräsentation, alle Wirkung in der Öffentlichkeit den Töchtern zufiel, um deren große und kleine Mädchenschmerzen sich Bettine – von Varnhagen zu Unrecht als schlechte Mutter verketzert – in rührender Weise sorgte. Den Töchtern verschaffte sie Zutritt in der Hofgesellschaft, sie richtete ihnen zu den zahllosen Kostümfesten die einfallsreichen Masken, half ihnen mit geistreichen Ideen bei dem beliebten Gesellschaftsspiel der „lebenden Bilder" und schuf die Atmosphäre um die beiden schönen Fräulein von Arnim, die Sterne der Berliner Gesellschaft. Und während die Töchter im vollen Trubel der unbeschwerten Feste, gefeiert und umworben, heranwuchsen, Nichten des Justizministers und Töchter eines großen Dichters und einer ungewöhnlichen Mutter, der man über die Minister hinweg großen Einfluß auf den König nachsagte, saß Bettine in ihrer Studierstube unter dem Modell zu ihrem selbstentworfenen Goethemonument und schrieb Brief um Brief an Friedrich Wilhelm IV. zugunsten ihrer vielen Schützlinge, eine einsame, oft enttäuschte und nie zu entmutigende Kämpferin.

Seit Jahr und Tag schon sind Briefe Bettinens und Berichte über sie ans Licht getreten, die Varnhagens verzerrtes Bild von der „vergnügungssüchtigen Frau von Arnim", der „kleinen Konkurrentin" des Varnhagenschen Salons in rechter Weise korrigieren; jetzt aber liegt in der geschickt gekürzten und klug kom-

mentierten Ausgabe des bewährten Herausgebers wertvoller Memoiren, Johannes Werner, das Tagebuch der ältesten Tochter Maxe vor, ein nicht zu unterschätzendes Dokument zur Geschichte der Entwicklung Berlins vom Biedermeier zur Reichshauptstadt und eines der amüsantesten Erinnerungsbücher aus dem 19. Jahrhundert. Maxe von Arnim hat im Alter als verwitwete Gräfin Oriola aus ihren Tagebüchern einen Auszug für ihre Kinder niedergeschrieben, diese Vorlage hat Johannes Werner überarbeitet und durch Briefe aus dem Nachlaß ergänzt. (Maxe von Arnim, Tochter Bettinas, Gräfin von Oriola. Leipzig 1937, Köhler & Amelang. 309 Seiten, 34 Bilder.)

Maxe, 1818 nach vier Brüdern als älteste von drei Schwestern geboren, trat zusammen mit der um weniges jüngeren Armgart in die Berliner Gesellschaft ein, während Gisela, Bettinas echteste Tochter im Geiste, die am wenigsten vom traditionellen Formgefühl der Arnims geerbt hatte, erst nach dem entscheidenden Ereignis der Revolutionstage von 1848 erwachsen genug war, um eine Rolle zu spielen, so daß ihr Leben sich zwischen den Freunden Herman Grimm und Joseph Joachim erfüllte, während die älteren Schwestern Freude und Schmerzen einer Jugend in der Gesellschaft bis zur Neige kosteten. Maxe von Arnim hat die Offenheit und Klarheit der Mutter geerbt, sie verschweigt nichts oder wenig von den trüben Erfahrungen ihrer Mädchenjahre, und so zieht der Reigen der Bewerber und Freunde am Leser vorbei: der glänzende „Start" der beiden Schwestern, deren jede von einem Hohenzollernprinzen begleitet von dem ersten Ball wiederkehrt, die erste trübe Erfahrung Maxens, als Prinz Adalbert sich verpflichtet fühlt, die Tänzerin Fanni Elßler morganatisch zu heiraten, die Wendung des Prinzen Waldemar von Armgart zu Maxe, und dann die immer gleiche Melodie: Prinz Waldemar, Georg von Gröben und Fürst Lichnowski müssen von Maxe Abschied nehmen, weil sie nicht die Tochter einer bürgerlichen Mutter zur Frau nehmen können. Neben großem Glück und schwerer Erschütterung laufen die täglichen kleinen Freuden, das Leben auf den väterlichen Gütern Bärwalde und Wiepersdorf und die heitere Gemeinschaft des „Kaffeters", eines Kränzchens, in dem die jungen Mädchen zusammen dichteten, malten, musizierten und Theater spielten. Das ganze vormärzliche Berlin wird aus diesen Tagebuchseiten lebendig. Kürzer und abgerissener wirkt das letzte Drittel des Buches über Maxens Ehe mit dem Obersten und bald General von Oriola, über ihr Leben für ihre Kinder und für die Nichten, die Töchter der früh verstorbenen Schwester Armgart — Elisabeth von Heyking und Irene Forbes-Mosse — über ihre charitative Arbeit in den Kriegen 1864, 1866 und 1870, über den von resignierender Stille ruhigbeherrschten Lebensabend der Greisin. In der Erinnerung der Nachwelt wird Maxe von Oriola jetzt neu lebendig als das schöne Fräulein von Arnim, um derentwillen Bettinas Haus unter den Zelten Mittelpunkt fröhlicher Geselligkeit war, so daß die Jugend der Töchter der fanatischen Arbeit der Mutter für Recht und Gerechtigkeit zugute kam. In den Tagebuchblättern offenbart sich ein wichtiges Blatt der Geschichte Berlins und eine Episode der Geschichte des deutschen Geistes.

Hin zu Gott! Aus einem Vortrag von Professor Dr. Max Planck, „Religion und Naturwissenschaft" (Leipzig, J. A. Barth) sollen einige Sätze hier ihren Platz finden:

„... Religion und Naturwissenschaft begegnen sich in der Frage nach der Existenz und nach dem Wesen einer höchsten über die Welt regierenden Macht, und hier werden die Antworten, die sie beide darauf geben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade miteinander vergleichbar. Sie sind, wie wir gesehen haben, keineswegs im Widerspruch miteinander, sondern sie lauten übereinstimmend dahin, daß erstens eine von den Menschen unabhängige vernünftige Weltordnung existiert, und daß zweitens das Wesen dieser Weltordnung niemals direkt erkennbar ist, sondern nur indirekt erfaßt beziehungsweise geahnt werden kann ... Nichts hindert uns also, und unser nach einer einheitlichen Weltanschauung verlangender Erkenntnistrieb fordert es, die beiden überall wirksamen und doch geheimnisvollen Mächte, die Weltordnung der Naturwissenschaft und den Gott der Religion, miteinander zu identifizieren ... Wenn also beide, Religion und Naturwissenschaft, zu ihrer Betätigung des Glaubens an Gott bedürfen, so steht Gott für die eine am Anfang, für die andere am Ende alles Denkens. Der einen bedeutet er das Fundament, der andern die Krone des Aufbaues jeglicher weltanschaulicher Betrachtung. Diese Verschiedenheit entspricht der verschiedenen Rolle, welche Religion und Naturwissenschaft im menschlichen Leben spielen. Die Naturwissenschaft braucht der Mensch zum Erkennen, die Religion aber braucht er zum Handeln ... Wohin und wieweit wir also blicken mögen, zwischen Religion und Naturwissenschaft finden wir nirgends einen Widerspruch, wohl aber gerade in den entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung. Religion und Naturwissenschaft — sie schließen sich nicht aus, wie manche heutzutage glauben oder fürchten, sondern sie ergänzen und bedingen einander. Wohl den unmittelbarsten Beweis für die Verträglichkeit von Religion und Naturwissenschaft auch bei gründlich-kritischer Betrachtung bildet die historische Tatsache, daß gerade die größten Naturforscher aller Zeiten, Männer wie Kepler, Newton, Leibniz von tiefer Religiosität durchdrungen waren ... Denn so wenig sich Wissen und Können durch weltanschauliche Gesinnung ersetzen lassen, ebensowenig kann die rechte Einstellung zu den sittlichen Fragen aus rein verstandesmäßiger Erkenntnis gewonnen werden. Aber die beiden Wege divergieren nicht, sondern sie gehen aneinander parallel, und sie treffen sich in der fernen Unendlichkeit an dem nämlichen Ziel ... Es ist der stetig fortgesetzte, nie erlahmende Kampf gegen Skeptizismus und gegen Dogmatismus, gegen Unglaube und gegen Aberglauben, den Religion und Naturwissenschaft gemeinsam führen, und das richtungweisende Losungswort in diesem Kampf lautet von jeher und in alle Zukunft: Hin zu Gott!"

Fremdworte ja und nein. In den Vorräumen von Bibliotheken, Hochschulen und ähnlichen Magnetbergen des geistigen Lebens fällt seit einiger Zeit ein Schildchen auf, das der Deutsche Sprachverein hat drucken und aufhängen lassen. Er wendet sich mit dem nur kleinen, dadurch seine Adressaten aber besser erreichenden Plakat — ohne daß sie freilich unmittelbar angesprochen würden —

an Schriftsteller, Gelehrte, Journalisten, kurz an alle Facharbeiter des Wortes, mit der Bitte, auch auf ihrem Gebiete der Volksgemeinschaft eingedenk zu sein. Der Gebrauch von Fremdworten schließe viele Volksgenossen mit der Brutalität eines Riegels vom Verständnis literarischer Arbeiten aus, die doch ihrem Wesen nach für alle deutsch sprechenden und verstehenden Menschen geschaffen sein müßten. — Wir wollten nun in unserem Zusammenhange weniger die bloße Tatsache vermerken, daß hier wieder einmal zur Reinigung unserer Sprache aufgefordert wird, als den klugen Ort und Umweg, über den es in diesem Falle geschehen ist. Es gibt ja allen, mittlerweile nun rund zweihundertjährigen Erfahrungen nach keine ungeschicktere und unwirksamere Methode, jenes Ziel einer durch und durch deutschen Schreib-Sprache zu erreichen, als diejenige, gleichsam einen Aufstand gegen das Fremdwort von unten her in Bewegung zu setzen. Wer in das gepflegtere deutsche Schrifttum genauer hineinschaut, wird daher gerade in der gegenwärtigen Zeit eine leise, aber bestimmte Opposition fühlen, sich einem solchen Reinheitsideale, soweit es nur aus den Forderungen der Masse erwächst, anzupassen. Die besten deutschen Schriftsteller von Schiller bis Nietzsche, von hohen Journalismus bis zur fachstolzen wissenschaftlichen Abhandlung haben zu allen Zeiten einen gemessenen Zusatz von Fremdworten entlegener Bedeutung in ihrem Stile auch dann geradezu geliebt, wenn ihnen sonst eine reine und schöne Gestaltung unserer Muttersprache leidenschaftlich am Herzen lag. Ungefähr seit der Wende unseres Jahrhunderts kommt aber noch die von den aktiven Sprachwaltern stärker als von allen „nur Sprechenden" empfundene Sorge hinzu, daß der Rückgang der humanistischen Sprachenbildung langsam, aber sicher auch zu einer bedenklichen Begriffsverarmung führen könne, der sich nur steuern läßt, indem die Schätze jener humanistischen Bildung wenigstens mit den „Leitfossilien" der aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehnten Fremdworte unserem sprachlichen und begrifflichen Ausdrucksvermögen erhalten bleiben. Demgegenüber ist nun andererseits nicht daran zu zweifeln, daß das Fremdwort tatsächlich mehr und mehr nicht nur aus der Umgangssprache, sondern auch aus der Bildungs- und Wissenschaftssprache verschwindet. Dies sogar mehr auf Grund eines inneren Läuterungs- und Reifungsprozesses unserer Sprache als deswegen, weil heute äußerlich mehr an der Sprache herumgeputzt, gereinigt und gewissermaßen nationale Aufartung getrieben würde. Die kühnsten und kompromißlosesten Experimente zur Sprachreinigung sind ja überhaupt nicht Erzeugnisse unseres, sondern des neunzehnten Jahrhunderts, wo man ernsthaft Verdeutschungen vorschlug wie etwa „Starkschwachtastenrührbrett" für Fortepiano oder „Lichtstrahleneigenschaftswissenschaft" für Optik u. dgl. Das hat sich überlebt, selbst wenn es als Kuriosität in anderer Form aufgelebt ist und immer wieder aufleben sollte. Viel wesentlicher scheint uns aber jener innere Reifungs- und Befreiungsprozeß unserer Sprache, der zwar keinen strengen „Purismus", aber eine langsame echte „Autarkie" (wir verwenden hier absichtlich die Fremdworte) zum Ziele hat. Es gibt nämlich, so wie es zweierlei Vaterlandsliebe gibt, auch zwei Formen der Abneigung gegen das Fremdwort. Die eine ist naiv und wurzelt in einem Mangel. Man kennt die Fremdworte nicht, hat ihren Sinn nicht gelernt und

haßt deswegen ihre Anwendung, die einen ständig unliebsam an eine Bildungsgrenze erinnert. Diesen Standesunterschied der Bildung lieben und pflegen andererseits von oben her jene Schriftsteller, die mit Schopenhauer gerne den Ungebildeten und Ungelehrten gelegentlich „seine Inferiorität fühlen lassen". Ein Vergnügen, an dem dann aber die Besten des Bildungsadels doch wiederum früher oder später müde werden, um nunmehr nicht nach Grundsätzen, sondern nach Kräften nur in der Sprache ihres Volkes zu sprechen. Nicht, weil sie keine anderen kennen würden, sondern weil sie sich gerade aus dem Vergleich mit anderen Sprachen und ihren Vorzügen für die höhere Entwicklung der eigenen Sprache verantwortlich fühlen. Dies ist dann freilich ein Prozeß, der beim einzelnen Schriftsteller wie bei einem Volke im Ganzen seine Zeit braucht und nicht auf dem Wege eines Beschlusses von heute auf morgen in die Welt gesetzt werden kann. Er hat zur Zeit seine interessantesten Erfolge bei uns auf dem Gebiete der Philosophie erreicht, die ja an eine übernationale Begriffstradition viel stärker gebunden ist nicht nur als die immer sprachreinere Dichtung, sondern auch als die allgemeinere Bildungsprosa im Essai, der Abhandlung, der Besprechung usw. Heideggers oft belächelte krause Begriffsbildungen vom „Zeug" und „zuhanden", vom „Aufbrechen" und der „Geworfenheit" scheinen uns gute Beispiele dafür, welchen Weg eine ebenso echt philosophische wie deutsche Fachsprache gehen müßte. Ein Weg, der noch sehr weit ist, den aber nicht Organisationen und Anordnungen, sondern nur einzelne „durchgedrungene" Denker und Schriftsteller vorbereiten können, die dann allerdings eine solche zarte Erinnerung wie die, von der wir ausgingen, immer mit Dank begrüßen werden.

Das Kulturbild der Romantik. Richard Benz, der Verfasser der Stunde der deutschen Musik, hat bei Philipp Reclam in Leipzig ein neues Werk herausgebracht, „Die deutsche Romantik — Geschichte einer geistigen Bewegung". Benz gibt in diesem Werk nicht eine Literaturgeschichte, sondern die Geschichte einer geistigen Haltung, wie sie eine ganze Zeit, ihre Kunst, ihre Musik, ihre Wissenschaft erfüllte. Es gibt für ihn nur eine einheitliche Romantik: er faßt die Jenaer Bewegung trotz ihrer nahen Beziehung zur Klassik ebenso in sein Gesamtbild wie E. T. A. Hoffmann und die späten Ausläufer, wie die Lukasgilde und die Brüder von St. Isidoro. Mit einer umfassenden Sachkenntnis umreißt er ein Zeitbild, das von Wackenroder bis zu Schinkel, von Runge bis zu den Grimms geht. Von Gestalten wie Kleist hebt er das in seine Betrachtung hinein, was unter den Begriff der Romantik im weiten geistigen Sinne einzubeziehen ist — wie denn sein Buch im wesentlichen nicht vom Biographisch-Historischen, vom Berichtenden, sondern von den geistigen Vorgängen und der geistigen Haltung der Träger einer Zeitbewegung ausgeht. Da seit Ricarda Huchs beiden Bänden über die Blütezeit und den Verfall der Romantik keine wesentliche Gesamtdarstellung dieser Epoche erschienen ist, verdient das Werk, zumal Benz mit klugem Instinkt immer wieder die musikalische Grundhaltung der Epoche aufklingen läßt, die doch wohl das Entscheidende war, weitgehende Beachtung.

FRIEDRICH WALLISCH

Wilhelm Bolts in Afrika und Indien

Unbekannte deutsche Kolonialgeschichte

Mit der Entdeckung und Erschließung überseeischer Länder war jener Abschnitt der Menschheitsgeschichte, den wir als Neuzeit bezeichnen und in dem wir selbst leben, eingeleitet worden. Ein glanzvoller und zugleich bedenklich anmutender Auftakt. Glanzvoll als Heldenzeitalter der Seefahrer und Eroberer, bedenklich als Künder eines neuen Weltbildes, das den sachlichen Gütern — insbesondere dem leidenschaftlich begehrten Gold der beiden Indien — ein Vorrecht vor dem seelischen Besitz der Menschheit zu geben schien. Die Herrschaft über die Gebiete jenseits der Meere fiel naturgemäß jenen Staaten zu, die ihren unternehmungslustigen Kaufleuten ein mit Segel und Kriegswaffe gleich vertrautes Geschlecht von Seefahrern an die Seite stellen konnten: Spanien, Portugal, Holland, Frankreich und England.

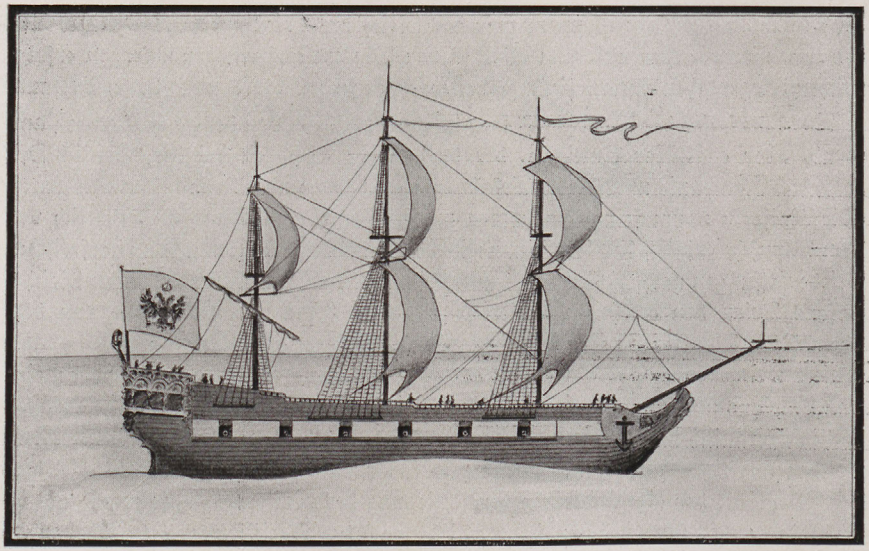
Das deutsche Volk, ohne einheitliche Führung und ohne nennenswerte Kriegs- und Handelsflotte, war nicht imstande, an der überseeischen Kolonisation teilzunehmen. Die Versuche des Großen Kurfürsten, in West- und Südafrika brandenburgische Niederlassungen zu gründen, scheiterten an der Gegnerschaft der zur See stärkeren Niederlande. Immerhin währte dieses koloniale Zwischenspiel von 1682 bis 1720/21, also fast vierzig Jahre. Kaum ein Jahrhundert später wurde ein zweiter Versuch einer deutschen Kolonialgründung unternommen, der sich auf mehrere Punkte in Afrika und Indien erstreckte. Aber während die erste deutsche Landnahme in Übersee, die des Großen Kurfürsten, durch die Stetigkeit der geschichtlichen Überlieferung auf der Entwicklungslinie Brandenburg-Preußen-Deutschland im deutschen Volksbewußtsein Widerhall gefunden hat und bis heute in der Erinnerung fortlebt, ist die andere Expedition ganz und gar vergessen worden. Dieser mit Weitblick und Kühnheit angestellte Versuch ging von Österreich aus. Und obwohl es sich um eine durchwegs von Deutschen durchgeführte Unternehmung handelte, hing sie gewissermaßen zwischen den Nationen in der Luft. Keine Volksüberlieferung bekannte sich zu dieser Erinnerung.

Der Begriff Österreich umfaßte zu jener Zeit die Hausmacht der Habsburger, also die teils innerhalb, teils außerhalb der deutschen Reichsgrenzen liegenden Erblande des in Wien residierenden Römisch-Deutschen Kaisers. Die deutsche Krone trug damals die letzte Habsburgerin Maria Theresia gemeinsam mit dem Mitregenten Joseph II., ihrem ältesten Sohne aus ihrer Ehe mit dem 1765 verstorbenen Kaiser Franz I. aus dem Hause Lothringen. Großes Interesse fand bei Maria Theresia eine ihr 1774 überreichte geheime Denkschrift, welche die Errichtung einer erbländischen Handelskompanie in Ostindien anregte. In diesem Vorschlag wurde darauf hingewiesen, daß sich an der Malabarküste im südwestlichen Indien unweit von Goa noch Gebiete befänden, die von England und Hol-

land unabhängig seien. Gemeint war das Reich des 1722 geborenen Haidar Ali, der trotz niederer Herkunft zum Sultan von Mysore aufgestiegen war. In erfolgreichen kriegerischen Unternehmungen erzwang er seine Anerkennung durch England.

Der Verfasser der Denkschrift war Wilhelm Bolts, von deutschen Eltern stammend, aber englischer Untertan, der durch seine Tätigkeit bei der Britisch-Ostindischen Kompanie mancherlei Erfahrungen an Ort und Stelle gesammelt hatte. Die Kaiserin nahm seine Vorschläge mit großer Befriedigung auf, sichtlich von dem Wunsche erfüllt, das Versäumte in bezug auf die Gründung von überseeischen Niederlassungen nachzuholen und der erbländischen Seeschiffahrt des alten Reichshafens Triest den ersehnten Auftrieb zu geben. Eine von Bolts und von dem ehemaligen Bankier Grafen Proli gegründete Österreichisch-Ostindische Kompanie erhielt weitgehende Privilegien. Noch zwei Deutsche traten als Teilhaber ein: von Borkens und Dominik Nagel. Kaiser Joseph, der dem ganzen Plane anfangs recht mißtrauisch und ablehnend gegenüberstand, ernannte auf Wunsch seiner Mutter den künftigen Führer der Reise zum Oberstleutnant. „Dem Bolts" — dies der Wortlaut der eigenhändigen Entschließung des Kaisers — „so wenig als ich auf sein ganzes unternehmen hallte, ist dennoch der Obristlieutenants Titel zu ertheilen." Er erhielt das Recht, auf seinem Schiffe die deutsche Reichsflagge zu führen, den schwarzen doppelköpfigen Adler auf gelbem Grunde. Als militärische Bemannung des Schiffes wurden ihm fünfundzwanzig Mann zugeteilt, darunter als höchster Unteroffizier der 1751 in Karlsruhe geborene Feldwebel Gottfried Stahl. Die Soldaten waren nichtösterreichische Deutsche aus dem Reiche; wir kennen noch ihre Namen: Bauer, Faber, Gutbrodt, Hermann, Hagenlencher, Ladl, Wacht usw. Auf Befehl des Hofkriegsrates durften bemerkenswerterweise nur Protestanten dem Bolts unterstellt werden, wohl im Hinblick darauf, daß er selbst Protestant war. Mit insgesamt 155 Mann an Bord segelte das Schiff, das nach den beiden Herrschern den Namen „Joseph und Theresia" trug, im September 1776 von Triest ab. Am 26. November trat es von Livorno endgültig die Ausreise an.

Es ist als Beweis für die seemännischen Fähigkeiten von Wilhelm Bolts zu werten, daß er — ganz im Widerspruch zu der damals herrschenden Auffassung — auf der Fahrt nach dem Kap der Guten Hoffnung richtigerweise die südamerikanische Küste berührt hat. Am Weihnachtsabend ging er in Rio de Janeiro vor Anker. Nach der Umseglung des Kaps erreichte die „Joseph und Theresia" im März 1777 die Delagoa-Bai an der Südgrenze des heutigen Portugiesisch-Ostafrika. Das Schiff geriet hier auf eine der zahlreichen Sandbänke, und Bolts mußte fürchten, seine Fahrt nicht mehr fortsetzen zu können. Während die Mannschaft damit beschäftigt war, die Ladung zu bergen, knüpfte Bolts mit dem Häuptling der unabhängigen Neger Verhandlungen an und erwarb von ihm den Hafen. Auch dabei zeigte er ein wahres Fingerspitzengefühl — heute gilt die Delagoa-Bai als bester Naturhafen des ganzen afrikanischen Südostens. Nach der feierlichen Landnahme ließ Bolts sofort ein Bollwerk aus Erdwällen und Pfählen aufführen und mit neun Kanonen bestücken. Die kaiserliche Flagge ging auf der Befestigung hoch. Das Schiff, dessen Schäden ausgebessert werden konnten, wurde durch die Flut



„Joseph und Theresia"

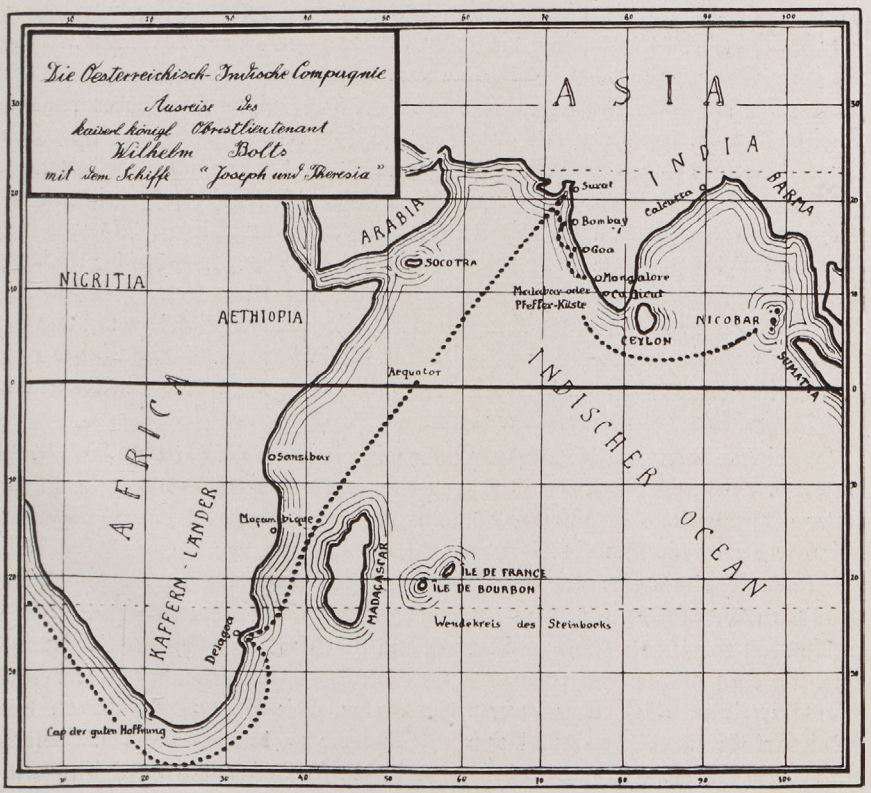
wieder flott. In der ersten von Bolts gegründeten Kolonie blieben als europäische Besatzung einstweilen nur zehn Mann zurück. Im September setzte die „Joseph und Theresia" ihre Reise fort.

Die Fahrt ging programmgemäß weiter, das Schiff erreichte die Küste Indiens bei Surat im Golf von Cambay und nahm dann der Westküste entlang Kurs nach Süden über Bombay und Goa bis zur Malabar- oder Pfefferküste. Wie als Seemann bewährte sich Bolts auch als Diplomat. Es gelang ihm, von dem erwähnten Sultan von Mysore Haidar Ali ein beträchtliches Küstengebiet in der Landschaft Kanara zu erwerben, wo er nun eine deutsche Verwaltung einsetzte. Er stellte dem Sultan reichere Ehrengeschenke in Aussicht, als die waren, die er ihm überreicht hatte. Der Sultan fand besonderes Gefallen an den Kanonen, die das Schiff mit sich führte. Und Bolts versicherte ihm, daß unter den künftigen Geschenken des Kaisers auch derlei zu finden sein werde. Tatsächlich gelang es ihm später, im Jahre 1782, den ihm jetzt günstiger gesinnten Kaiser zu bewegen, nebst Wiener Porzellan und feinem Brünner Tuch auch zwei zwölfpfündige und vier sechspfündige Kanonen aus dem Arsenal von Triest als Ehrengaben für Haidar Ali zu bestimmen. Der Sultan starb aber am 7. Dezember 1782, die Geschenke erreichten ihn nicht mehr.

Nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt an der Küste von Kanara und Malabar hatte Bolts seine Fahrt nach Osten fortgesetzt. Anfangs des folgenden Jahres, 1778, lief das Schiff die Nikobaren an, eine von Malaien bewohnte Inselgruppe im Nordwesten von Sumatra. Es sind insgesamt neunzehn Inseln mit einer Landfläche von 1650 Quadratkilometer, also etwas kleiner als das Saargebiet. Die Nikobaren, 1756–73 dänischer Besitz, waren jetzt herrenlos und konnten ohne weiteres von Bolts annektiert werden. Er ließ auch hier einen Teil seiner

Mannschaft zurück und setzte den erwähnten Feldwebel Gottfried Stahl zum Residenten ein, bei gleichzeitiger Ernennung zum Unterleutnant. Der Zweck der ersten Fahrt war nun erfüllt. Die „Joseph und Theresia" berührte noch einige asiatische Hafenplätze und trat dann die Heimreise an. Im Mai 1781 ging sie wieder in ihrem Ausgangshafen Livorno vor Anker. Die ganze Reise hatte rund viereinhalb Jahre gedauert. Die Ladung der „Joseph und Theresia" bestand hauptsächlich aus Salpeter, den Bolts teils gegen bares Geld gekauft, teils gegen Gewehre und Kupfer eingetauscht hatte. Er erwarb sich damit die Zufriedenheit des Wiener Hofkriegsrates, da die Beschaffung des zur Pulvererzeugung notwendigen Salpeters damals oftmals erhebliche Schwierigkeiten bereitete.

Noch vor „Joseph und Theresia" war bereits 1779 ein Teil der Leute des Bolts unter der Führung von Johann Josef Bauer zurückgekehrt. Auf Grund der günstigen Meldungen, die Bauer brachte, liefen — während Bolts immer noch auf seiner ersten Fahrt war — bereits einige neue Schiffe der Österreichisch-Ostindischen Kompanie nach Indien aus. Das Unternehmen verfügte schließlich über eine ansehnliche Flotte. Die vorwiegend deutschen Namen von zwölf Schiffen sind uns bekannt. Die meisten dieser Fahrzeuge, die unter der Reichsflagge segelten, waren stark bewaffnet, sie trugen 24, 30 oder mehr Kanonen. An der



Malabarküste bestanden nun drei Niederlassungen, zu deren militärischem Befehlshaber der um 1750 in Brüssel geborene Hauptmann Wilhelm Franz von Immens bestellt wurde. Der Personalstand wuchs auf tausend Köpfe unter der obersten Leitung eines „Chefresidenten". Es gab hier auch einen „Faktor" mit einigen Schreibern, zwei Chirurgen und einen geistlichen Würdenträger mit dem Titel eines „Almoseniers". Kaiser Joseph wandelte den vorläufigen Rang des Bolts als Oberstleutnant in einen dauernden um und bestätigte die Ernennung des Residenten Stahl zum Unterleutnant. Für die erste Fahrt hatte man der Ostindischen Kompanie aus Staatsmitteln einen Vorschuß von 180000 Gulden gewährt, nun wurde ihr gestattet, ihre Fonds durch eine Aktiensubskription auf zwei Millionen zu erhöhen. 1782 stellte der Kaiser der Kompanie neuerlich eine staatliche Unterstützung in Aussicht.

Doch schon im nächsten Jahre zog er seine Hand von dem Unternehmen, indem er erklärte, daß ihm das ganze Boltssche Geschäft „sehr verworren" scheine. Dieser neuerliche Gesinnungswechsel des Kaisers erklärt sich daraus, daß die Erfolge von Bolts allzu große Hoffnungen erweckt hatten, die nicht erfüllt werden konnten. Denn das Unternehmen arbeitete für den Anfang unwirtschaftlich. Da es im Inland an Schiffen für große Fahrt mangelte, bestand fast die ganze Flotte aus fremdländischen Schiffen, die man um hohe Beträge gechartert, gemietet und dann mit österreichischen Namen unter die kaiserliche Flagge gestellt hatte. Vor allem aber fehlte es Bolts trotz seiner vielfachen Erfahrungen an einer genauen Kenntnis jener Erzeugnisse, die die Kompanie nach Übersee ausführen sollte. Während für den Ankauf kolonialer Erzeugnisse bares Geld abfloß, war der Laderaum der Schiffe nur bei der Heimreise ausgenützt, so daß kein Gewinn erzielt werden konnte. Überdies gab es keine Kriegsflotte zum Schutz der kolonialen Gründungen und der Schiffahrt. Auch scheute man sich in Wien, die schwierige politische Lage noch durch einen Wettbewerb mit den Seemächten zu verschärfen. Als nun der Kaiser, statt die zugesagte Hilfe zu gewähren, sich zurückzog, noch ehe die Früchte hätten reifen können, war das Schicksal des großangelegten Unternehmens besiegelt. Schon 1783 geriet die Kompanie in Zahlungsschwierigkeiten und mußte ein Schiff nach dem anderen abgeben. Am 2. Mai 1785 wurde dem Kaiser und dem Hofkriegsrat der Zusammenbruch der Ostindischen Kompanie gemeldet. Die Vorschußzahlung des Staates war verloren.

Inzwischen hatten sich die Niederlassungen in nichts aufgelöst, da der Nachschub ausblieb. Ein großer Teil der Besatzung war an Ort und Stelle gestorben, darunter auch Gottfried Stahl, der Resident auf den Nikobaren. Manche kehrten heim, so der an die Malabarküste entsandte Hauptmann von Immens. Er fand 1797 als Generalmajor bei Straßburg den Soldatentod. Eine Anzahl Zivilpersonen suchte Dienst in den Unternehmungen der Kolonialmächte.

Auf das Gebiet der Delagoa-Bai erhoben Portugal und England Anspruch. Erst fast ein Jahrhundert später, 1875, erhielt Portugal durch ein schiedsrichterliches Urteil endgültig diesen wertvollen Hafen. Die Niederlassungen an der Malabarküste fielen schon 1781 und 1783 wieder an den Sultan von Mysore zurück und gelangten ab 1792 schrittweise in den Besitz der Britisch-Ostindischen

Kompanie. Die Nikobaren schließlich wurden 1784 neuerdings von Dänemark annektiert. Seit 1869 gehören auch sie zu Britisch-Indien.

Bei der Weltumseglung der österreichischen Fregatte „Novara" unter dem Befehl des Kommodore Bernhard von Wüllersdorf-Urbair in den Jahren 1857 bis 1859, einer erdkundlichen Unternehmung von damals grundlegender Bedeutung, betraten nach fast drei Menschenaltern wieder österreichische Soldaten und Seeleute den Boden der Nikobaren. Sie fanden noch zwei Merkwürdigkeiten aus der Zeit der kolonialen Niederlassung vor. Erstens gemahnte der Name Teressa einer dieser Inseln an die Kaiserin Maria Theresia und an das Schiff „Joseph und Theresia". Und zweitens trug ein Häuptling der Eingeborenen einen alten — österreichischen Uniformrock, ein tragikomisches Erinnerungsstück aus dem Besitz eines jener deutschen Soldaten, die hier von der Heimat im Stich gelassen, bis zum Tode auf ihrem Posten ausgeharrt hatten.

JOSEF MARTIN BAUER

Die barocke Kerze

Novelle

(Schluß)

Warum mußte Johannsen von seinem Wunsch nach dem Besitz dieser Kerze und von seinem Besitzrecht auf die junge, fröhliche Gertrud in einem Atem sprechen? Er konnte es ja nicht wissen, daß er den Freund damit an der wundesten Stelle getroffen hatte. Er konnte es nicht wissen, daß Leibelt das eine für ihn ohne Wimperzucken opferte und zugleich das andere für sich mit allen hunderttausend Wünschen begehrte. Gertrud hätte in diesem Augenblick kommen und die Verwirrung bloßgelegter Gefühle lösen müssen mit ihren zarten, kindlichen Händen, beide zu einem guten Wort verleitend und sich selbst damit befreiend aus den verlangenden Wünschen eines Mannes, der fast so alt war wie Friedbert und im übrigen kein Recht auf sie hatte als nur das Recht des Freundes, der auch sie in diese Freundschaft mit einbeziehen mochte. Gertrud aber kam nicht, Gertrud blieb als bildhafte Vorstellung mit diesem Raum und mit dem kranken Mann und mit jeder Erinnerung verbunden, ihre kleine Anmut wurde in der Erinnerung zur großen Schönheit, ihr unbewußtes Lachen wurde zum Klingen einer von Liebe erfüllten Antwort, ihr weicher Schritt wurde zum Takt, der hinter Leibelts Schläfen nun hämmerte und ihn verfolgte, als er schon auf der Straße ging und sich wie ein Betrunkener zurechttastete.

Dennoch war und blieb Johannsen Leibelts Freund, und für ihn nahm Leibelt die vielen Wünsche hin, die ihm dann und wann im Dorf gesagt wurden. Jeder Wunsch auf gutes Weitergenesen freute ihn, jedem Wunsch aber mußte er ein undeutbares Lächeln zur Antwort geben, weil doch sie alle mit ihren Wünschen machtlos und wehrlos waren, wenn er es nicht wollte, wenn er plötzlich Johannsens Licht ausblies.

Ob aber dieses Licht, das er für einen anderen brannte, überhaupt noch die Kraft, die geheimnisvolle Macht hatte, die er ihm zuschrieb?

Die Kunden, die am späten Abend noch um Öl oder Kaffee für den nächsten Morgen kamen, fragten zuweilen, ob die Leitung nicht in Ordnung sei, weil im Zimmer nebenan eine Kerze brennen müsse. Denen aber erzählte Leibelt mit dem harmlosesten Gesicht, daß er beim Eintragen in die Bücher ein Licht ganz nahe vor dem Auge haben müsse. Deswegen sei die Kerze angezündet worden.

Dieses Licht, diese Kerze, diese fingergliedhohe Flamme bedeutete, daß der Herr Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen weiterzuleben hatte.

Es bedeutete mehr. Es bedeutete, daß Herr Johannsen so lange weiterleben durfte, solange die Flamme auf der Kerze stand mit dem kleinen, blauen Mond am unteren Rand der Flamme und der spitz hochfliehenden, roten Glut. Wozu sollte Leibelt auch den Leuten erzählen, daß der Herr Generalstaatsanwalt nur von seinen, von Leibelts Gnaden zu leben hatte, und daß er sterben mußte, sobald es dem Freund beliebte, über die schüchterne Flamme zu blasen.

Gertrud stand dazwischen. Gertrud spielte mit diesem dünnen Brand, wenn sie ihm nur ein Lächeln und dem anderen ihr ganzes Menschenleben schenkte. Gertrud hätte doch auch den Platz hier im Haus einnehmen können und müßte nicht neben dem alternden, kränklichen Herrn Johannsen auf alles verzichten, nur um vielleicht noch den einen Tag zu erleben, den dritten Hochzeitstag, an dem Johannsen eine Kerze brennen will, in deren Schein er dem Mädchen — Frau ist sie doch nicht, die zarte Gertrud — ein Lachen vorspielen und eine dünne Weisheit aus einem Buch vorlesen möchte.

Das alles gab es nicht mehr, wenn Leibelt eines Tages über die Flamme blies und seine Kraft, seine Macht über Leben und Tod erprobte.

Um dies tun zu können, was allmählich in Leibelts Denken die Form eines dunklen Vorsatzes gewann, mußte Leibelt freilich jedes Gefühl der Freundschaft erst in sich selbst ertöten, damit in der Leere, die sich an Stelle der Freundschaft breitmachte, das Bewußtsein der Macht und des unmenschlichen oder übermenschlichen Könnens Platz greifen konnte. Noch stritt der Freund gegen den Mann, noch wehrte sich die Angst gegen dieses furchtbare Erproben einer Macht, deren letzte Auswirkungen Leibelt selbst nicht kannte.

Langsam aber wurde das Denken und Fühlen des Mannes deutlicher, langsam bekam jede Erinnerung an Gertrud eine selbständige Gestalt, allmählich fand sich Leibelt in dem Gedanken zurecht, daß es keinen Weg gab in die Erfüllung einer sinnlosen Leidenschaft als diesen einen Weg, dem Mann den Atem aus dem Leben wegzunehmen.

Wie mochte wohl die Welt darüber urteilen, wenn er den anderen damit auslöschte, daß er über sein Licht wegblies? Es gab kein Gericht der Erde, das einen Rechtsspruch wider ihn wagte, wenn er eine Macht, die an kein Gesetz gebunden war, dazu zwang, gehorsam eine Verpflichtung zu erfüllen, die von Natur daran gebunden war.

Sein ganzes Leben lang war Leibelt nichts gewesen als ein Mann unter vielen, ein Kaufmann unter lauter Bauern, ein Mensch, von dem man schrullige Dinge erzählte, weil er alte Sachen sammelte und manchmal ein sinnloses Geld dafür anlegte. Nur die Freundschaft mit einem hohen Herrn hatte ihn ein klein wenig aus diesem gleichmütigen Dasein aller Leute herausgehoben. Nun war plötzlich dieser Freund, der aus ihm mehr gemacht hatte, in seine Hände gegeben und mußte gehorchen, willenlos den Weg gehen, den er, der mächtig gewordene kleine Mann, ihm vorschrieb.

Wäre es ein anderer gewesen, dann vielleicht hätte die Versuchung den kleinen Menschen gar nicht erst erfaßt. Dann wäre ihm vorweg das als Verbrechen erschienen, weil es dem Großen immer leicht ist, einen Kleinen zu vernichten. Daß aber Herr Johannsen, wenn er auch Leibelts Freund war, so weit über diesem stand und sicher sein Leben lang auf ihn herabgesehen hatte, das reizte zur Erprobung der im Spiel zugefallenen Macht, das reizte so sehr, daß der Kaufmann zuweilen leise in das Zimmer trat und mit der Lichtputzschere den Docht ausschnitt und noch einmal nachschnitt und ein drittes Mal kürzte, bis nur noch ein winziges Flämmchen auf einem kurzen Stumpf von Docht brannte. Eine einzige unvor-

sichtige Handbewegung mit der Lichtputzschere konnte diese armselige Flamme erdrücken für immer. Wenn Leibelt so den Rest von Licht betrachtete, dann überkam ihn die Angst, es möchte jetzt vielleicht jemand zur Tür hereintreten und dadurch einem Windzug Raum geben, durch das Zimmer zu streichen und die Flamme zu löschen.

Hernach erst, wenn der Docht wieder über einem kleinen See von flüssigem Wachs ruhiger weiterbrannte, so daß ihn nicht gleich jeder erste Windzug löschen konnte, fand der Mann wieder seinen Mut, und dann sah Leibelt plötzlich wieder Gertruds kindlich fragendes, halb vorwurfsvolles Gesicht auf sich gerichtet: was ist das für ein Spiel? Hast du mich wirklich so lieb, daß du etwas tun könntest, was soviel Unrecht ist? Weißt du nicht, daß Friedbert mich lieb hat und gut ist zu mir, wie noch kein Mensch je einmal gut war?

Gut? Gut war Friedbert Johannsen nur? Nicht sonst als nur gut? Gertrud aber verdiente ein anderes Schicksal als nur dieses Erlebendürfen einer männlichen Güte, die schon aus der Unmännlichkeit des Alters erwuchs.

Daß er in diesem Augenblick selbst Gertruds anderes Schicksal sein wollte, das gestand sich Leibelt nicht ein. Er glaubte nur, der Größe seiner Macht es schuldig zu sein, daß er diese Macht dort im Leben eines Menschen einsetzte, wo nach seiner Ansicht die Dinge ungerecht verteilt waren. Er dachte an Gertrud, er dachte aber mehr noch an die Machtmittel, mit denen er seinen Begriffen von Lebensordnung zum Recht, zum vermeintlichen Recht wenigstens, verhelfen wollte.

Schneller, als er es begriff, wurde das Machtbewußtsein zum Größenwahn, und obgleich doch nur ein einziges Menschenschicksal in seine Hände gegeben war, so ließ er ohne die Kontrolle einer wirklichen Macht die Begriffe sich verwirren und sich gegenseitig übersteigern, eines am anderen größer werdend und keines mehr von der menschlichen Bescheidenheit getragen, die gerade der Macht auch ihr Recht gibt.

Am zweiten Samstagabend nach Leibelts Besuch in der Stadt kam die Gommerin mit breitem Abendgruß in den Laden und kaufte ein paar Dinge für den Sonntag.

„Ah ja, morgen ist ja Sonntag. Das hätte ich beinahe vergessen."

„Natürlich! Ihr Kaufleute vergeßt so etwas leicht. Ihr verkauft an den Sonntagen ebenso wie an den Werktagen."

„So ist das nun wieder nicht. Ich habe es eben vergessen, ich habe nicht mehr daran gedacht."

„Du vergißt viel in der letzten Zeit. Du brauchst dich wohl auch um unseren Herrn Johannsen nicht mehr zu kümmern und brauchst uns nicht zu erzählen, wie es ihm ergeht."

„Wenn ich es dir ehrlich sagen soll: ich habe tatsächlich keine Ahnung, wie es dem guten Johannsen im Augenblick ergeht. Vorige Woche war ich noch in der Stadt, damals stand es nicht schlecht mit ihm."

„Nicht schlecht? Nicht schlecht? Sehr gut steht es um Herrn Johannsen, daß du es weißt, du bequemer Kerl du, dem eine Freundschaft nicht einmal dieses kleine Opfer wert ist. Ich selbst bin in die Stadt gefahren und habe ihn besucht,

und er hat mich bis zur Türe begleitet, weil er ein vornehmer, ein feiner Mann ist."

„Wissen die Ärzte aber auch ganz bestimmt, daß Johannsen jetzt endgültig über seine Krankheit hinweg ist?" — Er ließ raschelnd eine Tüte voll Kaffee laufen aus der großen Tonne mit dem Kugelschieber und horchte indessen angestrengt hin auf die Erzählung der Gommerin.

„Warum sollen die Ärzte das nicht wissen, wo sie ihn doch gesund gemacht haben? Das sind eben Ärzte, mein lieber Leibelt! Das sind Ärzte, vor denen man den Hut ziehen sollte. Herr Johannsen war doch schon zum Sterben krank, und da haben die Ärzte sich erst einmal einen ordentlichen Zorn genommen und alles drangesetzt. Es muß ja immer erst ganz gefährlich werden, dann nehmen die Ärzte sich erst zusammen."

„Kennst du einen von diesen Ärzten?"

„Ich? Nein. Aber Respekt habe ich vor ihnen."

„Na, ich kenne den Professor Ungemuth."

„Der Johannsen behandelt?"

„Den, ja. Er ist ein verhältnismäßig junger Mann."

„Die jungen Ärzte sind die gescheitesten, weil sie eine neuere Heilkunde lernen."

„Sehr viel versteht er wohl nicht, dieser Herr Ungemuth. Er kann eben zur Not eine Diagnose stellen."

„Andere können das nicht einmal!" gab die Gommerin schnippisch darauf und raffte ihre Tüten in das Netz. „Wenn ein Doktor erst einmal die Krankheit richtig erkannt hat, dann ist das Helfen nicht mehr schwer."

Leibelt tändelte unruhig an den Waren herum, die er für Frau Gommer bereitgelegt hatte. Er spürte den Zwang in sich, hier etwas zu sagen, was diesen kindlichen Menschenglauben an die unfehlbare Kunst der großen Ärzte erschüttern sollte. Frau Gommer mit ihrer breiten Sicherheit, die der Wissenschaft das Wort sprach, reizte ihn zum tollkühnen Widerspruch, und unüberlegter als sonst schlug er plötzlich mit seiner anderen Meinung los, die nirgends von der Wissenschaft begründet und niemals von einem Menschen anerkannt wurde.

„Weißt du auch, daß diese Herren Ärzte ganz lächerliche Leute sind?"

„Mach dich nicht so groß, Leibelt!"

„Lächerliche Leute sind sie! Narren sind sie!"

„Gescheite Leute sind sie!"

„Und wenn du es genau wissen willst: sie sind aufgeblasene Hanswurste, die nicht einmal sich zu dem Geständnis bereitfinden, daß ihre Kunst versagt hat."

„Na, na! Wenn man das ein Versagen nennt, dann weiß ich nicht mehr, wie ich daran bin."

„Du sollst es ganz genau wissen, Gommerin, ganz genau." — Dabei beugte er sich über die Ladenbudel und kam mit dem Mund bis nahe an das Ohr der Kundin. „Den sterbenskranken Herrn Johannsen hat nicht der Arzt gesund gemacht, sondern ich. Ich! Ich ganz allein!"

Da wischte die Kundin mit der mächtigen Hand alles über die Budel und ließ es kunterbunt in das Netz rollen, denn nun mußte sie lachen und lachen und dem

verrückten Herrn Leibelt so ihre Meinung kundtun über seine Kunst und seine kindische Großsprecherei. Sie lachte, daß es in der Ladenecke, wo der Petroleumtank stand, widerhallte und im Echo dieses große, haltlose Lachen noch größer und noch beschämender werden ließ. – „Soso? Du hast unseren Herrn Johannsen gesund gemacht? Ausgerechnet du, du Narr, du! Hast ihm wohl einen von deinen alten wurmstichigen Heiligen übergelegt, ha? Du Narr? du seliger, der seinen Verstand in Spanschachteln verpackt hat! Meinetwegen kannst du ein halbwegs gescheiter Mensch sein, der etwas versteht von diesem alten Trödel, aber von der Medizin verstehst du gar nichts, und wenn dich ein Doktor so reden hört, dann wirft er dir am Ende die Jacke um, weil solche Leute im Narrenhaus am besten aufgehoben sind."

Leibelt vermochte ihren mit polterndem Lachen vorgebrachten Redeschwall nicht zu unterbrechen, und je mehr er sich anstrengte, die Gommerin niederzuschreien, desto lauter wurde ihre heftige Stimme, bis Leibelt endlich mit hochrotem Kopf, tief beschämt, sich ins Schweigen verkroch und den Augenblick abwartete, bis er in dem breiten Schwall böser, verächtlicher Worte eine Lücke fand, um das Seine zu sagen.

Die Gommerin holte tief Atem, weil das viele Lachen sie erschöpft hatte, und in diese Pause des Atemholens warf Leibelt seine Antwort: „Lach nur du weiter! Ich habe es in der Hand, den Herrn Johannsen leben oder sterben zu lassen, und wenn ich jetzt will, dann hörst du in drei Tagen die Nachricht, daß er tot ist. Tot, verstanden? Du lachst schon wieder? Du lachst noch einmal?"

„Jajaja, ich lache, ich muß eben lachen, weil man die Narren nicht so ernst nehmen darf, sonst steigt es ihnen zu Kopf. Der eine meint dann, er sei der Vetter des Kaisers von China, der andere glaubt, er müsse jeden Abend die Sterne mit Sidol putzen, und der dritte meint, er sei der größte Doktor der Welt, der einen Kranken nach seinem Belieben sterben oder leben lassen kann. Leg dich bald zu Bett, alter Narr, und trinke künftig etwas weniger Most in der Mühle!"

Damit ging die Gommerin in weit tretendem Entenschritt hinaus und ließ die Tür nach guter Gewohnheit mit einem handfesten Knall ins Schloß fallen.

Leibelt aber stand wankend hinter der Budel und machte eine drohende Faust und schlug wütend ein dutzendmal auf die Nußbaumplatte und spürte dann, wie die Farbe sich aus seinem Gesicht verlor.

Er hätte nie so sprechen und hätte den armen, törichten Menschen nie etwas davon sagen dürfen, was sein Geheimnis war. Nun war es gesagt, und diese alberne Frau hatte sich mit einem bösen Lachen über ihn hergemacht, so übel und so beschämend, daß er betreten wegging von dieser Unterhaltung, und alles, was sich noch begeben sollte an diesem Abend, kaum in vollem Ernst überdachte. Er zog die Kugellampe herab und drehte das Ladenlicht aus.

Nun mochte kommen, wer auch kommen wollte.

Es gab für das Dorf Aurisbrunn in diesen paar Abendstundn des Samstag keinen Kramladen mehr, und wenn sie schon ungläubig an den Läden poltern wollten, dann mochten sie es tun. Das Haus wurde verschlossen, die Fensterläden mit der eisernen Querstange gesichert, die Vorhänge gezogen, die Haushälterin und

das Ladenmädchen zu Bett geschickt, und dann wollte Leibelt tun, was seine Macht beweisen sollte, ihm selbst wenigstens beweisen, weil die anderen nicht einmal nach einem solchen Beweis glauben würden.

Zuweilen schon hatte Leibelt an Johannsens schöne junge Frau gedacht. Das war Irrsinn gewesen und Gemeinheit vor der alten Freundschaft. Gertrud war in diesem Spiel niemand, sie zählte gar nicht. Selbst Johannsen zählte nicht, denn er war nur die bescheidene hölzerne Figur des Spieles, die mit der mächtigen Hand auf dem Brett nach dem Belieben des Mächtigen hin und her geschoben wurde. Alles Persönliche fiel in diesem Augenblick, der große Neid, der aus einer Freundschaft für Augenblicke hochgekommene Haß und das Verlangen eines Mannes, der doch auch schon seine fünfzig Jahre zählte. Dies fiel, und alles wurde nun beherrscht vom Willen und dem gekränkten Machtgefühl eines Mannes, dem das Erproben seiner Macht in diesem Augenblick köstlicher war als jeder Reichtum der Welt.

Horchend ging Leibelt durch die Gänge.

In diesem Zimmer schlief die Haushälterin. Noch schlief sie nicht. Es raschelte nach Papier, dann nach abgestreiften Kleidern, dann knickte ein Schalter, und die ältliche Frau legte sich schlafen. Das junge Ladenmädchen mochte wohl noch aus dem Fenster schauen, wie sie es jeden Abend tat. In ihr wirkte noch die Neugier des jungen Menschen, aber diese Neugier hatte nicht ihn zum Ziel, sondern die jungen Männer, die lärmend draußen die Straße herunterkamen.

Leibelt beschaute im Licht der Flurlampe seine Hände, die zitterten, wenn er die fünf Finger locker wegstreckte. Wenn er alle Sehnen straffte, verlor sich das Zittern. Und wenn er allen Willen straffte, dann verlor sich auch die kindische Angst.

Angst gab es nicht, wenn er seine Macht spielen lassen wollte, und doch erfüllte ihn plötzlich etwas wie Furcht, Furcht vor dem, was ihn groß über den kleinen Bereich des bisherigen Lebens hinaushob, Furcht vor dem eigenen Mut. Er schluckte und drückte sich die Kehle, um sie freizumachen von dem unbestimmten Druck. Den Hemdkragen hatte er vor einer Stunde schon abgelegt, und doch schnürte ihn etwas immer an der Kehle, jetzt war es das Hemd, und wenn er das Hemd auskrempelte, daß es die ganze Brust freigab, dann war es die Nachtluft, die heute so dicht war, daß sie wie ein Ring sich um den Hals legte.

Die gespannte Hand drückte auf die Türklinke. Das Schloß öffnete sich leicht, die Tür fiel auf, weil sie schief in den Angeln hing, und beim Einfallen kühlerer Luft bebte die Flamme auf der Kerze lange verängstigt hin und her, bis Leibelt sogar den Atem anzuhalten versuchte, damit ja nichts mehr die Luft im Zimmer bewegte und die Flamme vielleicht auslöschte, ehe er es mit vollem Willen tat. Er rückte den Scherenstuhl so nahe an die Kerze heran, daß die Säule Wachs zwischen seinen Knien knapp vor ihm emporragte und er die Flamme ganz nahe sehen konnte bei jeder Zuckung, die aus Angst und Furcht der toten Kreatur zu kommen schien. Einen Narren hatte die Gommerin ihn genannt, und mit ihrem Narrenlachen hatte sie ihn zugeschüttet, bis er kein Wort des Wehrens mehr fand. Kein Mensch wußte, was er wußte. Keiner verstand auch, warum seit Wochen die Kerze in der Altertümerstube ohne Unterbrechung brannte. Morgen dann

konnte er es den Leuten sagen, daß er dieses einzige Mal von seiner Macht Gebrauch gemacht habe.

Morgen ging Gertrud Johannsen wieder mit blassen Wangen und verweinten Augen ratlos in der großen Wohnung von Zimmer zu Zimmer, bis Friedbert sie wieder rief und wieder um etwas bat, bis er endlich, nach ein paar Tagen vielleicht, die zarte Frau Johannsen als Witwe allein ließ in den sinnlos großen Räumen des Hauses und der Leere eines Lebens, das für sie noch kaum begonnen hatte.

Also doch Gertrud?

Doch Neid und elendes Besitzenwollen?

Leibelt ertrug die Antwort, die er sich selbst hätte geben müssen, nicht mehr. Die Hände kletterten an den weichen, viele Male weit abstehenden Ornamenten hinauf — die Kerze war ja kürzer geworden in dem wochenlangen Brennen — und ehe Leibelt es sich versah, spürte er die Wärme des kleinen Brandes.

Krampfhaft schloß er die Augen.

Er tastete sicher, denn die Wärme des bescheidenen Lichtes führte ihn. Und dann drückte er die gelbe, durchscheinende Wand von Wachs um den Docht zusammen.

Durch die Lider sah er, daß es dunkel geworden war im Raum. Er riß die Augen auf, um diese von ihm gewollte, erzwungene Finsternis zu sehen und einzuatmen mit vollen Zügen. Die Flamme aber schlug noch einmal leise hoch und ihr Licht erschien jetzt nach der ersten Finsternis heller als je.

Krumm gedrückt lag der Docht inmitten von Wachs, nur ein leicht angehobenes Ende ragte noch auf und hielt den Rest von Licht.

Nicht! Nicht! Nicht erlöschen!

In diesem einen Augenblick wußte Leibelt, was er getan hatte und was er retten konnte, wenn er das sterbende Licht erhielt. Seine Finger bohrten sich in das erkaltende Wachs, aber da rann es warm wie Blut zwischen seinen Fingern weg und klebte sich im gleichen Augenblick daran fest. Jetzt war es die Angst vor sich selbst und der eigenen riesengroßen Macht, was ihn überfiel. Seine Hände waren zu schwach und seine Finger zu wenig an das Herrschen und Bestimmen, an das Leiten des großen Zugseiles gewöhnt. Eine unendlich tiefe Feigheit überrannte ihn, denn vor sich sah er den Menschen Leibelt wie im Spiegel, den riesigen Menschen, der aus jedem menschlichen Format geraten war. Er saß neben sich selbst und konnte sich sehen, und die Angst vor diesem gleichen, übermenschlich großen Ich zerkrümelte jede letzte Kraft in ihm. Seine Finger waren unsicher, als sie noch einmal in das ersterbende Licht griffen, und eben als sie retten wollten, weil doch alles Menschliche nun kleiner und elender über ihn kam, traf der rettende Finger den Docht und drückte ihn vollends in den Rest von geschmolzenem Wachs.

Es war still im Zimmer.

Die Aufsatzuhr nebenan setzte ein paar Schläge aus, der Scherenstuhl knarrte nicht mehr, nur ein dünner, ziehender Ton schlich durch das ganze Zimmer, obgleich er doch so schwach war, daß er nur den hohlen Raum zwischen Leibelts

Händen füllte. Es war das Ziehen, das man bei voller Stille hört, wenn ein gelöschter Docht sich noch vollsaugt, ehe er erstarrt.

*

In dieser Nacht, die vom Samstag zum Sonntag führte, starb in der Stadt nach einem letzten heftigen Rückfall in das alte Leiden der im Ruhestand lebende Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen.

Eine Stunde vorher hatte er Gertrud gebeten, sie sollte aus einer Schmuckschatulle in der Diele die paar alten handgezogenen Kerzen holen, die seit mancher Zeit vergessen dort lagen. Das sollte geschehen, weil morgen der Tag war, an dem es sich zum drittenmal jährte, daß Gertrud Johannsens Frau geworden war. Dann hatte er, das Buch zum Lesen auf den Knien bereit, nach Herrn Leibelt gefragt, weil er schon lange nicht mehr zu Besuch gekommen war. Und ein großer, sonderbar verängstigter Blick aus den Augen der Frau hatte ihm geantwortet.

*

Starr und bleich saß Herr Leibelt die ganze Nacht lang in seiner Altertümerstube. Längst hatte der ziehende Ton des Dochtes aufgehört, die schwarze Uhr pendelte längst wieder, das Summen fliegender, irrender Nachttiere hatte wieder Ton und Leben, und draußen auf der schlechten Fahrtstraße klang hart jeder Tritt auf, den ein später Heimgeher auf den unebenen Boden setzte. So sah die Nacht anderer Menschen aus, die nur mit dem Bewußtsein einer dürftigen, alltäglichen Schuld ihrer Wege gingen.

Spät erst erwuchs aus den Tönen, die wiedergekommen waren oder nunmehr ausblieben, wieder ein Begriff von Leben.

Es gab auch in dieser Nacht die Zeit, in der alles Treten und Gehen einschlief. Solange noch irgendwo der Schritt eines Menschen oder das Blöken eines Stalltieres laut war, so lange saß Leibelt stumm auf dem Scherenstuhl vor seiner Kerze und wunderte sich selbst darüber, daß die Tat, vor der er im letzten Augenblick noch eine grauenvolle Furcht empfunden hatte, keine bedrängenden Kreise um ihn zog, daß sich nichts ereignet hatte, was ihn aufrüttelte, daß auch der Posthelfer nicht an das Fenster pochte mit der dringlichen Nachricht, Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen sei eben jetzt gestorben.

Was sollte man ihm auch mitteilen, wo er doch nur weither irgendwo als Freund Johannsens zu gelten hatte? Wie viele solche Freundschaften mit wenig bedeutenden Leuten mochte Johannsen zeit seines Lebens gehalten haben? Wohl zwanzig, dreißig, eine Unzahl gleicher Freundschaften, die nicht hoch zählten, weil sie irgendwelchen Menschen ohne Bedeutung zugewendet waren. Als dieser Gedanke sich Platz suchte in Leibels Gehirn, zog ein böses Lächeln über das Gesicht. Niemand aber sah dieses Lächeln, und keiner würde es verstanden haben, weil doch jeder nur Schmerz oder Enttäuschung oder einen sonderbaren Ausweg des Leides darin gesehen hätte. Mochten alle Freunde des großen Herrn Johannsen

unwichtige Menschen ohne Bedeutung sein, so war er, der kleine Kaufmann Leibelt, nicht nur ein Stück Bedeutung im Leben des anderen, nicht nur Wegbegleiter auf verlorenen Kundfahrten in verstaubte geschichtliche Dinge, sondern Schicksal für den Menschen, der einmal diesen Weg ins Absonderliche gekreuzt hatte.

Das machte den Mann stolz, und wenn neben diesem Stolz jedesmal wie ein stechender Schmerz das Bewußtsein einer untilgbaren Schuld aufwühlend durch den Körper ging als wirklich körperlicher Schmerz, dann mußte Leibelt sich erst im Zimmer und seiner Einrichtung, an der Kerze und dem Scherenstuhl zurechttasten, um hernach zu wissen, daß er nicht nur geträumt hatte. Im Traum waren ihm zuweilen schon solche Dinge erschienen, die ihn mit Erschrecken ausgefüllt hatten bis in den letzten Nerv, aber diesem Traum war jedesmal wie ein fürchterliches Herabstürzen aus einer unwirklichen Höhe das Erwachen gefolgt, das alle wüsten Bilder auslöschte und durch die Fenster einen guten, friedsamen Tag hereinzeigte. Jetzt war es wirklich, jetzt blieb der Traum, und wenn Leibelt auch noch so heftig die Knöchel beider Hände gegen den Stuhl schlug, um am Schmerzgefühl den Wachzustand vom Traum zu scheiden, so spürte er eben in der Geringfügigkeit des Schmerzes, daß er völlig wach war, daß aber etwas anderes seinen Körper so sehr ausfüllte, wie ihn nie ein Gefühl, eine Sehnsucht, ein Leid oder eine Liebe ausgefüllt hatte. Neben all diesen Dingen war immer der Schmerz bewußt geblieben, nur jetzt, nach diesem Ereignis, spürte nicht einmal der wache Körper mehr so recht, was er spüren sollte.

Es war ganz Nacht geworden.

In der Postagentur tat niemand mehr Dienst, also konnte nun niemand mehr kommen mit einem gefalteten Blatt in einem grüngrauen Fensterumschlag. Ganz allein mußte Leibelt sein, und plötzlich ertrug er das Alleinsein mit sich selbst nicht mehr. Er machte Licht und klagte über den armseligen Schimmer der Kugellampe. Er drehte im Laden und dem kleinen Lager die Lampen an, damit durch die Türen mehr Licht hereinkommen sollte. Er ging durchs Haus, riß Türen auf, schlug sie wieder zu, fragte die Haushälterin, die erschreckt aus dem Bett hochfuhr bei seinem Eintreten, ob sie nichts gehört habe. Auch von Herrn Johannsen nichts? Wirklich nichts? Gar nichts?

Nein.

Niemand hatte etwas gehört. Niemand konnte ihm Antwort geben, wo die Frage so formlos war und keinen Sinn hatte.

Die barocke Kerze, nun von allen Seiten beleuchtet und doch ohne eigenes Licht, stand noch in der Zimmermitte, als Leibelt dorthin zurückkehrte. Um den Docht her war das Wachs eingedrückt, und in dem Wachs zeichneten sich die Abdrücke einer Hand, die krampfhaft das Ende der Kerze umfaßt hatte, bis alles so erstarrt war. An diesem Abdruck der Hand konnte morgen jeder halbwegs kluge Mensch den Beweis seiner Schuld ablesen.

Auf keinen Fall durfte die Kerze so bleiben, sonst sagte ihm morgen jedermann auf Grund dieses Beweises, daß er den Generalstaatsanwalt Johannsen getötet habe. So drückte Leibelt denn das Wachs zurecht und schnitt es schließlich mit

dem Messer ab, bis ein Stück weißen Dochtes baumelnd aus der unnatürlich auslaufenden Kerze hing. Und nun war wieder das Wachs da, das nicht wegzuschaffen war. Leibelt mußte einen verborgenen Platz suchen für das abgeschnittene Stück Wachs, er ging aus dem Haus und knetete mit allen Fingern krampfhaft an dem Wachsstück, bis es jede Gestalt verloren hatte. Aber der kluge Mensch, der Gerichtsmann, konnte vielleicht aus diesem Klumpen noch die Züge der barocken Ornamente feststellen, selbst wenn das Wachs zertreten und verstaubt war.

Die Magd auf dem Gommerhof, die immer eine kalte Angst empfunden hatte vor dem hohen Sommergast, weil ihr aus einem kleinen Leichtsinn eine große Schuld verblieben war, sah im Halbschlaf durch das kleine Fenster auf die Straße, als zu ungewohnter Zeit Schritte über den morschen Kies tappten.

Es war niemand, der ihretwillen unterwegs war. Es war nur der Krämer Leibelt, der vom Verkauf seiner Kramwaren bescheiden lebte und bei den Bauern alle alten Stücke aufkaufte. Den plagte keine Schuld, darum auch konnte er mit dem Schritt eines Betrunkenen zur Zeit der finsteren Nacht unterwegs sein ohne Furcht vor der Nacht und vor irgendwem, der vielleicht plötzlich aus der Nacht kam und für eine Schuld Sühne verlangte.

Die Magd glaubte, ein Lachen gehört zu haben, das von dort kam, wo Leibelt eben verschwand.

Betrunkene lachen zuweilen so und sprechen oft unsinnige Dinge vor sich hin.

Leibelt aber lachte, weil ihm plötzlich das Unsinnige seines Tuns klar wurde. Wer wollte ihm schon einen Vorwurf machen aus der Tat einer überlegungslosen Viertelstunde, wenn mit dem völligen Abbrennen der Kerze das Leben des Herrn Johannsen so oder so doch zu Ende gegangen wäre? Wer wollte überhaupt ihm gegenübertreten und sein verwegenes Spiel mit dem Tod des Herrn Johannsen in Zusammenhang bringen?

Es war wohl gut, wenn er mit einem Lachen diese Gedanken eines bösen Spuks abschüttelte und nach Hause ging.

Der Schlaf zwar kam nicht zu ihm, aber statt des Schlafes machte sich um ihn eine friedliche Trägheit breit, die alles anders erscheinen ließ und in jenem Zustand zwischen Wachsein und Schlaf allmählich auch den letzten beschwerenden Gedanken von ihm wegwälzte.

Johannsen brauchte ja seiner Kerze wegen gar nicht tot zu sein.

Johannsen war nicht tot.

Johannsen lebte.

Und morgen, wenn es sich zum dritten Male jährte, daß Gertrud seine Frau geworden war, ging er vielleicht schon, auf ihren Arm gestützt, die Treppe herunter und sah im Garten nach den Rosen, die niemand nachgeschnitten hatte in der Zeit seiner Krankheit.

Dann war Leibelt wohl beschämt vor sich selbst und vor der Gommerin, der er großspurig seine vermeintliche Macht aufgedeckt hatte, aber es haftete keine Schuld an den Händen, die das Licht zerdrückt hatten.

Am Morgen pochte es dröhnend an den Laden seines Schlaffensters, da war plötzlich der verführerische Gedankenweg unterbrochen, denn nun kam die Nachricht. Aber es war nur der Gommer, der die Milch wie jeden Morgen durch das Fenster ins Haus gab und lachenden Gesichtes erzählte, daß es gestern beim Wirt wieder sehr lang gedauert habe. Jaja, gestern war Samstag gewesen, heute war Sonntag, der Gommer mähte Klee wie jeden Morgen, man ging zur Kirche, man beredete die Woche im Beisammenstehen unter den Kastanien, und die Postagentur wurde an diesem Tag nicht geöffnet.

Natürlich wurde die Agentur sonntags geschlossen gehalten.

Ob wohl die Gommerin ihrem Mann von der gestrigen Unterhaltung erzählt hatte?

Leibelt fragte ihn auf Umwegen aus, aber aus dem Mann war keine klare Antwort herauszuholen, denn gestern hatte es beim Wirt sehr lang gedauert. Der Gommer wußte also auch nicht, wie es dem Herrn Johannsen erging? — Na, gut doch! Die Gommerin war kürzlich erst bei ihm gewesen und hatte guten Bescheid mit heimgebracht.

Das wußte Leibelt doch längst, aber das andere wußte er nicht, und das erfuhr er auch nicht bis zum Montagmorgen.

So also mußte er noch eine Nacht über sich ergehen lassen, die nicht erst mit dem wahnwitzigen Tun begann wie die gestrige, sondern gleich mit der Anklage sich über ihn wälzte und ihn neun Stunden lang zwischen Ängsten und Zweifeln hin und her stieß, bis er ganz klar wußte, was er getan hatte und was er tun mußte. Friedbert Johannsen war schließlich sein Freund gewesen.

Nach der zweiten Nacht, eben als in der Postagentur die Post aus dem Sack geschüttet wurde, aus deren bescheidenen Bunden einige ungewöhnlich große Briefe mit breitem Trauerrand herausragten, so daß die Bindeschnur sie eingekerbt hatte an allen vier Seiten, sah die Gommerin den Kaufmann Leibelt zum Bahnhof gehen. Sie nickte ihm freundlich zu, weil sie sich darüber freute, daß er doch den Herrn Johannsen wieder besuchen wollte, aber als er ihres Grußes nicht achtete, mußte sie in diesem Augenblick von Verstimmung wieder an die Unterhaltung denken, die sie am Abend des Samstag mit dem verrückten Herrn Leibelt geführt hatte.

Gleich nach der Ankunft in der Stadt kaufte Leibelt am Ausgang des Bahnhofes eine Morgenzeitung, und es ging nicht einmal ein Schatten von Erschrecken über sein Gesicht, als er die Anzeige las, die mit kurzer Sachlichkeit ohne jeden Überschwang an Worten allen zur Kenntnis gab, daß der gewesene Generalstaatsanwalt Friedbert Johannsen am späten Abend des Samstag seinem schweren Leiden erlegen sei.

Unbewegt saß Leibelt in der Straßenbahn, die wieder zusammengefaltete Zeitung in den Händen, den Fahrschein zerknüllt zwischen den Fingern, völlig klar mit sich selbst. Wo die Straßenbahn ausbiegt vor dem Justizpalast, sprang er von dem noch fahrenden Wagen ab und betrat mit der Sicherheit eines Anwalts das Gebäude, in das andere mit gebeugten Schultern gingen. Er fragte nach dem Untersuchungsrichter, der für seinen Landgerichtsbezirk zuständig war, und

als man ihm bedeutete, daß vor halb elf nicht mit dessen Kommen zu rechnen sei, setzte sich Leibelt geduldig auf die Wartebank und sah blicklos den vielen Menschen zu, die hier ewig geschäftig über die Gänge huschten. Als man ihn endlich – es war schon nach Mittag – in das Zimmer des Untersuchungsrichters bat, legte er wortlos die Zeitung aufgeschlagen auf den Tisch, wo die Anzeige von Johannsens Tod stand, und erklärte mit aller Sachlichkeit, daß er den Herrn Generalstaatsanwalt getötet habe.

„Machen Sie sich nicht lächerlich!" schnaubte ihn der Untersuchungsrichter an. „Wir kennen den Fall Johannsen wahrlich gut genug, Johannsen war krank und ist seinem Leiden erlegen, wie es leider seit Wochen zu befürchten war."

„Nein, Herr Landgerichtsrat! Ich, ich habe ihn – ermordet!"

Und in ganz geschlossener Darstellung gab er ein Bild seiner Absichten, die in ihm schon so lange bestanden hätten, und brach schließlich alles ab mit der Behauptung, die er zu Beginn der Unterhaltung schon vorgebracht hatte. Irgend etwas an der sicheren Behauptung schien sein Vorbringen glaubhaft zu machen, obgleich er Art und Umstände der Tat verschwieg. Der Mann ihm gegenüber wurde unsicher, er sprach durch das Telephon mit einem anderen Herrn, nach einer Weile erschien der Staatsanwalt im Zimmer und überrannte den stammelnden Leibelt hin und her mit verwirrenden Fragen, während nebenan schon wieder das Telephon arbeitete, um von den behandelnden Ärzten, von der Frau, von allen, die bis zuletzt um Johannsen sich angenommen hatten, erschöpfende Auskünfte einzuholen, die gegenüber dieser Selbstanschuldigung eines Irren ein Bild des wirklichen Krankheitsverlaufes bis zum Ende gaben.

Dieser Herr – wie heißen Sie eigentlich? – dieser Herr Leibelt war ein Narr.

Es erschien bewiesen, daß Johannsen mit ihm befreundet gewesen war, es wurde durch die Frau bestätigt, daß Leibelt dem Herrn Generalstaatsanwalt zuweilen Altertümer aus bäuerlichem Besitz vermittelt hatte, aber es war nach den ärztlichen Feststellungen einwandfrei erwiesen, daß in einem Abschnitt scheinbarer Besserung eine Embolie den ziemlich unvermittelt eintretenden Tod des Herrn Johannsen bewirkt hatte.

Als man mit jener bestimmten Milde, die Irren gegenüber am Platz ist, den Mann aus Aurisbrunn zur Türe hinausschob, wehrte Leibelt sich mit aller Kraft und zog einen Klumpen Wachs aus der Tasche und gab nun, verwirrender als alles bisher Vorgebrachte, eine ungeheuerliche Schilderung dessen, was er gewollt und versucht und am Ende gegen seinen eigenen Willen getan hatte.

Aber nur ein trockenes Lachen gab ihm Antwort, und im Gang tauchten ein paar Helme auf. Schwere Hände faßten ihn und zwangen ihn zum Schweigen, damit es in dem Haus mit den tausend Zimmern keine unnötige Unruhe gab, wenn ein Mann auf solche Weise an die kühle, ernüchternde Luft geführt wurde.

Niemand also wollte glauben, daß er bewußt und absichtlich den Freund getötet hatte.

Das Lachen dieser Ungläubigkeit verfolgte ihn auf jedem Weg, wohin er auch irrte, und langsam, immer klarer fraß sich das Verstehen in seine Gedanken,

daß kein Mensch an seine Tat glaubte und damit nicht an seine Macht, mit der er vor sich selbst und vor anderen geprahlt hatte.

Vier Tage später kam er heim nach Aurisbrunn. Die Menschen, die ihm begegneten, wunderten sich zuerst darüber, daß er keinem Gruß eine Antwort bot. Dann schauten sie ihm ins Gesicht, aus dem alles weggelöscht war, was ehedem als Zug von Gutmütigkeit, von Schläue, von grüblerischem Wissen darin abgezeichnet gewesen war. Immer noch stand inmitten der Altertümerstube die barocke Kerze, verziert von unten bis zu jener Stelle, die mit dem Messer zurechtgeschnitten war, aber Leibelt beachtete die Kerze und den Leuchter nicht, obgleich sie mitten im Weg standen und jedem Tun hinderlich waren. Einmal nach Tagen schien die Kerze den Mann zu stören. Da nahm er die lange Packkiste aus der Ecke und hüllte die Kerze wieder, wie früher so oft, mit Sorgfalt in die vielen weichen Papierteile, ehe er sie zurücklegte in das gleichgültige Behältnis.

Mechanisch gab er die Waren hin, die seine Kunden verlangten, sorgfältig schrieb er seine Bücher Seite um Seite voll, und wenn die Leute ihn so beobachteten, dann sagten sie sich Mund am Ohr gegenseitig ein Wort hoher Anerkennung für den Mann, den der Tod seines Freundes so zutiefst erschüttert hatte, daß ein völlig anderer Mensch aus ihm geworden war nach dieser Zeit.

Das andere konnten sie ja nicht wissen.

Frau Gommer, die es von ihm selbst wußte, verstand es nicht.

Und er selbst konnte es ihnen nicht wieder und wieder sagen.

Ein einziges Mal in seinem Leben, das ohne Größe und Bedeutung verlief, war er mächtiger gewesen als sie alle, und obgleich er seinen besten Freund opferte, als er die Macht erprobte, blieb von allem nur ein Lächeln verzeihenden Mitleids übrig, weil die Menschen — wie er glaubte — es nicht dulden wollten, daß er größer und mächtiger war als sie alle und mit einem Lächeln des Hohnes aufwiegen mußten, was ein anderer wider Recht ihnen an Macht voraus hatte.

Generalunordnung

Kleine Chronik der Weltpolitik seit Juli 1937

Weltpolitik: das ist heute, wie wenn in einem großen, durch Einsturz halb zerstörten Zimmer immer viele Menschen zusammen hausen müßten; in allen Ecken ist Unordnung, einer stolpert über die Töpfe des andern, keiner ist bereit, einen Winkel aufzugeben, auf daß ein gemeinsamer Schrank aufgerichtet werde, alle leiden unter der wachsenden Unordnung, aber jeder hält sein persönliches Ordnungssystem für das allein durchzuführende. Die Westmächte glauben an die allein seligmachende Ordnungskraft der Kollektividee, die autoritären Staaten wollen zweiseitig der Reihe nach aufräumen, die Sowjets würden am liebsten überall auf ihre Weise Hand anlegen, und die Amerikaner drücken sich in eine Ecke, um ja nicht in das gemeinsame Gegeneinanderhandeln einbezogen zu werden. Die verschiedenen Unordnungen der Welt aber haben die Neigung, einander entgegenzuwachsen zu einer alles überwuchernden Generalunordnung.

Noch nie ist die Tendenz so klargeworden wie in der zweiten Hälfte des Jahres 1937. Die verschiedenen „Komplexe" haben sich zu einem System kommunizierender Röhren zusammengeschlossen, die einzeln kaum mehr zu behandeln sind. Da ist der Spanienkonflikt. Er spielt sich auf vielen Schauplätzen ab: in London, im Mittelmeer, in Nyon und Genf, zwischen London und Rom, London und Franco und schließlich ja auch im Bürgerkrieg auf spanischer Erde. Der Juli sieht eine weitere Auflösung der Institution „Nichteinmischung", Rom und Berlin wollen einer einseitigen Seekontrolle Englands und Frankreichs nicht zustimmen, Portugal zieht die ausländischen Beobachter zurück, Frankreich droht mit dem gleichen an der Pyrenäengrenze. Italien wünscht die Zuerkennung der Rechte Kriegführender für Franco, die Sowjets toben dagegen. Eden segelt nach Deauville, um einen Vermittlungsvorschlag auszuhecken, der alle gewinnen, alle befriedigen soll; daher die verzwickte Kuppelung der Freiwilligenzurückziehung mit der Zuerkennung der Rechte Kriegführender. Es kommt zum unvermeidlichen toten Punkt im Nichteinmischungsausschuß, Fragebogen werden ausgearbeitet und wieder verworfen, nochmals sollen die Regierungen sich äußern. Die Sowjets lehnen ab, und nach dreistündiger vergeblicher Sitzung am 30. Juli wird der Ausschuß auf unbestimmte Zeit vertagt.

Inzwischen haben sich die unfreundlichen Beziehungen zwischen Rom und London gebessert. Am 8. Juli, am Tage, an dem die englische Regierung den Bericht der Palästinakommission veröffentlicht und dem darin enthaltenen Teilungsplan ihre Zustimmung gibt, schickt Mussolini eine persönliche Botschaft an Eden: Italien wird eine Verschärfung der Situation in Palästina verhindern. Eden antwortet mit einer freundlichen Abgrenzung der italienischen Interessen im Mittelmeer und sagt den Italienern: „Das Wort ‚vendetta' ist im englischen Wortschatz nicht enthalten." Das war am 19. Juli. Am 28. Juli eine Unterhaltung Chamberlain – Grandi, dann ein persönlicher Brief Chamberlains an Mussolini, darauf die Antwort des Duce, am 3. August eine freundschaftliche Erklärung Cianos. Und da auch die „Achse" Paris – London berücksichtigt werden muß, macht Cerrutti am 8. August einen Besuch beim französischen Ministerpräsidenten.

So schiene alles in schönster Ordnung, wenn nicht an anderen Punkten neue Unordnung eingerissen wäre. Der Spanienkonflikt ist nach dem Scheitern in London in die Phase der „Piraterie" eingetreten. Friedliche Handelsschiffe, Schiffe mit internationalen Kontrollbeamten an Bord und schließlich auch Schiffe mit Lieferungen für Valencia werden von unbekannten U-Booten, von unbekannten Fliegern angegriffen, beschädigt, manchmal versenkt. Jede Partei beschuldigt die andere. Die Erregung steigt, die Admiralitäten in London und Paris geben scharfe Anweisungen auf sofortigen Gegenangriff, der U-Boot-Spuk beginnt nun auch im Ostmittelmeer, und die Türkei fühlt sich unbehaglich

unter dem feindseligen Wind zwischen Rom und Moskau.

Zur Mittelmeerreizbarkeit taucht zwischen England und Italien noch der Schatten des Abessinienkonflikts auf. Schwer kontrollierbare Berichte über wachsende Schwierigkeiten der Italiener im eroberten Land erscheinen in der englischen Presse, jede italienische Verlustliste wird genau diskutiert. Es gibt Kreise in London, die glauben, Italien könne nur mit Zustimmung Englands ganz Herr der Lage in Abessinien werden. Und die Italiener ihrerseits beklagen sich öffentlich darüber, daß englische Flieger aus Kenya durch Abwerfen von Flugblättern abessinische Häuptlinge und Stämme zur Flucht aufstacheln. Das dritte störende Ereignis in den englisch-italienischen Beziehungen ist die Einnahme Santanders. Am 27. August werden Mussolinis Glückwunschworte an Franco veröffentlicht: „Ich bin besonders stolz darauf, daß die italienischen Legionäre in zehntägigem hartem Kampf zu dem herrlichen Sieg von Santander beigetragen haben." Gleichzeitig ehrt die italienische Presse die Namen der Generäle, die vor Santander Italiens Legionen führten. — Es ist wohl mehr als ein Zufall, wenn zwei Tage später in London bekannt wird: Sir Eric Drummond, jetzt Lord Perth, kehrt aus Familiengründen noch nicht nach Rom zurück. Das bedeutet: die geplante Fühlungnahme wird aufgeschoben.

Mit dem Mussolini-Telegramm zu Santander beginnt auch ein neues Spanienkapitel. Die Franzosen, mit ihrer Eigenheit, die Augen zuzudrücken, bis Vorgänge juristisch und aktenmäßig belegt sind, regen sich über Mussolinis offene Anerkennung der italienischen „Einmischung" in Spanien mehr auf als über alle Schiffsversenkungen. Corbin schlägt im Foreign Office eine Mittelmeerkonferenz vor. Der Boden ist gut bereitet. Die „Piracy"-Empörung blüht, das Gerücht über einen bevorstehenden Besuch des Duce in Deutschland hat nicht besänftigend gewirkt, am 1. September wird das englische Kriegsschiff „Havock" angeschossen. Am 2. September findet, trotz der Sommerferien, ein Ministerrat statt: England erklärt sich zur Mittelmeerkonferenz bereit. Wenige Tage genügen zur Vorbereitung. Am 6. September gehen die Einladungen ab. Am selben Tag überreicht der sowjetrussische Botschafter in Rom eine scharfe Note, in der Italien für die Versenkung zweier russischer Schiffe im Ostmittelmeer verantwortlich gemacht wird. Damit ist die Teilnahme Italiens an der Konferenz ausgeschlossen. Das Reich und Italien lehnen ab. Frankreich und England bedauern.

Während sich in Genf die Delegierten des Völkerbunds versammeln, während das Deutsche Reich am Nürnberger Parteitag seine Stellung zu den Weltproblemen kund tut, währenddem treiben Eden und Delbos in Nyon Arbeiten voran. Am 10. September die Eröffnung, zwei Tage später schon die erste Abmachung von Nyon: England und Frankreich werden im Westmittelmeer allein die Patrouillen gegen die „Piraten" übernehmen und im Ostmittelmeer von den Anliegestaaten unterstützt. Das Tyrrhenische Meer bleibt „offen" — man hofft noch Italien zu gewinnen. Schon der 18. September sieht das zweite — in Genf erzielte — Nyoner Abkommen über den Schutz der Mittelmeerschiffahrt gegen Luftangriffe. Italien läßt sich dazu bewegen, in die Abhaltung von Marinebesprechungen in Paris einzuwilligen, zur nachträglichen Beteiligung in Nyon. Einen Tag später, unmittelbar vor dem Besuch Mussolinis in Berlin, hat der fast vergessene italienische Vertreter beim Völkerbund, Bova-Scoppa, zwei lange Unterredungen mit Delbos, über alle „unbereinigten" Fragen, sogar über die Rückkehr Italiens in den Völkerbund. Obwohl die Aussprache nach einem neuerlichen Telephongespräch mit Rom ebenso abrupt aufhört, wie sie begonnen hat, sehen Paris und London, geschwellt noch von ihrem Erfolg in Nyon, ein erstes Zeichen italienischer Nachgiebigkeit und fühlen sich ermuntert, in Rom Dreierverhandlungen vorzuschlagen. Die Einladung trifft ein, nachdem der Duce schon nach München abgefahren ist zu der groß organisierten Kundgebung deutsch-italienischer Solidarität, die der Welt zeigen soll, daß der Friede Europas nur auf vier Säulen ruhen kann, nicht auf drei oder fünf.

Schon vor der Abreise Mussolinis entsteht ein großes Rätselraten: welche Themen werden in München und Berlin besprochen? Kein offizielles Schlußkommuniqué befriedigt die Neugierde. Die Westpaktfrage,

die England wieder aufgeworfen hatte, gilt vorläufig als unlösbar. Aber Deutschland leistet für seinen Teil einen Beitrag: am 13. Oktober wird die deutsche Erklärung zur Unverletzlichkeit Belgiens veröffentlicht. Den Franzosen bleibt es überlassen, sich den Kopf zu zerbrechen, wieweit nun Belgien noch durch den Artikel XVI des Völkerbundpaktes gebunden ist, und in welchem Maß sich die strategische Position des Reiches besserte.

Der Tschechoslowakei aber bleibt es vorbehalten an Hand eines Waffenlieferungsvertrags mit China und eines Waffenlieferungskonflikts mit Portugal einen vielleicht nur fiktiven Zusammenhang zwischen der Unordnung in Spanien und der Unordnung in Ostasien vorzustellen. Denn in Ostasien ist Krieg. Wie dieser Krieg ausbrach, ist halb vergessen, halb unbekannt. Die Japaner glaubten jedenfalls an der ungewohnt schnellen Nachgiebigkeit Moskaus bei einem Konflikt um die Amurinseln eine neue diplomatisch-militärische Schwäche der Sowjets zu erkennen. Schigemitsu hat Litwinow hereingelegt, so berichtet am 7. Juli der Times-Korrespondent aus Tokio. Am 8. Juli wird über Peking der Kriegszustand verhängt: japanische Truppen hatten Übungen abgehalten, chinesische Truppen hatten dies für Ernst genommen und geschossen, darüber kam es zu Gefechten. Aus Tokio wird schon drei Tage später gemeldet: der Krieg sei unvermeidlich. Niemand glaubt es. Verhandlungen gehen hin und her, in Nordchina und in Nanking. Die Gefechte gehen weiter. Peking wird von den chinesischen Truppen geräumt, Innerchina von allen japanischen Einwohnern. Die „Mächte" fühlen sich erst wirklich betroffen, nachdem am 12. August, auf einen Offiziersmord hin 15 japanische Kriegsschiffe in Schanghai ankommen, nachdem der Kampf um Schanghai beginnt. Kaufhäuser fliegen in die Luft, Hunderte von Menschen kommen um, zweimal werden amerikanische Kriegsschiffe von chinesischen Bomben getroffen. Ein erster Höhepunkt der Erregung, mindestens für England, ist der 26. August: der englische Botschafter Sir Knatchbull-Hugessen wird in seinem Auto von japanischen Fliegern schwer verwundet. Und: Japan verhängt eine Blockade über chinesische Häfen. Scharfe Noten wechseln ab mit Vermittlungsvorschlägen; immer versucht England „gemeinsam" mit den USA. vorzugehen, immer betont Washington, daß es unabhängig handle. Boykottversammlungen in allen britischen Landen. Nichtangriffspakt zwischen China und Rußland. Nun ist schon ein europäischer Staat in den Konflikt einbezogen. Dann kommt noch die Frage vor den Völkerbund mit dem Ergebnis einer Konferenz in Brüssel, die losgelöst von Genf, auf Grund des Neunmächtepakts tagen soll.

Alles hängt jetzt von der Stellungnahme der Vereinigten Staaten ab. Dort herrscht keine Einigkeit. Ein Teil der Pazifisten schreit nach Anwendung der „Neutralitätsakte", ein Teil entrüstet sich über Japan. Wochenlang ist weder aus Roosevelt noch aus Hull ein Wort herauszuquetschen. Mitte September erklärt die Regierung für Regierungsschiffe ein Verbot, Waffen an eine der beiden Parteien zu liefern. Das gilt als erster Schritt zur Neutralitätsakte. Es trifft China schwerer als Japan. Der chinesische Botschafter macht Gegenvorstellungen. Und die Japaner bombardieren die „offene" Stadt Nanking. — „Greuel" haben noch immer in Amerika gewirkt. Es folgt ein scharfer Protest in Tokio. Es folgt die große Roosevelt-Rede vom 5. Oktober. Sie wirkt in Europa wie einst die moralpolitischen Erklärungen Wilsons. „Die friedensliebenden Nationen müssen gemeinsame Anstrengungen machen ... Der Krieg ist eine ansteckende Krankheit ... Amerika haßt den Krieg, Amerika hofft auf den Frieden. Deshalb beteiligt sich Amerika aktiv an der Suche nach dem Frieden." Frankreich jubelt: die Vertragsbrüchigen sollen bestraft werden! England ist tief befriedigt: Amerika tritt aus der Isolierung heraus. Die Befriedigung wächst, als am nächsten Tag das State Department offiziell erklärt: Japans Verhalten sei unvereinbar mit dem Neunmächtepakt und dem Kelloggpakt. In dieser Begeisterung ein paar warnende Sätze der „Times": „Tagein und tagaus predigen gerade diejenigen unter uns, die zu den eifrigsten Bekennern des Friedens zählen, immer noch die Anwendung von Gewalt bis zum letzten. Selbst erfolgreiche Gewalt muß aber negativ bleiben. Ein unterdrückter und verhinderter Angreifer hört nicht auf, eine Gefahr für den Frieden

zu sein, denn ‚wer gegen seinen Willen überzeugt wurde, behält doch immer seine alte Überzeugung'."

Solche abgeklärte Weisheit fehlt den „Times" zwei Tage später im Hinblick auf Italien. England und Frankreich drängen auf Antwort wegen der Dreierverhandlungen. Italien lehnt ab. Frankreich sorgt sich um das Schicksal der Balearen. Die Spannung zwischen Rom und London ist wieder siedeheiß. Die italienische Presse zieht über die englischen „Greuel" in Palästina her.

Die Solidarität der Achse Rom – Berlin erweist sich wie nie zuvor: gemeinsam sprengen das Reich und Italien im Nichteinmischungsausschuß den Ring, der ihnen die Verantwortung für ein Scheitern auferlegen soll; der Sowjetdelegierte findet sich isoliert und willigt schließlich sogar in die Zuerkennung der Kriegsrechte ein. Mussolini macht am Jahrestag der faschistischen Revolution Hitlers Kolonialforderung zu seiner eigenen. Ribbentrop weilt zweimal, während wichtiger Nichteinmischungssitzungen, in Rom. Das zweite Mal wird die Achse zum Dreieck erweitert: Italien tritt dem deutsch-japanischen Antikominternpakt bei. Alle Welt sieht in diesem Entschluß einen Wendepunkt. Der römische „Temps"-Korrespondent erklärt: nun endlich hat Rom seine Versuche, mit London zu einer Einigung zu kommen, aufgegeben. Englische Zeitungen entdecken in dem Pakt ebensoviel „Anti-Demokratie" wie „Anti-Komintern". Roosevelt ist wieder zurückhaltend geworden, die Rede von Chicago war wohl vor allem ein Versuchsballon zur Erkundung der amerikanischen Stimmung. Seinen Niederschlag findet all dieses in der „Enttäuschung" von Brüssel. Zwei ablehnende Antworten Japans, die zur Vertagung führen, wie auch die plötzliche Abreise Litwinows sind nur äußere Zeichen. Dahinter steht das Ringen um die Unordnungen der Welt. Frankreich, das so wenig japanfeindliche, wünscht für seine Beteiligung die Mitarbeit Amerikas in Europa. Hat nicht Roosevelt versprochen, die Aggressiven zu bekämpfen? Und Norman Davis, der Vertreter Roosevelts, ist enttäuscht über die Lauheit Englands und Frankreichs – es ist genau wie vor fünf Jahren, als es um Mandschukuo ging.

Nur Chamberlain läßt sich nicht enttäuschen. Eine große Guildhallrede scheint einen neuen Anknüpfungspunkt mit Italien zu geben, wenn auch alles von Beweisen „guten Willens" in Spanien abhängig gemacht werden soll. Und Lord Halifax begibt sich auf eine „Erkundungsreise" nach Berlin. So sind zwar die Unordnungen der Welt verfilzt wie kaum je zuvor, aber ein neuer Versuch ist gemacht, ihnen ins Auge zu sehen. Eine neue Enttäuschung kann daraus kaum entstehen; denn es war kein Programm aufgestellt, das erfüllt werden müßte. Und so mag in Zukunft die Tatsache, daß ein britisches Kabinettsmitglied neuerdings in vertraulicher Aussprache über die Ziele der deutschen Politik Aufschluß erhielt, im Unwägbaren, das in der hohen Politik so schwer wiegt, seinen günstigen Einfluß haben.

Margret Boveri.

Literarische Rundschau

Nationalsozialistische Wirtschaftspolitik

Mit jeder Revolution, wie sie aus der übergroß gewordenen Spannung zwischen der sozialen Gliederung eines Volkes und dem politischen Aufbau seines Staates zu entspringen pflegt, ist naturnotwendig das Bemühen verbunden, dem neu erstrebten Ausgleich auch in revolutionär beschleunigtem Tempo den wirtschaftlichen Untergrund anzupassen, in Gesetzgebung und Verwaltung wie im tatsächlichen Gestalten des Wirtschaftslebens die neuen Zielgedanken zu wirksamem Ausdruck zu bringen. Es kann auch angesichts der Neuheit des Willens und des Tempos nicht ausbleiben, daß mancher Schritt bewußt oder nur tatsächlich eine provisorische Maßnahme darstellt und dann wiederum rasch revidiert, besser auf das Ziel hin zurechtgerückt oder schärfer ausgeprägt werden muß. Alles mit der Wirkung, daß der einzelne nur allzu leicht die Übersicht über die Zusammenhänge verliert, sein Urteil und seine ganze Stimmung auf falschen Voraussetzungen aufbaut, in seinem Handeln unsicher wird und fehlgreift. Ein starkes Bedürfnis, in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen durch zusammenfassende Darlegungen über Inhalt und Ziel der mannigfachen Maßnahmen und über deren Beziehung zu dem Gesamtwollen unterrichtet zu werden, macht sich daher für die Wirtschaftspolitik um so mehr geltend, als ja jedes Glied der Volksgemeinschaft irgendwie in das Wirtschaftsleben eingespannt ist und stets von einer ganzen Anzahl jener Maßnahmen unmittelbar berührt wird.

Solches Bedürfnis zu befriedigen ist die Aufgabe, die sich das Jahrbuch der nationalsozialistischen Wirtschaft jetzt schon zum zweiten Male stellt (München, Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf., 1937; XII u. 643 Seiten; gebunden RM 11,80) und wiederum in bester Form auch löst. Herausgeber ist der Reichsgruppenwalter der Gruppe Wirtschaftsrechtler im Nationalsozialistischen Rechtswahrerbund, Dr. Otto Mönckmeier; von ihm stammt der grundsätzlich gehaltene Einführungsaufsatz „Wirtschaftsrecht und Wirtschaftsgestaltung". Ihm schließt sich der stellvertretende Reichsgruppenwalter Dr. Hans Bunert mit einem Artikel „Gemeinschaftsgeist in der Wirtschaft" an. Dann werden je mit mehreren Sonderdarlegungen behandelt: die Arbeit, die Ordnung des deutschen Raumes, Deutschlands Finanzwirtschaft, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Land- und Forstwirtschaft, die gewerbliche Wirtschaft, Deutschlands Außenwirtschaft, deutsche Verkehrswirtschaft. Alle sollen sie (nach den Worten des Vorworts) „das lebendige, pulsierende Wirtschaftsleben, wie es in der Wirklichkeit ist, aufzeigen". Es geht nicht um „Mutmaßungen über die Entwicklung der kommenden Jahre", sondern um eine „möglichst klare Durchleuchtung der wirtschaftlichen Entwicklung in den vergangenen vier Jahren", um eine Darstellung der „geistigen und materiellen Kräfte der nationalen Wirtschaft Deutschlands". Demgemäß sind als Bearbeiter der einzelnen Aufsätze durchgehends Männer ausgewählt worden, die mitten im gestaltenden Wirtschaftsleben stehen — so Präsident Syrup von der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung; die Staatssekretäre Backe (Landwirtschaft), Posse (Außenwirtschaft) und Kleinmann (Verkehr); eine größere Anzahl von Ministerialräten, Amtsleitern der NSDAP. und Geschäftsführern wirtschaftlicher Reichsgruppen; auch sonstige Fachkenner, die über die Tatsachen der Entwicklung Wesentliches auszusagen haben. Sachlich ist entsprechend auch — bei aller Wärme, mit der sich die Verfasser zu den Zielen bekennen — der Ton der Berichte.

Von besonderem Werte ist der zweite Teil des Jahrbuches. Er enthält zum ersten Male eine vollständige, gutgegliederte Zusammenfassung des deutschen Wirtschaftsrechtes, wie es seit der Machtübernahme des Nationalsozialismus bis zum 30. Januar 1937 aus „unzähligen Gesetzen, Verordnungen, Anordnungen" erwachsen ist. Die

einzelnen Maßnahmen werden in kurzer Inhaltsangabe und dadurch übersichtlicher wiedergegeben, als es bei wörtlicher Anführung möglich wäre. Da stets die Quellen angegeben sind, so ist auch der Weg zu eindringendem Studium geöffnet. Hier ist eine enorme Arbeit geleistet worden, auf deren Bedeutung der Herausgeber mit berechtigtem Stolze hinweisen darf.

Wer immer mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen sich beschäftigt, kann an dem „Jahrbuch" nicht vorübergehen und wird ebenso zu einer ersten Orientierung wie zu näherem Eingehen nach ihm greifen.

K. Wiedenfeld.

Von Sommer, Herbst, Tieren und Menschen

I.

Echo des Sommers:

Von seltsamen, des Merkens würdigen Geschehnissen einer sommerlichen Fahrt nach Ostpreußen, die für einen Kreis junger Menschen zum entscheidenden Erlebnis wurde und abgelebtes Leben vollends zum Verstummen brachte, erzählt frisch, klug und mit mancher Nachdenklichkeit Klaus Jedzek in seinem Roman aus dem Sommer „Kurische Reise" (Breslau, W. G. Korn. 208 S.). Vor der klaren, sauberen, gefestigten Menschlichkeit einer jungen Schauspielerin lösen sich in der maßlosen Landschaft der Kurischen Nehrung, deren unablässig rieselnden Sand und ewig wehenden Wind nur unerschrockene Herzen ertragen, die schweren Verwirrungen, die einige Männer unguten, unentschiedenen Herzens machten und die etliches Unheil anrichteten.

Einen rechten Reiseverführer, „Ein Paar Stiefel laufen zum Himmel" (München, Kösel-Pustet. 238 S.) schrieb Peter Vervoort, der sich auf einer langen Fußreise durch Skandinavien, mit einer Pilgerfahrt zum Lande der Andersen, Hamsun, Lagerlöf und Undset, seinen Knabenhimmel erwanderte. Sein beglückendes Buch, voll Lob, Andacht und Besinnung, voll mancherlei Erquickung und Betörung, zählt für den Betrachter künftighin zu den treuen Gefährten.

„Lob des Lebens" von Albrecht Goes (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 171 S.) dankt in nachdenklichen, augenöffnenden Betrachtungen, fein und von schönem Wohllaut erfüllt, für die Geschenke des Lebens, für die Offenbarungen unserer großen Begegnungen: Landschaft, Gestirn, Blume, Getier, Mensch und Sterben.

Ein Buch des großen Sommers und ein Buch schöner Erfüllung ist auch trotz seines gestrengen, ein wenig verbissenen Ernstes der nachhaltig erzählte Roman „Drei Menschen und ein Hof" von Kurt Herwarth Ball (Leipzig, R. Voigtländer. 305 S.) Auf einem Bauernhof lebt ein alternder, vereinsamter Mann, der nach seinen bitteren Erlebnissen sich zwar nicht ohne Grund, aber letztlich doch mit harter Rechthaberei von allem Menschenwesen abkehrte. Sein herrischer Wille eifert gnadenlos gegen Menschlichkeiten, und so geschieht es ihm immer wieder, daß er, von seinem Gesinde verlassen, vor den Äckern steht und um alle Frucht seiner schweren Arbeit zu kommen droht. Da finden zwei junge Menschen, ein stadtflüchtiges Büromädchen und ein Bauernsohn ohne Erbe, helfend zu ihm. Vor dem Mädchen gehen dem alternden Manne bald die Augen über, und männlichere Wünsche machen seine Hände unruhig nach später Erfüllung. Nach neuer Bitternis muß er begreifen, daß ihm nur noch der Anblick des Lebens, nicht aber das Leben selber zugehört. Das Leben aber triumphiert, da es größer ist als menschlicher Zorn.

Und Atem des Sommers, voll leiser Mahnung des nahenden Winters, ist auch in der Erzählung „Im Schatten der Strohmiete" aus dem schmalen Büchlein „Im Schatten" von Dorothea Hollatz (Berlin, Hellmut Reichel. 79 S.). Hier und in „Krümchen Mensch" ist dem unerschrockenen, liebenden Herzen mit nicht geringer Kunst der Erzählung, verhalten, gestreng und voll weher Beschwingtheit in einem, ein Mahnmal gesetzt.

Herbstliche Fülle,

ihre Trauer und schwere Süße, das große Veratmen des Lebens ist in den Novellen Jean Gionos „Taube Blüten" (Aus dem Französischen von Ruth und Walter Gerull-Kardas; Wien, Bermann-Fischer. 182 S.), darin die Stücke „Der verwundete Wald" und „Der große Pan ist tot",

zum Erlebnis eines unerhörten Naturgefühls werden — und sie ist in dem großen und starken Roman „Der ewige Wind" (Wien, Bermann-Fischer. 228 S.), in dem Julius Vogel, ein Erzähler von einer überraschenden Bildnerkraft, das von Urgefühlen beherrschte Leben österreichischer Waldbauern mit höchster Wirklichkeitstreue verdichtet, so daß die Nähe von soviel Menschlichem, sein heißer, gleichsam unfiltrierter Atem nicht ohne Beengung läßt.

Leben mit Tieren:

Emil Witting, vormals Forstmeister der Siebenrichterwaldungen in Siebenbürgen, erzählt mit der sicheren Vertrautheit des fachlich Unterrichteten vom Leben eines Karpatenhirsches „Der Fechter" (Potsdam, Rütten & Loening. 216 S. und 8 Bildtafeln). Diese Lebensbeschreibung eines Hirsches, erregend wie Fanfarenstoß, wie Ruf des Jagdhorns, wie unverhofftes Rören im herbstlichen Wald, die in zauberischen Bildern, in einer kräftig-würzigen, von Waldboden, von Muttererde genährten Sprache gefaßt, das Gesetz der in Wäldern lebenden Kreatur offenbart, weitet sich zur großen Dichtung vom Wald und seinem Schicksal.

Leiser, zärtlicher, franziskanisch-anmutig und poetisch in einem würdigen Sinne läßt Georg Rendl in den Rauhnächten das Getier aus Haus und Hof, Stall und Wiese, Wald und Feld zum Menschen sprechen: „Die Tiere in den sieben Nächten" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S.). In den magischen Nächten unseres Winters, da mancherlei Zauber geschieht, geht der Dichter zu den Tieren, um hellhörigen, bereiten Herzens, „mit einer brennenden Liebe und mit dem festen Vorsatz, einer von jenen zu sein, die ein schweres Unrecht gutzumachen sich bemühen", auf ihre Stimmen zu lauschen. Rendls Buch von Glück und Elend, Kümmernis und Lust der Kreatur, die immer mit Bitternis gemenget ist, ein Buch zwischen Sage, Mär und Wirklichkeit, auf eine stille, innigleuchtende Weise dichterisch, rührt an die Geheimnisse allen Lebens, dessen Einheit in dieser Dichtung einmal wieder tröstliche Gewißheit geworden ist.

Das Menschengesicht:

Die Verwirrungen des Herzens machen den Menschen in dem Roman des jungen Steyrer Erzählers Carl Hans Watzinger „Spiel in St. Agathen" (Jena, Diederichs. 258 Seiten) zu schaffen. Drei Männer von einigem Gewicht, der Knecht Nikolaus, der Lehrer Kersten und Wilhelm, Wanderer, Dichter, Abenteurer des Gefühls, werden von dem Mädchen Anna, das ihnen Weg und Traum bannt, in Atem gehalten. Das schwere, ungebärdige Blut, sein gieriger Hunger, verstrickt das Leben des Mädchens und dieser Männer in das Dickicht unentschiedenen, verzehrenden Gefühls, das sie brennen macht, das ihnen Qual und Entrückung bereitet und den Lehrer unter dem erregenden Maskenspiel der Thomasnacht zu Tode schlägt. Das ist ungewöhnlich stark erzählt, unmittelbar, genau und mit dem kräftigen Geruch des wirklichen Lebens, und das ist schon dichterisch in Gültigkeit und Fülle. Der Mensch ist immer ein Wunder, ein Wunder in seiner Größe und Verlorenheit, ein Wunder noch in Mut und Schwäche, in Ratlosigkeit und Übermut; sein Weg ist ohne Gnade nicht denkbar, nicht ohne Gnade und nicht ohne Verwegenheit. In Watzingers Buch vom Menschen und vom Spiel, das sein Herz mit ihm treibt, erhebt dieses Wunder Mensch sein Haupt — und es scheint das Antlitz unseres Bruders zu sein, das uns anschaut.

Geschichten von der Narrheit und Selbstgefälligkeit des störrischen Herzens und wie es vom Leben immer wieder in die Eindeutigkeit der Dinge verwiesen, gleichsam wohlwollend, wenn auch oft nicht ohne Härte, nicht ohne Ironie, eines Besseren belehrt wird, erzählt auch mit freundlichem Humor, mit Nachdenklichkeit und Ermunterung Hjalmar Kutzleb in „Das ewig närrische Herz" (Berlin, Hellmut Reichel. 234 Seiten). Ganz unvergleichlich ist in diesen fünf Erzählungen, die auch sonst manche Freude und einiges Leseglück bereiten, das Stück „Das verratene Herz", die Geschichte einer frühen Mädchenliebe — zaghaft, bangend, ahnungsschwer wie Vorfrühlingswind — und der späten, verspäteten Erkenntnis einer Lehrerin, die sich in die unfrucht-

baren Gefilde verfälschter Geistigkeit verlief und ihr Herz verriet, es dreimal an den Ungeist verriet.

Geschichten aus Schwaben, humorige und weise Geschichten, ausgezeichnet gefaßt und oft anekdotisch gespitzt, voll Schelmerei, Guttat und zuversichtlichem Lächeln sind in dem Büchlein „Unsterbliches Krähwinkel" (München, Tukan-Verlag. 58 Seiten) von Alfred Otto Stolze zu einem netten Strauß aus dem Garten und Irrgarten des Menschlichen gebunden.

„Was sagen Sie zu unserem Evchen?" fragt Helene Haluschka („Evchen", München, Kösel-Pustet. 163 Seiten mit 80 Zeichnungen von Rudolf Wirth) und stellt dem schmunzelnden Leser jenes junge Mädchen vor, das allen Zauber des noch unversehrten jungen Menschen, alle Grazie und Anmut für eine nachgeahmte Pseudomännlichkeit hingegeben hat und das nun mit betonter Lässigkeit, knäbisch, lärmend, das herzförmiggebogene, kirschrot lackierte Schäbelchen an allem wetzend, als habe es alle Fragen eines nun gottlob überlebten Zeitalters geistiger Schwerarbeit an den dünnen Sohlen seiner Pumps längst abgetreten, mit schlenkernden Hosenbeinen, mit der Terminologie aus der Sphäre von Automobileleganz, versnobtem Sport und des entseelten, keimfreien Umgangstons des Behaviorismus — mit dem Haarschnitt, der den annoch mit Sinn für Maß und Unmaß belasteten Männern an Stelle eines Geheimnisse bergenden Frauennackens zumeist den Anblick schlechtgesengter Gänse schenkt — durch die mager gewordenen Jagdgründe zieht — eine Knäbin, die der Mann mit der hier zulässigen Haltung „Hände in den Hosentaschen" beäugt und von der er sich belustigt, achselzuckend abkehrt. In geistreichen, mit Anmut vorgetragenen Gesprächen befreit Helene Haluschka dieses „Evchen" von seinen Zwangsvorstellungen. Aus einem scherzend begonnenen Diskurs über Unart und Taktlosigkeit wird unversehens eine Anweisung zum wahren Leben, die ungewöhnlich klug, treffend und trotz aller geistigen Vornehmheit mit schöner, schwesterlicher Stimme unser verirrtes Mädchen zu den letztlich bedeutsamen Fragen der menschlichen Gemeinschaft führt.

Nachkrieg

Margarete Kurlbaum-Siebert „Der Richter" (Braunschweig, Vieweg. 532 S.) erzählt die Geschichte einer Liebe, einer Ehe und eines Berufs. Die gestrenge und hohe Auffassung seines schweren Berufs, das durch eine lange Reihe von Juristen auf ihn vererbte empfindliche, unnachsichtige und vom Menschlichen nicht beirrbare Rechtsgefühl, sein Gefühl für Sauberkeit des Geistes, für Sauberkeit in allen Dingen bringen einen jungen Richter in schwere, mit unerbittlichem Ernst geführte Kämpfe, die ihn fast zerbrechen, die seine so verheißungsvoll begonnene Ehe zerstören und ihn aus aller Nähe des Menschlichen in Kühle und Vereinsamung entrücken. Unterrichtet und erfahren, vertraut mit den Verwirrungen des menschlichen Herzens, mit der Tragik des modernen Menschen, mit seinen Bindungen und Verflechtungen, gibt dieser große soziale Roman aus der Nachkriegszeit, eigenwillig, in einer mitunter irritierenden Eigenwilligkeit erzählt, manche Erlebnisse und Nachdenklichkeiten. Es geschieht aber wohl, daß der gewiß groß gesichtete Held des Buches, der mit tödlichem Ernst das Leben mit dem Willen zur heroischen Steigerung führt, unmerklich, im Erkennen überraschend, des Lesers Zuneigung verliert, die abwandert zu den Gegenspielern. Wir leben alle auf Gegenseitigkeit, und Nähe ohne Nachsicht wäre eine Folter.

(Schluß folgt.) E. K. Wiechmann.

Politik und Gesellschaft

Die beiden Werke „Im Dienste Bismarcks". Persönliche Erinnerungen von Arthur von Brauer (Berlin 1936, E. S. Mittler & Sohn. IX u. 438 S.) und „Sechzig Jahre Politik und Gesellschaft". Von Bogdan Graf von Hutten-Czapski (Berlin 1936, E. S. Mittler & Sohn. 2 Bde. XIX u. 568, XIII u. 579 S.) sind fast gleichzeitig erschienen und behandeln die gleichen Epochen. Während aber für Brauer der Schwerpunkt seiner Darstellung im Zeitalter Bismarcks liegt, entwirft Czapski auf Grund seiner ausgedehnten Kenntnis der maßgebenden Persönlichkeiten und der vielfach vermittelnden Rolle, die ihm

selbst zufiel, ein lebendiges Bild des Zeitalters Wilhelms II. Brauer war es in schnellem Aufstieg vergönnt, in den achtziger Jahren auf wichtigem Posten im Auswärtigen Amt (Orientreferat) in unmittelbarer Nähe Bismarcks und seiner Familie zu arbeiten und zu leben. Dann hat er nacheinander als badischer Gesandter, Außenminister und Großhofmeister in wesentlich kleineren Verhältnissen das Seine getan, um den durch persönliche Reibungen oft schwierigen Ausgleich zwischen den Interessen des Reichs und dem Einzelstaat herbeizuführen. Die Charakteristik der diplomatischen Gehilfen Bismarcks, wie Hatzfeldt, Bucher, Holstein, mit dem Br. bis zu dessen Tode in freundschaftlichen Beziehungen stand, ist fesselnd geschrieben, ebenso seine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin und in Kairo, wo er als Generalkonsul 1888–90 fungierte. Für den Großherzog Friedrich I. von Baden muß er die unerfreuliche Rolle bestätigen, die dieser seit 1890 im Kampf gegen Bismarck gespielt hat, und er bringt neue charakteristische Einzelheiten. Der Großherzog, 1870 einer der treuesten Helfer Bismarcks im Kampf um die Reichsgründung, hat später aus Besorgnis vor Schädigung des monarchistischen Gedankens wesentlich zum Sturze Bismarcks beigetragen und Wilhelm II. in seiner Auffassung bestärkt, daß Bismarck, Moltke, Roon die „Handlanger" Wilhelms I., des eigentlichen Reichsgründers, gewesen seien. Br. hat demgegenüber bei aller Verehrung seines Landesfürsten die Wahrheit verfochten, wie er auch zu den wenigen Würdenträgern dieser Epoche gehörte, die Bismarck offen die Treue hielten.

Czapski hat sich ebenfalls bei allen seinen Missionen trotz seiner polnischen Abstammung loyal mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Reichsinteressen bis in den Weltkrieg hinein eingesetzt und, zumal zu den Zeiten des Kanzlers Chlodwig Hohenlohe, neben dem Einblick auch Einfluß auf die Leitung des Reichs gehabt. Trotzdem erlangte er nicht den von ihm so heiß ersehnten Posten in der Reichskanzlei oder im Auswärtigen Amt. Das hat wohl nicht nur an seiner Eigenschaft als Pole gelegen. Schon der Eindruck, den seine eigne Schilderung erweckt, ist nicht der, daß er einer Führerstellung und der mit ihr verbundenen harten Arbeit gewachsen gewesen wäre. Und entgegen seiner Darstellung haben auch Hohenlohe und Holstein Bedenken gehabt, ihm den seinen Wünschen entsprechenden hohen Posten zu geben. Die Stellung als Landrat, die ihm Holstein anzunehmen empfahl, lehnte er in der Besorgnis ab, daß er als Pole auf solchem Posten bald in innern Konflikt geraten werde.

Im Weltkrieg wurde er zum Kurator der Universität Warschau ernannt. In dieser Stellung ist er dann offenbar in seiner Haltung sehr vorsichtig gewesen. Sonst hätten ihm die Warschauer Hochschulen zum 80. Geburtstag (1931) wohl kaum für seine frühere Tätigkeit die großen Ehren zuteil werden lassen, die er selbst schildert und durch eine Photographie veranschaulicht, die ihn im Kreise der polnischen Würdenträger zeigt.

Der Gesamteindruck der Persönlichkeit Czapskis, wie sie diese in flüssigem Stil geschriebenen Erinnerungn bieten, ist also vielleicht nicht der von ihm beabsichtigte. Aber wir erhalten ein ausgezeichnetes Spiegelbild der Zeit von 1890 bis 1918, in der das Reich einer festen Führung entbehrte. Sie gab diesem polnischen Grandseigneur immer wieder Gelegenheit, als mehr oder minder erwünschter Vermittler oder Ratgeber zu erscheinen, der selbst auf sich (Bd. II, S. 539) das Wort eines französischen katholischen Denkers anwendet: „Chaque homme a deux patries: la sienne et Rome!" Hans Goldschmidt.

Für den Weihnachtstisch

Zwischen das Bestreben der Schriftleitung, unseren Lesern Kenntnis zu geben von den wesentlichen Erscheinungen des deutschen Schrifttums und des ernsten deutschen Verlages in einer Form, die sowohl dem Bedürfnis nach Unterrichtung des Lesers wie der Bedeutung der angezeigten Bücher gerecht wird, und seine Ausführung hat sich ein Berg von Büchern getürmt. Wir können deshalb nicht mit der Ausführlichkeit, wie wir es wünschten, auf die einzelnen Bücher hinweisen, und bitten unsere Leser, in der Anführung der einzelnen Werke zu gleicher Zeit eine Empfehlung zu sehen.

Jugendschriften

Für die Kleinsten liegen vier reizende Büchlein vor im Sebaldus-Verlag, Nürnberg, die mit hübschen und lustigen Bildern und netten Versen sicherlich willkommen sind: „Schule gehen" von Margarete Seemann, mit Bildern von Else Wenz-Viëtor; „Die Spatzenfahrt" und „Osterhas hat Ferien" von Anton Höfer, mit Bildern von Hans Lang, und „Doktor Quak" von Josef Steck, mit Bildern von Hermann Blömer (jedes Bändchen RM 1,50).

Das unsterbliche Jugendbuch von Gustav Schwab „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums" liegt in einer gut gedruckten Neuausgabe vor (Berlin, Ullstein. RM 4,80. 37 Textzeichnungen und 8 Tafeln). Die schonsame Bearbeitung, die einige Längen beseitigte, einige Ergänzungen aus neuen Quellen vornahm und eine Einführung in den antiken Götterkreis bringt, ist von Theodor Bohner. „Der gestiefelte Kater" nach den Brüdern Grimm mit der guten Wiedergabe der Kupferstiche und des lithographischen Titelblattes von Otto Speckter nach der Ausgabe von 1843 (Merseburg, Otto Stollberg) ist im weitesten und besten Sinne ein Volksbuch, das in so hübscher Wiedergabe zu besitzen, Kindern wie Erwachsenen die gleiche Freude bedeuten wird. Die Franckh'sche Verlagsanstalt (Stuttgart) zeigt auch in ihren diesjährigen Gaben an die Jugend ihre oft bewährte Sorgfalt in der Auswahl und eine große Reichhaltigkeit. Von dem Jahresbuch, das die Jugend, wenn sie es einmal in der Hand hat, ungern entbehrt, „Durch die weite Welt", liegt der 15., sehr reich mit Bildern und Zeichnungen ausgestattete Band vor (RM 5,60). Dazu eine große mehrfarbige Schautafel und ein Preisausschreiben. Auch dieser Band bringt in unterhaltsamster Form der Jugend die Natur, den Sport und die Technik nahe. — Korvettenkapitän Alfred Wolf „Ein Buch von der deutschen Kriegsmarine" liegt in 2. Auflage vor. Reich illustriert gibt dieses Buch ein Gesamtbild von den Aufgaben und dem Leben unserer Kriegsmarine (RM 4,80). — Sehr hübsch ist das große Spielbuch von Ilse Obrig mit vielen Bildern „Kinder, wir spielen", das ebenfalls schon die zweite Auflage erlebte (RM 4,80). Ilse Obrig leitet die Kinderstunde des Rundfunks und gibt ihre Anregungen für Spiele im Freien und im Zimmer in einfacher und klarer Form. — Es folgt eine Fülle von Erzählungen: ein hübsches Reitbuch für junge Mädchen von Irmgard Spangenberg „Zügel lang — Pferde loben" (RM 4,80); ein Roman aus dem Berlin der Kriegszeit „Jungen in Berlin" von Erich Wildberger (RM 4,80); eine lustige Wintergeschichte von Dorothea Hollatz „Der Täufling von Waldrü" (RM 3,80); eine von einer Schulklasse gemeinsam unter Leitung ihres Lehrers erdachte Erzählung aus dem mittelalterlichen Spanien „Pablo" von Rudolf Steinmetz (RM 1,85); eine spannende Erzählung aus Neu-Guineas Urwäldern von Heinz Waterboer „Hans Peters Kampf im Busch" (RM 4,80); eine neue Erzählung von dem Indianer Wäscha-kwonnesin/Grau-Eule „Männer der Grenze" (RM 6,—) und die Lebensgeschichte eines Polarfuchses von E. Thompson Seton „Katug" (RM 2,80).

Auch für die Jugend geeignet ist die Erzählung von Otto Heuschele „Scharnhorsts letzte Fahrt" (Stuttgart, Strecker & Schröder. RM 2,80), die auch jedem Erwachsenen viel zu geben hat. Sie schildert ergreifend Scharnhorsts Wirken im Frühling 1813 von der preußischen Erhebung bis zu seinem Tode in Prag.

Erwachsene wie die Jugend wird in gleicher Weise die lustige Versgeschichte von dem unverbesserlichen Ur-Dackel „Schlupfer" erfreuen, die Hayno Focken schrieb und Fritz Koch-Gotha mit entzückend lustigen Zeichnungen begleitet (Stuttgart, Engelhorn. 95 Seiten).

Sieben Geschichten für Kinder von 3 bis 5 Jahren in schönem klarem Druck mit fein gezeichneten Abbildungen hat Albrecht Schaeffer unter dem Titel „Heile, Heile, Segen" zusammengestellt, die dadurch ihren ganz besonderen Reiz gewinnen, daß in ihnen neben der dichterischen Kraft die große Liebe eines Vaters zu seinen eignen Kindern sich äußert (Potsdam, Rütten & Loening. 111 S.).

Kalender

Von unseren beliebten Begleitern durch das Jahr können wir wiederum empfehlen den Kalender „Kultur und Natur 1938" (Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion. RM 1,95), geschmückt mit einem farbigen Titelbilde nach einem Gemälde von Georg Ehmig, mit seinen 183 schönen Abbildungen aus Natur und Leben, seinen Essays, seiner Spruchweisheit, den Wetterregeln, den Gartenratschlägen und dem üblichen Preisausschreiben. — Besonders gelungen ist auch dies Jahr wieder „Blodigs Alpenkalender" (München, Paul Müller. RM 2,90), der im 13. Jahrgang, herausgegeben von Karl Blodig unter Mitarbeit von Hans Scherzer und Hans Stoepler, vorliegt. — Im 41. Jahrgang erscheint „Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1938" mit dem farbigen Titelblatt nach einem Aquarell von Hans Friedrich „Alte Wasserkunst in Bautzen", der nach wie vor als einziger für jeden Tag ein Sonderblatt, an den Sonntagen ein buntes Blatt bringt (Leipzig, Bibliographisches Institut A.-G. RM 4,80). — Wer noch mehr will, greife zu dem hübschen „Zeitglöcklein 1938", das in vierter Auflage erschienen ist (ebenda, RM 1,—) und bekanntlich einen Kalender bringt mit den reizvollen Bildern aus dem Brevarium Grimani, eingeleitet und erläutert von Heinrich Schreiber. — Auch der „Inselalmanach auf das Jahr 1938" enthält ein Kalendarium neben seinen vielen und wertvollen Beiträgen in Prosa und Versen. Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1938" (Leipzig, Dieterisch'sche Verlagsbuchhandlung. RM 3,50) bringt unter der bewährten Leitung des Frankfurter Goethe-Museums wiederum eine Fülle von wertvollen Aufsätzen erlesener Mitarbeiter und viele seltene Bildbeigaben nebst einem Kalendarium. — Immer willkommen bleibt gleichfalls der mecklenburgische „Voß- und Haas-Kalender", der sein 75. Jubiläum im Jahre 1938 feiern kann (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. RM 0,25).

Biographien

Der Verfasser des Buches „Die Kaiserin Konstanze", Henry Benrath, hat jetzt auch die Biographie der „Kaiserin Galla Placidia" geschrieben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,50). Sie war die Tochter des Kaisers Theodosius I., wurde von den Westgoten vier Jahre als Geisel auf ihren Zügen mitgeführt und heiratete dann den westgotischen König Athaulf und stellt in ihrer Person die größtmögliche Annäherung zwischen Römer- und Germanentum dar. Ihr Grabmal in Ravenna, das sie sich selber in den Jahren 445—450 errichten ließ, ist von unvergleichlicher Schönheit und sagt über das Wesen dieser bedeutenden Frau sehr viel aus, die als eine der wenigen Angehörigen des römischen Volkes erkannt hatte, daß das Imperium ohne den Einsatz unverbrauchter germanischer Volkskraft nicht zu halten sei. Ihre Leistungen als Herrscherin in ununterbrochenen Kämpfen mit Vandalen und Hunnen sind groß; die Kraft zu ihrem Wirken fand sie in ihrem tiefen Christentum. Trotz der gewählten Form des Romans ist dieses Werk als Biographie anzusprechen, denn Benrath vereint mit seiner Fähigkeit, eindringlich und lebendig Menschen hinzustellen, alle Voraussetzungen gründlicher historischer Forschung.

Einem Zeitgenossen des Prinzen Eugen, dessen Ruhm den Mitkämpfer verdunkelte, dem „Türkenlouis" gilt das Buch von Otto Flake (Berlin, S. Fischer. 445 S., 2 Karten). Auch hier wie in seinen Romanen versteht es Flake, in der Schilderung eines Menschen eine ganze Zeit in ihrer Atmosphäre und ihrer Geistigkeit lebendig werden zu lassen. Der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden hat in österreichischen Diensten einen voll gewichtigen Anteil an der Abwehr der türkischen Einfälle ins Reich gehabt. In ihm steckte eine Kraft, die in den Grenzen seines kleinen Fürstentums nicht zur Entfaltung gelangen konnte und ihn daher trieb, in dem größeren Wirkungskreise als kaiserlicher Feldherr sie zu erproben. Er führte nach der Eroberung von Ofen und Belgrad den Oberbefehl und brach die Kraft der Türken. Die Sicherung Ungarns und Siebenbürgens sind sein Werk. Auch gegen Ludwig XIV. hat er sich auf dem Schlachtfelde bewährt. Er ist geschichtlich auch dadurch interessant, daß er ein stehendes

Reichsheer zu schaffen versuchte. Die Schilderung dieses deutschen Fürsten auf dem Hintergrunde der Zeit ist von hohem Rang.

Eine biographische und historische Meisterleistung ist Karl Brandis „Kaiser Karl V." (München, F. Bruckmann. 8 Bildtafeln und 2 Karten. RM 12,50). Eine neue Würdigung Kaiser Karls war schon lange fällig. Es ist ein Glück, daß die bewährte und kluge Hand des Göttinger Historikers die neue Biographie zu schreiben unternahm, denn neben der exakten Verwertung aller Quellen zeigt dieses Werk, daß Brandi die großen Vorzüge seiner frühen Arbeiten, den klaren, kultivierten, geistigen Stil auch hier in letzter Meisterschaft handhabt. Es ist interessant, daß auch Brandi in Form einer großen Erzählung die Ergebnisse seiner Studien festhält, so daß das aus letzter Erkenntnis geschöpfte Wissen in der lebendigsten Form an den Leser herangebracht wird. In drei große Bücher ist das Werk eingeteilt: Dynastie, Länder und Reiche; Jugendzeit des Kaisers; Behauptung der ererbten Macht; Jahre der Entwicklung; Der Kampf um Deutschland; Höhe des Lebens und Alter. Der bedeutenden, wenn auch in sich widerspruchsvollen Persönlichkeit dieses Spaniers auf dem deutschen Kaiserthron wird Brandi mit der großen psychologischen Kraft seiner Einfühlung ebenso gerecht wie dem Menschen mit seinem Spruch und Widerspruch.

Dem Propheten des neuen Italien, „Giuseppe Mazzini", hat Dr. Richard Wichterich eine Biographie gewidmet (Berlin, Keil-Verlag. RM 5,80). Mazzinis Wirken und die Folgen seiner unermüdlich wiederholten Aufrufe zur Schaffung des neuen Italien zu verfolgen, heißt wertvolle Erkenntnisse der Möglichkeiten geistiger Vorbereitungen von Revolution und Umschwung gewinnen.

Zu dem Buche von Herbert Tichy „Zum heiligsten Berg der Welt" (Wien, Seidel & Sohn. RM 6,50) schrieb Sven Hedin ein Vorwort, in dem er die Reisebeschreibung des jungen österreichischen Gelehrten warm empfiehlt. Tichy ist mit einer beneidenswerten jugendlichen Unverzagtheit an die Aufgabe, die er sich selbst stellte, herangegangen und hat mit sehr offenen Augen nicht nur seine wissenschaftliche Forschungsarbeit durchgeführt, sondern auch das Volk in Indien und im Himalaja erlebt. Der Kailas ist der heiligste Berg der Welt, eingebettet in eine Landschaft, die Sven Hedin die harmonischste der Welt genannt hat. Bilder von überwältigender Schönheit und Größe von diesem einzigartigen Punkte der Welt unterstützen neben vielen lebendigen Aufnahmen aus dem Volksleben die Schilderung der Fahrt, die der junge Österreicher zum großen Teil auf einem Motorrad unternommen hat.

Reinhold Schneiders „Kaiser Lothars Krone" (Leipzig, Inselverlag) ist eine Meisterleistung historischer Monographie. Schneider kam es nicht darauf an, Ergebnisse historischer Forschung hier mitzuteilen, sondern er beschwört mit der ihm eignen visionären Kraft ein bisher nicht genügend beachtetes Kapitel deutscher Geschichte als Dienst an einer Persönlichkeit, deren nicht Geschichte gewordenes großes Streben an der Wirklichkeit zerbrach, trotzdem aber wegbereitend für künftige Entwicklungen wurde. Hier wird ein Unrecht gutgemacht, da die Nachwelt nach dem üblen Gebrauch menschlicher Unzulänglichkeit das Unglück und die Erfolglosigkeit reinen Strebens schwerer geahndet hat als zum Erfolg gediehenes Unrecht. Eine Zeittafel und ein Quellenverzeichnis sind diesem ausgezeichneten Buche beigegeben.

Eine große Biographie von „Ludwig I. von Bayern" legt Egon Cesar Conte Corti vor (München, F. Bruckmann. 5 vierfarbige Tafeln, 64 Bildtafeln. RM 9,80). Hier ersteht in voller Farbigkeit unter Benutzung bisher unerschlossener Quellen das Bild dieses seltenen Fürsten, dessen Herz ebenso wie der Schönheit und den Frauen Deutschland gehörte. Ohne an schwierigen Dingen vorbeizugehen, wird der viel gewandte Verfasser der Persönlichkeit dieses wahrhaft deutschen Fürsten in seiner Größe, seiner bleibenden Bedeutung wie in seinen Menschlichkeiten gerecht.

Die Biographie von „Nelson" des Engländers C. Wilkinson übertrug Th. Lücke ins Deutsche (Leipzig, W. Goldmann. RM 7,50). Bei aller Sachlichkeit sehr lebendig, bei aller Wärme und Herzlichkeit unsentimental füllt dieses wertvolle Buch

auch in der deutschen Literatur eine Lücke vollgültig aus.

Der Franzose Pierre Daye, der selber den Spuren des großen Kolonialpioniers in Afrika nachging, schrieb eine glänzende Biographie „Stanley", die mit dem Untertitel „Die Eroberung von Zentralafrika" in der deutschen Übertragung von Dr. van Bebber erschien (Leipzig, ebenda. 8 Bilder, 1 Karte. RM 7,50). Die zeitgenössische Karte, auf der weiteste Teile Afrikas die Bezeichnung inexploré tragen, setzt die große Leistung des Forschers, der zu gleicher Zeit ein tüchtiger Journalist war, in hellstes Licht. — Aus dem französischen Original übertrug Hans Rothe Auguste Baillys Lebenswürdigung Richelieus „Der Kardinal als Diktator" (Leipzig, Paul List. RM 5,80). Man freut sich dieser klaren Darstellung des Lebens und Strebens eines der größten französischen Staatsmänner um so mehr, als der 2. Band der klassischen Biographie Richelieus von Burckhardt noch aussteht.

Auf eine deutsche biographische Meisterleistung, die wir unseren Lesern angelegentlichst empfehlen, kommen wir in einem der nächsten Hefte zurück. Es ist Dr. Kurt Jagows neues Buch „Prinzgemahl Albert. Ein Leben am Throne" auf Grund ganz neu erschlossener Quellen (Berlin, Karl Siegismund. 16 Kunstdrucktafeln, 1 Vierfarbendruck und 1 Faksimile. RM 9,50).

In der Form einer Erzählung schildert Hans Julius Wille das Leben der Therese Levasseur mit Jean Jacques Rousseau „Träume und Tränen" (Wien, Johann Günther. 579 S.). Wille hat mit großem Fleiß den literarischen Nachlaß Rousseaus und die 4148 Dokumente seines Briefwechsels ebenso genau studiert wie die Zeugnisse der Zeitgenossen, um der Gefährtin Rousseaus durch 33 Jahre, von der bisher sehr wenig die Rede war, gerecht zu werden.

E. Louis Leipoldt zeigt in seinem Buche „Holland gründet die Kapkolonie" (Leipzig, W. Goldmann. 12 Bilder. RM 6,80. Deutsch von Dr. van Bebber) den Anteil und die Verdienste des Hilfsarztes Jan van Riebeecks, der als Angestellter der Ostindischen Kompanie Gouverneur von Malakka und Gründer der Kapkolonie wurde und damit der europäischen Zivilisation den ersten Sitz in Afrika erwarb. Das Werk des in Südafrika tätigen Universitätslehrers, das in englischer Sprache erschienen ist, ist wegen seiner Erkenntnisse über koloniale Grundsätze besonders wichtig.

Den Anteil eines unbedeutenderen Mannes an der Eroberung der Welt schildert das von Otto Dickreiter herausgegebene Buch „Ein Deutscher hilft die Welt erobern 1787 – 1819", in dem der Sergeant Löffler seine Schicksale und Abenteuer in österreichischen, holländischen und englischen Kriegsdiensten in drei Erdteilen schildert. (Stuttgart, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm. RM 5,80), zu dem Professor Karl Haushofer ein lebendiges Geleitwort schrieb.

Dem Schöpfer der neuen Türkei „Kamal Atatürk" gilt die Biographie von Herbert Melzig (Frankfurt, Societäts-Verlag. 16 Bildseiten. RM 6,80). Diese Darstellung des Untergangs und des Wiederaufstiegs der Türkei zu ihrer heutigen Machtstellung ist ein überzeugender Beweis für die alles überwindende Kraft einer großen und starken Persönlichkeit.

Einer Reihe von bedeutenden Menschen gilt „Das Buch der Keyserlinge" (Berlin, S. Fischer. 431 S.), zu dem Otto Freiherr v. Taube eine vorbildliche Einleitung „Baltischer Adel" schrieb. Diese Lebenserinnerungen gelten einem Geschlecht, das beheimatet ist an der Grenze zweier Welten und in russischen und deutschen Diensten stand. Von diesen Keyserlings, deren deutscher Zweig sich Keyserlingk schrieb, stand einer als Admiral im zaristischen Rußland, einer als Admiral in der deutschen Kriegsmarine, einer war russischer Verwaltungsbeamter, ein anderer Regierungspräsident in Königsberg, einer ein Großindustrieller in Rußland, ein anderer ist der Philosoph Hermann Keyserling. Die Freifrau v. Ungern-Sternberg, eine geborene Keyserling, steuert zu diesem Buche Randbemerkungen zu ihrem Leben in Schanghai bei. Dieses Buch ist ein sehr nachdenklicher Beitrag auch zur Frage, wie weit über Europa verbreitete Geschlechter mithelfen können, Europa zu schaffen und vor allem dafür, welche Eigenschaften notwendig sind, um aus einer Folgenreihe von Personen ein

Geschlecht zu bilden: „Es ist etwas Geistiges, was ein Geschlecht zum Geschlecht macht und was es daran hindert, eine Zufallsfolge bald so, bald anders gearteter, von Zeitinstinkten haltlos von Augenblick zu Augenblick hin und her geworfener Menschenkinder zu sein."

„Nie verwehte Klänge" nennt Anna Großer-Rilke ihre Lebenserinnerungen aus acht Jahrzehnten (Leipzig, Otto Beyer. 6 Bildtafeln. RM 5,—) voll ungewöhnlichem Reiz. Sie begann nach einer Jugend in Teplitz als Schülerin von Liszt in Weimar, dann führte sie ihr bewegtes Leben über Rom und Berlin nach Konstantinopel, wo sie ein Nachrichtenbüro gründete. Überall kam diese bedeutende Frau mit bedeutenden Menschen zusammen und behauptete ihnen gegenüber wie in ihrem Leben tapfer ihren Platz.

Von einem reichen und schönen Leben kann auch Helene Raff berichten in ihrem Buche „Blätter vom Lebensbaum" (München, Knorr & Hirth. 302 S.), die von beiden Elternteilen her das Künstlertum mit ins Blut erhielt: vom Vater, dem Komponisten Joachim Raff wie von der Mutter, einer Enkelin von Goethes Mitarbeiter, dem Schauspieler Genast. Von ihrem Leben und den Berührungen mit künstlerischen Menschen vergangener Tage weiß Helene Raff so reizvoll zu plaudern, daß sie in ihrem Buche die ganze Zeit, die sie mit aufgeschlossenem Sinn miterlebte, in ihrer kulturellen Sonderheit festhält.

Wenn Johannes Müller, der so vielen Menschen Heilung und Stärkung gab, Lebenserinnerungen herausgibt, so kann er der Aufmerksamkeit eines großen Kreises sicher sein „Vom Geheimnis des Lebens. 1. Buch Jugend und Sendung" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 9,—). Der Reiz seiner lebendigen Persönlichkeit tritt auch in jeder Zeile, die er schrieb, zutage, und sein Kampf gegen die Verkrampfung des menschlichen Lebens wird auch denen interessant sein, die eine persönliche Berührung mit ihm nicht haben und nicht suchen.

Die Biographie von „Marschall Ney, des Tapferſten der Tapferen", der aus einem einfachen schwäbischen Böttchersohn zum französischen Marschall wurde, große Taten verrichtete und seinem Kaiser bis zum Tode unter den Kugeln eines bourbonischen Pelotons die Treue hielt, schrieb Piers Compton (Leipzig, Wilhelm Goldmann. RM 7,50), deutsch von Dr. van Bebber.

Die Erinnerungen des rheinischen Malers Walter Petersen „Vor großen Zeitgenossen" (Berlin, Karl Siegismund. RM 9,50) mit zahlreichen Kunstdrucktafeln und Textskizzen sind interessant. Sein Leben und sein Schaffen brachte ihn in Verbindung mit Wilhelm II., Bismarck, Brahms, Stinnes, Hindenburg, Tirpitz, Scheer, Ludendorff, Richthofen, Thyssen, der Kronprinzessin, Simons und führte ihn endlich auch auf den Berghof Wachenfeld.

Für den Weidmann

Ein prachtvolles Buch, sowohl was die Bilder, den Text und die Ausstattung angeht, ist das Werk des schwedischen Malers Bruno Liljefors „Das Reich des Wildes" in der deutschen Übertragung von Hete Willicke, zu dem der Reichsjägermeister Hermann Göring ein Vorwort schrieb (Neudamm, J. Neumann. RM. 12,—). Unter den heutigen Malern des Wildes und der Jagd kann man kaum einen würdig an die Seite des Schweden setzen, der mit großer Eindringlichkeit, knapper Charakterisierungskunst und feinstem Gefühl für Farbe vom Leben des Wildes und des Jägers zu künden weiß. Für den deutschen Jäger findet sich hier außerordentlich viel Interessantes und Anregendes aus dem Jägerleben und den jägerischen Möglichkeiten in den nordischen Ländern.

Der gleiche, um das Weidwerk so hochverdiente Verlag hat ein Buch herausgebracht „Musik und Jägerei", in dem Carl Clewing Lieder, Reime und Geschichten vom edlen Weidwerk gesammelt hat mit 100 Liedern in zweistimmigem Satz und 200 Bildern nach alten Meistern und Streuzeichnungen von G. A. H. Schubert in der künstlerischen Buchausstattung durch Alfred Mahlau (RM 7,50). Das Buch ist erschienen als der erste Band der „Denkmäler deutscher Jagdkultur", die im Auftrage der deutschen Jägerschaft herausgegeben werden. Es ist eine wahre Schatzgrube einer in sich geschlossenen und eigenartigen Literatur, zu der beste Namen

der Weltliteratur und der Malerei beitragen konnten.

Joseph M. Velter, der einen guten Namen als Verfasser spannender Abenteuerromane hat und dessen Naturverbundenheit in allen seinen Werken stark hervortritt, hat auf Einladung des bulgarischen Jagdklubs im Herbst 1936 eine Reise nach Bulgarien unternommen, über die er jetzt einen reizvollen Bericht ablegt: „Auf Jagdfahrt in Bulgarien" (Leipzig, W. Goldmann. 32 Bilder, meist nach den Aufnahmen des Verfassers. RM 4,80). Aus seinem dichterischen Gefühl heraus hat er Bulgarien in seiner Landschaft, in seinen Menschen und in seinem jagdbaren Wild erlebt und weiß dieses Erlebnis in beschwingter Form wiederzugeben, ob er nun auf Bär, Schwarzwild, Fuchs, auf Wildgänse pürscht oder dem Angelsport obliegt. Ein erfreulicher Beitrag, weil hier ein Dichter das Jagdgefühl verinnerlicht.

Romane

In geschichtlicher Umwelt sind angesiedelt der Roman von Käthe Lübbert-Griese „Der Teufel in Münster" (Berlin, G. Grothe. RM 5,50), in dem das Schicksal der Elisabeth Wantscherer, der sechzehnten Frau des Jan van Leyden, bis zu ihrem Tode durch das Schwert, geführt von der Hand des wahnsinnigen Wiedertäuferkönigs, geschildert wird. — In der Stauferzeit spielt der Roman „Die Tänzerin von Lucera" von Mathilde von Metzratt, in dem das Schicksal König Manfreds in phantastischer Weise mit einer sarazenischen Tänzerin verbunden wird (München, F. Bruckmann. 372 Seiten). — Der Schweizer Felix Moeschlin schildert in einem breitschultrigen Roman „Der schöne Fersen" (Zürich, Albert Müller. 404 S.) das Leben des schwedischen Grafen Fersen, in dem er auf Grund historisch-biographischer Studien mit manchen andern den Mann zu sehen glaubt, der die große Liebe der unseligen Marie Antoinette gewesen ist. Im Dreißigjährigen Kriege spielt der Roman von Karl Bartz „Vier Kameraden" (Berlin, Ullstein. RM 7,50), der ein mit kräftigen Pinselstrichen gezeichnetes Bild aus dem deutschen Volke zur Zeit des furchtbaren Krieges gibt im Einzelschicksal eines Augsburger Patriziersohnes, der sich, entzweit mit seiner Familie, anwerben ließ, es bis zum General brachte und als ein Fremdling nach dem Friedensschluß in die Heimat zurückkehrt, und seiner drei Kameraden, drei wackerer Musketiere. — Die Zeit von Preußens tiefster Niederlage und seiner Erhebung wählte Albrecht Schaeffer für seinen neuen Roman „Ruhland" (Potsdam, Rütten & Loening. RM 6,80), in dem er mit der beschwörenden Kraft seiner starken Menschendarstellung uns ein seltsames Quiproquo glaubhaft macht, da ein Offizier mit einem Schauspieler die Rolle tauscht, die dieser mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft durchführt und endlich nach geglücktem Spiel durch freies Bekenntnis sühnend rechtfertigt. — In die Nachkriegszeit führt der Roman des jungen Südtiroler Dichters Franz Tumler, „Der Ausführende" (München, Langen-Müller. RM 5,50), der die Eigenart Tumlers, die zur Reife strebt, in der festen Verwurzelung in seiner Heimat erneut bestätigt. — Der von uns im vorigen Jahrgang veröffentlichte Roman von Siegfried Berger „Die Schwedenorgel" (Merseburg, Friedrich Stollberg. RM 2,80) liegt nun in Buchform vor und wird in seiner sauberen Gefühlstiefe und Innerlichkeit viele Freunde finden. — Georg von der Vring ist mit seinem neuen Roman „Die Werfthäuser von Rodewarden" wiederum in seiner niederdeutschen Heimat geblieben und gibt hier in dem Schicksal zweier Werftbesitzer, die sich wie Romeos und Julias Eltern in Feindschaft gegenüberstehen, bis anders als in Verona eine glückliche Lösung durch die Kinder erfolgt, ein Stück deutscher Schiffbaugeschichte, denn der Konflikt entzündet sich an der Frage: Holz- oder Eisenbau (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,50). — Ein ebenso spannendes wie überlegenfröhliches Buch ist Otto Brües' Roman „Der schlaue Herr Vaz" (Berlin, G. Grothe. 292 S.), in dem er uns den Aufwärtsweg eines kleinen, geschäftstüchtigen Kneipwirts von der Pyrenäen-Halbinsel bis zu Reichtum und öffentlicher Anerkennung humorig schildert, die freilich der allzu schlaue Herr Vaz mit dem Verlust seiner liebsten Menschen büßen muß. — Ilse Langners erster Roman nach ihren erfolgreichen Dramen „Die purpurne

BÜCHER FÜR DEN WEIHNACHTSTISCH

PHILIP GIBBS

England spricht

Übersetzung aus dem Englischen

Pappe RM. 5.—, Leinen RM. 5.80

Als „Ordeal in England" in 6 Wochen in England 20000 Stück verkauft! Dieses aktuelle Diskussionsbuch voll Spannung und Geist enthält das Bekenntnis des englischen Dichters zu Deutschland. Aus dem Inhalt: Die unbekannte Dame (Mrs. Simpson) / Georg VI. / Das Deutschland Adolf Hitlers / Wer will Krieg.

LILY HOHENSTEIN

Manfred
Ein Streiter fürs Reich

Roman. Pappe RM. 7.50, Leinen RM. 8.75

Ein Dichtwerk, das vom deutschen Menschen und seiner Treue kündet. Trotz des Schicksals des tapferen jungen Staufers Manfred, der gegen Ränke und Übermacht unterliegt, mündet das Buch in der Vision: Das Reich steht einst wieder auf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

UNIVERSITAS-VERLAG / BERLIN W 50

Stadt" (Berlin, S. Fischer. 568 S.) behandelt farbenreich und spannend das Problem, ob der Europäer in China heimisch werden kann oder nicht den Ausgleich zwischen den Kulturen und den Völkern mit dem Verlust des eigenen Selbst bezahlt. Eine ähnliche Fragestellung hat die japanische Liebesgeschichte von Karl Friedrich Kurz „Sayonara" (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,50). Steht im Roman von Ilse Langner ein deutscher Abenteurer von vielen Graden im Mittelpunkt, so hier ein junger Basler Kaufmannssohn, der sich an eine schöne Geisha verliert. Beide Bücher haben große erzählerische Qualitäten und zwingende Suggestionskraft, obgleich beide den Menschen des Fernen Ostens europäische Denk- und Gefühlskategorien unterlegen. — Eines der stärksten Bücher dieses Jahres ist der Roman „Katrina" von S. Salminen (Leipzig, Inselverlag. 546 S.), aus dem Schwedischen übertragen von Edzard H. Schaper. Dieser Roman ist in einem schwedisch-finnischen Preisausschreiben mit dem 1. Preis bedacht worden. Ihn erhielt eine Frau, die als einfaches Küchenmädchen in Amerika arbeitete und mit diesem Werke sich ebenbürtig an die Seite der ganz großen Dichterinnen stellt. Der Roman spielt auf den Alands-Inseln und gibt mit sparsamen Mitteln das Bild einer ganz starken Frau, die alles Schwere und alle Enttäuschungen ihres Lebens im unbewußten Bejahen des Frauenloses und in tiefer Mutterliebe besteht. Hier ist ein Beitrag zur Weltliteratur geliefert.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Adolf Reichwein, Tiefensee b. Berlin — Dr. Walther Pahl, Berlin — Harald v. Koenigswald, Potsdam-Bornim — Dr. Hans Pflug, Potsdam — Dr. Konrad Nußbächer, Leipzig — Dr. Friedrich Wallisch, Wien — Josef Martin Bauer, Dorfen (Obb.) — Dr. Margret A. Boveri, Berlin — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Edwin K. Wiechmann, Bernau b. Berlin — Dr. Hans Goldschmidt, Potsdam.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. III, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

WACHTMEISTER PETER

Ritt ins Morgenrot

Ein Reiterleben in den Freiheitskriegen. Herausgegeben von Wilhelm Kohlhaas. Mit 8 Bildern. Kartoniert RM. 3.50, in Leinen RM. 4.80.

Aus diesem in männlich-kräftiger Sprache geschriebenen Buche spricht ganz unmittelbar das große Erleben eines aufrechten und tapferen deutschen Soldaten

KARL GÖTZ

Das Kinderschiff

Ein Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland. Mit 12 Zeichnungen. Kartoniert RM. 4.50, in Leinen RM. 5.80.

Dieser Fahrtbericht einer auslandsdeutschen Schule nach Deutschland ist ein ergreifendes Zeugnis der Heimat- und Vaterlandsliebe; er wurde ausgezeichnet mit dem Volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und des Deutschen Ausland-Instituts.

WILHELM EHMER

Um den Gipfel der Welt

Die Geschichte des Bergsteigers Mallory. Kartoniert RM. 3.50, in Leinen RM. 4.80.

Ein Roman um die englische Mount-Everest-Expedition 1924, die dem Verfasser die Silberne Olympia-Medaille eingetragen hat.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman. Kartoniert RM. 3.50, in Leinen RM. 4.80.

Ein heiteres und zugleich besinnliches Buch um den sonderlichen „Herrn Kortüm", das in glücklicher Weise die nun schon berühmt gewordene „Silberne Windfahne" fortsetzt.

STIJN STREUVELS

Weihnachtsgeschichten

5 Erzählungen. Kartoniert RM. 3.50, in Leinen RM. 4.80.

Eine Auswahl der schönsten Weihnachtsgeschichten des flämischen Dichters voll Zartheit und Innigkeit, aber auch voll urwüchsiger Kraft.

STIJN STREUVELS

Kinderseelchen / Frühling

Pappband je RM. 1.80, in Leinen je RM. 2.40.

Zwei Erzählungen aus der Welt des Kindes, bezaubernd in ihrer stillen Frömmigkeit, erschütternd in ihrer Menschlichkeit.

ERWIN BÄLZ

Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan

Tagebücher, Briefe, Berichte. Herausgegeben von Erwin Toku Bälz. Neuausgabe. Mit 22 Bildern. Kartoniert RM. 6.—, in Leinen RM. 7.50.

Aus diesem großangelegten Bildnis spricht ein Mann zu uns, der aus eigener Anteilnahme und tiefem Verstehen heraus für Japan und die Japaner und zugleich auch für Deutschland gewirkt und gelebt hat.

HAYNO FOCKEN

Schlupfer, der unverbesserliche Ur-Dackel

Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. Kartoniert RM. 2.—, in Leinen RM. 2.80.

Eine humoristische Verslegende von der Erschaffung des Dackels, von seinem eigensinnigen Erdendasein und von seinem Einzug in die Gefilde der Seligen.

Prospekte unberechnet. Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART

Der Weihnachtsmann hat seinen „Betrieb" auf Klein-Conti umgestellt

Er weiß aus eigener Erfahrung: Auf der Klein-Continental schreibt sich's spielend leicht. Die Schrift ist auch bei zahlreichen Durchschlägen sauber und immer zeilengerade. Jeder Brief sieht tadellos sauber und gewinnend aus. Die Maschinen sind in 3 verschiedenen Ausführungen von RM. 186.– an (mit Koffer) lieferbar.

Verlangen Sie bitte kostenlos das lustige Klein-Conti-Weihnachtsbuch K 80

WANDERER-WERKE
SIEGMAR-SCHÖNAU

Zwei bedeutende Romanschöpfungen
Ein stilles und ein bewegtes Buch

Otto Gmelin

Das Haus der Träume

Roman. in Leinen 4.80

Otto Gmelin gewinnt auch dem Heiligsten und dem Geheimnisvollsten, das oft gerade im Alltäglichen um uns webt, jene menschlichen Werte ab, ohne die keine Dichtung bestehen kann, und die sich nicht aussprechen, sondern nur durch den Zauber der Rede vermitteln lassen. Und diesen Zauber der Rede beherrscht Gmelin jetzt auf eine Weise, wie neben ihm vielleicht nur Hans Carossa unter den Lebenden es tut. Auch er schreibt wie mit dem Silberstift, und doch führt er ihn wieder auf seine Weise. Was sich da im stillen abspielt, das alles wird so unaufdringlich und so tief erschütternd ans Herz gebracht, daß wir die Tragödien und Erlösungen, die das Leben alle Tage mit sich bringt, deutlich miterleben können. Das Buch ist reif und ein kerndeutsches Buch dazu! Prof. Dr. Robert Petsch

---

Heinrich Hauser

Notre Dame von den Wogen

Roman. in Leinen 5.80

Ein Buch von der Seefahrt und der Weite des Meeres. Hauser ist hier zu seinem ursprünglichen Thema zurückgekehrt, gefahrenreiche Erlebnisse einer Segelreise nach Australien haben sich ihm zu einer innerlich bewegten Handlung verdichtet. Jener Mann, der engen Verhältnissen entfliehend das Wagnis echten Lebens sucht, findet sich an Bord des Seglers im Kampf mit den elementaren Gewalten vor ein neues Dasein gestellt. In Bildern und Träumen, in Verlangen und Verzicht zieht fern die große Welt vorbei, seltsam durchsichtig geworden nach der inneren Klärung, die sich mit dem Abstand vom alten Europa vollzieht.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Bücher, in denen unser Volk lebt

Erna Piffl

Deutsche Bauern in Ungarn

Mit einführenden Beiträgen von Prof. Dr. A. Haberlandt (Wien) und Dr. E. Rieger (Münster i. W.)

Den Grundstock des Buches bilden die schönen Aquarelle der Wiener Malerin Erna Piffl, wiedergegeben in achtfarbigem Offsetdruck. Dazu als Text eine Fülle volkstümlichen Sprachgutes: Familien- und Flurnamen, Sprüche und Reime, Lieder, Sagen und Schwänke, auch Kochrezepte! An diesen Kostbarkeiten muß jeder unverbildete Deutsche helle Freude haben!

64 Seiten mit 29 meist ganzseitigen, mehrfarbigen und 11 einfarbigen Abbildungen. Kartoniert Mk. 5.40, Leinen Mk. 7.80

Eupen-Malmedy-St. Vith

Ein Bilderbuch

Von Georg Dahl und Gerhard Metzger

Das Abbild einer deutschen Landschaft jenseits der Reichsgrenzen in Wort und Bild getreulich aufgezeichnet.

104 Seiten mit über 90 Abbildungen in bestem Kunstdruck Kartoniert Mk. 3.60, Leinen Mk. 5.—

Hans Retzlaff

Bauernhochzeit im Elsaß

Eine neue, besonders reizvolle Arbeit des hervorragenden Lichtbildners, ein Geschenk für Volkskundler und für — Brautleute!

48 Seiten mit 33 Bildern. Hübsch kartoniert Mk. 2.—

Walter Engelhardt

Ein Memelbilderbuch

Eine glückliche Verbindung von Wort und Bild zum Lobe einer eigenartig schönen, oft verkannten Landschaft im Norden des Reiches.

96 Seiten mit 127 Abbildungen
Ganzleinen RM. 5.—

Über alle hier aufgeführten Werke und über unsere sonstigen Veröffentlichungen Sonderdrucksachen bereitwilligst!

Verlag Grenze und Ausland
Berlin W 30

Neuerscheinungen 1937

RUDOLF NAUJOK

Gewitter am Morgen

Eine Liebesgeschichte von gestern

Broschiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Von Liebe und Schuld zweier junger Menschen verschiedener Herkunft erzählt dieser ungewöhnlich packende Roman.

JOSEF VIERA

Maria in Petersland

Ein Roman aus Deutsch-Ostafrika

Broschiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Das fesselnde Schicksal einer tapferen Kolonistin und der heldenmütige Kampf der Deutschen unter Lettow-Vorbeck.

LISA SCHULTZE-KUNSTMANN

Der Weg durch den Schatten

Ein Schauspieler-Roman

Broschiert RM. 3.—, Ganzleinen RM. 3.75

Von Glanz und Elend der großen Welt des Theaters und dem bewegten Leben eines erfolgreichen Künstlers

MAX NIEDERMAIER-WELL

Der Fähnrich

Ein Reiter-Roman

Broschiert RM. 3.50, Ganzleinen RM. 4.50

Ein Buch von den Taten tollkühner junger Helden aus dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges.

ANNA HILARIA VON ECKHEL

Rings um ein Streichquartett

Roman

Neue wohlfeile Ausgabe. Ganzleinen RM. 3.25

Das Wien Franz Schuberts und die ganze sonnige Welt des Biedermeier sind in diesem köstlichen Buche.

COSMUS FLAM, OTTO H. FLEISCHER

Die Winterpostille

Ein Lese- und Singbuch für Winter und Weihnacht
Mit 11, teils farbigen Bildtafeln

Neue wohlfeile Ausgabe. Halbleinen RM. 4.80

Eine „wahre Schatzkammer aller winterlichen und weihnachtlichen Herrlichkeit", die jetzt in verbilligter, inhaltlich unveränderter Ausgabe vorliegt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Vollständiges Verlagsverzeichnis und Sonderprospekte unentgeltlich vom

BERGSTADTVERLAG, BRESLAU

Unermüdlich sind aber tausend Hände für das WHW tätig.
Wo erfüllst du deine Pflicht?

NEUERSCHEINUNGEN

Friedrich Ludwig Jahn Romantiker der Tat

Herausgegeben von Dr. Alfred Weise. In Leinen RM. 3.50. Jahn, den unerbittlichen Bekenner, den aufbauenden Denker, den Sprachschöpfer in der Nachfolge Luthers und unermüdlichen Vorkämpfer für „Deutsches Volkstum" zu verlebendigen, will das vorliegende Jahn-Buch dienen.

Der ewig springende Quell Kurmärkische Märchen

Herausgegeben von Dr. Werner Mittelbach. In Leinen RM. 2.80. Fordern Sie bitte ausführliches Verlagsverzeichnis

ALFRED PROTTE VERLAG POTSDAM

Dr. Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch"

— DRESDEN

PHYSIKALISCH-DIÄTETISCHE HEILANSTALT

6 Fachärzte / Modernste Kurmittel
Ganzjähr. geöffnet / Waldgolfplatz!

SCHÖNE NEUE BÜCHER

Leo Weismantel

Eveline

Der Roman einer Ehe

Ungewöhnlich Tiefes und Reines über Liebe und Ehe, über Streben nach Vervollkommnung und Ineinanderaufgehen und über die qualvollen Widerstände in Mann und Frau spricht aus diesem innerlichen und wertvollen Buche. *Ganzleinen RM 6,50*

Agathe Lindner

Die Stimme Irgendwo

Der Roman eines suchenden Herzens

Eine junge hochbegabte Frau folgt der Stimme, die ihr „von irgendwo" tönt, und sucht den Sinn ihres Lebens. Sie durchstreift Afrika und Schottland. Da findet sie in Friesland Erfüllung in der tätigen Arbeit und in der Liebe. *Ganzleinen RM 6,80*

In jeder Buchhandlung erhältlich. Prospekte kostenlos.
Verlagshaus Bong & Co. / Berlin W 35

Abgeschlossen

durch den soeben erschienenen 3. Band liegt nun vor

Mayer-Kaindl-Pirchegger

Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs

von den ältesten Zeiten bis nach dem Weltkrieg

3 Leinenbände, zusammen 1140 Seiten, in einer Geschenkkassette

RM. **25.–**

Wird zu den besten Werken historischer Geschichtsschreibung auf gesamtdeutscher Grundlage gezählt.

Ein neues Standardwerk

über die Türkei von heute, entstand durch die vollständ. Umarbeitung der vergriffenen 1. Auflage v. J. 1935 des Werkes

Das Land Kamal Atatürks

von August R. v. Kral

2. vollst. umgearb. u. stark erweiterte Auflage 1937
356 Seiten mit 1 Register und 1 Karte
Kartoniert RM. 7.50; Leinen geb. RM. 9.–

Neueste Daten, Berücksichtigung auch der jüngsten Fortschritte und Vorkommnisse auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens und der Wirtschaft.

VERLANGEN SIE DIE SONDERPROSPEKTE

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG WIEN IX – LEIPZIG C 1